

Th. 21. 396 $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{5}$ - 15

<36639816960017

S

<36639816960017

Bayer. Staatsbibliothek

Th. Un. 396 # 15 - 15

DER ISLAM

IN SEINEM

EINFLUSS AUF DAS LEBEN SEINER BEKENNER

VON

JOHANNES HAURI,

Pfarrer in Davos.

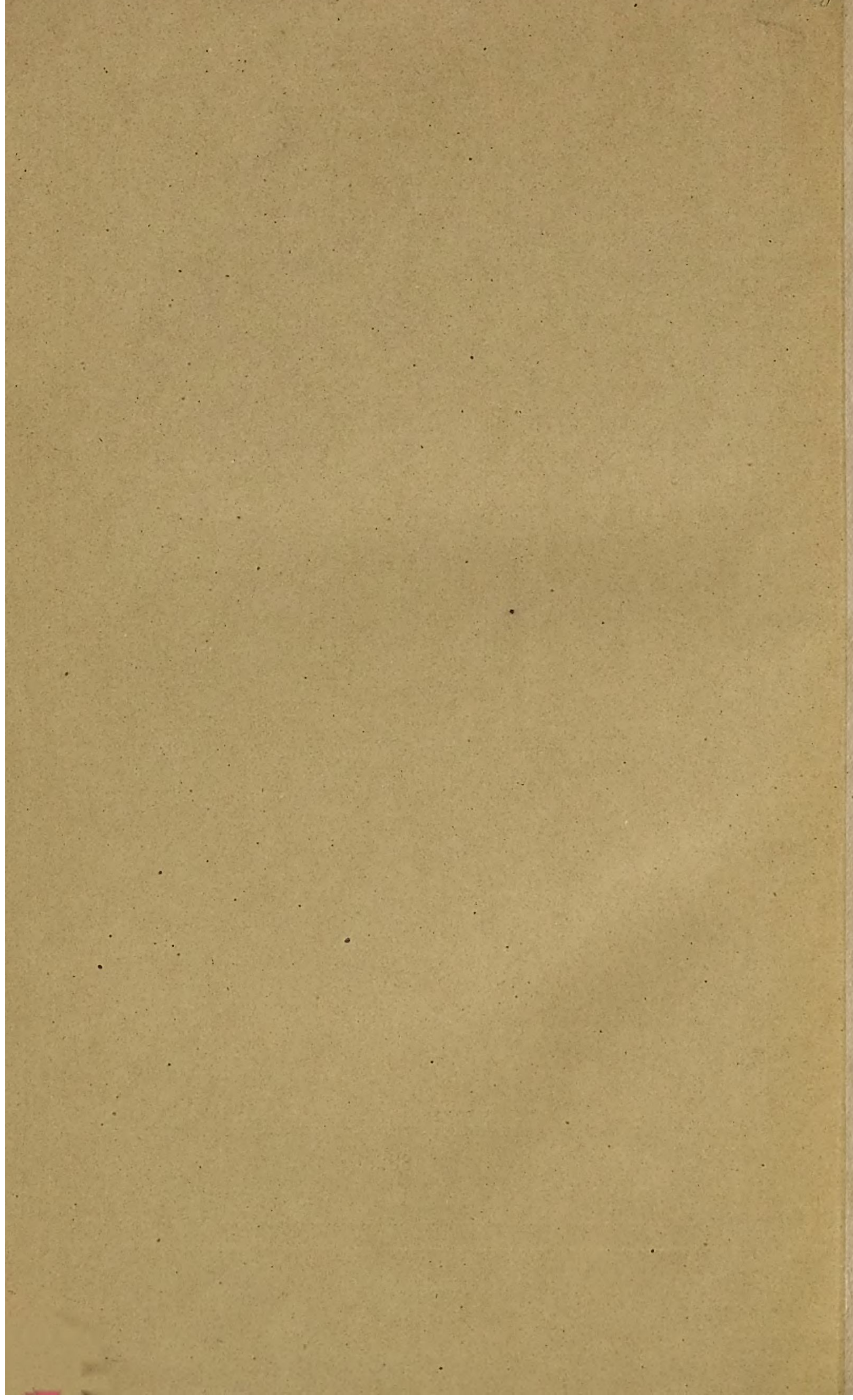
Werken EINE VON DER „HAAGER GESELLSCHAFT
ZUR VERTHEIDIGUNG DER CHRISTLICHEN RELIGION“
GEKRÖNTE PREISSCHRIFT.

LEIDEN, E. J. BRILL.

1882.

23 B 2

60/4 R



Th. Mn. 396 f

(5, 15)

butcher

L.

DER ISLAM.

+

Bayerische
Staatsbibliothek
München

DER ISLAM

IN SEINEM

Einfluss auf das Leben seiner Bekenner

VON

JOHANNES HAURI,

Pfarrer in Davos.

EINE VON DER »HAAGER GESELLSCHAFT
ZUR VERTHEIDIGUNG DER CHRISTLICHEN RELIGION»
GEKRÖNTE PREISSCHRIFT.



LEIDEN,
E. J. BRILL.

Wb/63/656

HERRN DR. THEOL.

HERMANN SCHULTZ,

PROFESSOR IN GÖTTINGEN,

IN DANKBARER VEREHRUNG

DER VERFASSEN.

Gottes ist der Osten und der Westen.

MOHAMMED.

VORWORT.

Die vorliegende Schrift ist eine Beantwortung der von der »Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion« im Jahre 1878 gestellten Preisfrage: »Welchen Einfluss hat der Islam gehabt und hat er jetzt noch auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner? Und was geht hieraus hervor in Hinsicht auf die Pflicht der Christenvölker gegen diese Religion und ihre Anhänger?«

Die Herren Directoren der Gesellschaft haben die ihnen eingereichte Abhandlung der goldenen Medaille und der Aufnahme in die Werke der Gesellschaft würdig befunden.

Ueber den Islam und seine Völker ist in jüngster Zeit viel Vortreffliches geschrieben worden. Während man früher die Religion und die übrigen Gebiete des Culturlebens in der Regel völlig getrennt darstellte, macht sich in den meisten neuern Arbeiten mehr oder weniger stark die Ueberzeugung geltend, dass der Zusammenhang der Religion mit den andern Gebieten in's Auge gefasst werden müsse, wenn man ein richtiges Urtheil sowohl über den Islam als über alle Erscheinungen der islamitischen Welt gewinnen wolle. Den entscheidenden Einfluss der Religion auf das gesammte Culturleben nachzuweisen, ist das eigentliche Ziel, das sich der Verfasser gesetzt hat.

Auf das Lob, ohne religiöse Voraussetzungen an seine Arbeit geschritten zu sein, erhebt er keinen Anspruch; vielmehr ist

er bei der Abfassung seiner Schrift von der Anschauung ausgegangen, dass die religiöse Entwicklung innerhalb des Volkes Israel, wie sie in Jesus Christus ihren Abschluss und ihre Vollendung gefunden hat, andern religiösen Erscheinungen gegenüber nicht eine nur relative Ueberlegenheit behaupten dürfe, sondern dass sie die normale, gottgewollte, das Christenthum also die vollkommene Religion sei. Er hofft seine Leser überzeugen zu können, dass dieser Standpunkt mit einer gerechten Beurtheilung anderer Religionen und mit der Würdigung ihres Wahrheitsgehaltes nicht unverträglich ist. Wenn die Schätzung des Islam, der man durchschnittlich in der gebildeten Welt begegnet, günstiger ist als die seinige, so scheint ihm diess nicht so sehr mit grösserer religiöser Unbefangenheit unserer Gebildeten zusammenzuhängen, als vielmehr mit den Nachwirkungen einer aus der Wissenschaft längst verschwundenen religionsphilosophischen Anschauung, die sich durch ihre mangelhaften religionsgeschichtlichen Kenntnisse zur Ueberschätzung der nichtchristlichen Religionsformen willig verleiten liess. Mag man von andern religiösen oder theologischen Standpunkten der Gegenwart aus manches Einzelne in anderm Lichte sehen als der Verfasser, im Grossen und Ganzen wird das Urtheil über den Islam schwerlich viel günstiger ausfallen.

Es ist möglich, dass er den Einfluss der Religion auf die Culturentwicklung da und dort zu hoch angeschlagen hat. Indessen wird dieser Fehler, wenn er begangen worden sein sollte, leicht seine Correctur finden, da heutzutage eher die entgegengesetzte Neigung vorhanden ist, auf physische und ethnologische Momente, die auch der Verfasser nicht übersehen hat, zu grosses Gewicht zu legen.

Von dem Bewusstsein geleitet, dass alle Einflüsse, die bei der Entfaltung einer Religion im Völkerleben mitspielen, durchaus zurücktreten hinter der unerbittlichen Consequenz, mit der sich das ursprüngliche Princip der Religion geltend macht, hat sich der Verfasser bemüht, den Unterschied der Principien, auf welche das Christenthum und der Islam gegründet sind, so kräftig

als möglich hervorzuheben. Dazu aber schien es ihm unerlässlich, die religiöse Entwicklung des Propheten, sowie die religiösen und politischen Ideen des Islam und deren Geschichte in ihren Hauptmomenten darzustellen.

Es mag scheinen, als habe der Verfasser die Grenzen seiner Aufgabe durch Hereinziehung vieles geschichtlichen, besonders religions- und culturgeschichtlichen Materials, das bereits anderwärts mustergiltige Darstellung gefunden hat und nur die Unterlage für das zu fällende Urtheil bildet, überschritten. Allein da er nicht für Fachgelehrte, denen er durchaus nichts Neues zu bieten vermag, sondern für gebildete Leser im Allgemeinen schreiben wollte, schien es ihm geboten, keine allzugrossen Voraussetzungen hinsichtlich der Kenntniss islamitischer Zustände, besonders der Vergangenheit, zu machen.

Aus persönlicher Anschauung des Orients kann der Verfasser nicht sprechen; er hat diesen Mangel durch möglichst umfassende und vorsichtige Benützung der einschlägigen Litteratur einigermaßen zu ersetzen gesucht. Um ein Quellenstudium im engsten Sinne des Wortes konnte es sich freilich für ihn nicht handeln. Die islamitische Litteratur älterer und neuerer Zeit war ihm nur in der Gestalt von Uebersetzungen und Bearbeitungen zugänglich. Der Zweck, den er sich gesetzt hatte, schien ihm aber auch so erreichbar, zumal ihm die ausgezeichneten, auf gründlicher Quellenforschung beruhenden Werke eines Dozy, Sprenger, von Kremer und anderer Kenner der islamitischen Welt ein reiches Material zur Verfügung stellten.

Um nicht die Anmerkungen in störender Weise zu häufen, sind die benützten Quellen in der Regel am Anfang der einzelnen Abschnitte angegeben worden. Genauere Angaben wird man nur da finden, wo die betreffende Notiz von besonderer Wichtigkeit ist, oder wo die blosser Nennung eines Werkes aus irgend einem Grunde nicht zu genügen schien. Ausser den angeführten Schriften sind natürlich noch manche andere, besonders Reisewerke, Zeitschriften und Zeitungen, mehr oder weniger zu Rathe gezogen worden; eine vollständige Aufzäh-

lung derselben schien weder nöthig noch zweckmässig zu sein.

Es ist dem Verfasser eine angenehme Pflicht, dem Herrn Universitätsbibliothekar Dr. L. Sieber in Basel, durch dessen Güte ihm viele der wichtigsten Quellen zugänglich geworden sind, und ebenso seinem hochverehrten Freunde, Herrn Professor Dr. Ziebarth in Göttingen, der ihn bei seiner Arbeit auf verschiedene Weise gefördert hat, an dieser Stelle seinen wärmsten Dank auszusprechen. Zu gleichem Danke fühlt er sich den Herren Directoren der Haager Gesellschaft, insbesondere auch deren Actuar, Herrn Prof. Dr. Kuenen in Leiden, verpflichtet, sowohl für die wohlwollende Beurtheilung seiner Abhandlung und die schätzbaren Winke, welche sie ihm für die letzte Bearbeitung derselben zukommen liessen, als auch für die Mühe, welche sie sich um das Manuscript und dessen Druck gegeben haben.

Davos, den 16. November 1881.

DER VERFASSEN.

INHALTSÜBERSICHT.

	Seite
Einleitung	1
Die orientalische Frage. — Die Welt des Islam. — Beurtheilung des Islam.	
I. Der Prophet der Araber	4
Der Character des Arabers. — Arabien im sechsten Jahrhundert. — Allah und die Dschinnen. — Mekka und die Kaaba. — Hanife, Christen und Juden. — Mohammeds Jugend und Verheirathung. — Seine Krankheit. — Die erste Offenbarung. — Selbstbetrug. — Widerstand der Koraischiten. — Ein Accommodationsversuch. — Jüdische Einflüsse. — Mohammeds Glaube an seine Sendung. — Der Rückzug nach Medina. — Organisation der Gemeinde. — Die ersten Kämpfe. — Mohammeds Rachsucht. — Einnahme Mekkas. — Bekanntschaft mit dem Christenthum. — Der Harem. — Sinken der religiösen Kraft. — Schöne Züge aus dem Privatleben des Propheten. — Letzte Predigt und Tod. — Der sittliche Werth des Propheten.	
II. Der Islam	42
Der Koran. — Der Islam keine neue Religion. — Der deistische Gottesbegriff — Die Vorherbestimmungslehre. — Die Lehre vom Prophetenthum, Offenbarung und Glaube. — Die Sittlichkeit und ihre Mängel. — Das Ceremonialgesetz. Gebet, Reinigungen, Fasten. — Die Wallfahrt. — Die Armentaxe und der heilige Krieg. — Urtheil über den Islam.	
III. Orthodoxie und Schiitismus	62
Religion und Leben. — Indifferentismus der Araber. — Düstere Frömmigkeit der ersten Zeit. — Die Sonna. — Die orthodoxen Schulen. — Scholastik. — Verweltlichung der Geist-	

lichkeit. — Character der islamitischen Frömmigkeit. — Feste und Massenversammlungen. — Der Fluch des Formelwesens. — Die Sittlichkeit in ihren Licht- und Schattenseiten. — Der Aberglaube. — Die Schia. — Die Imamsfrage. — Ismaïlitische Propaganda. — Assassinen, Drusen, Nussairier. — Machtlosigkeit des Islam fremden Ideen gegenüber. — Der gemässigte Schiitismus.

IV. Weiterbildungen und Reformversuche 97

Die Motaziliten. — Zersetzung des Islam. — Die Sufis. — Die Derwischorden. — Sittliche Laxheit der Sufis. — Das Grab des Propheten. — Lebende und todte Heilige. — Die Gräber der Aliden. — Die Wahabiten. — Spuren des Wahabismus in Afrika und Indien. — Der Reformversuch Babs. — Islam und Christenthum.

V. Das Leben der Familie 120

Stellung des Weibes in Arabien. — Verbesserung derselben durch den Islam. — Schädliche Bestimmungen des Korans über Scheidung und Verhüllung. — Die Frauen der ersten Zeit. — Das Haremsleben und seine Folgen. — Das häusliche Leben der Gegenwart. — Verheirathung. — Das getheilte Haus. — Geistige Verkümmernng des Weibes. — Das sittliche Leben der Frauen. — Familienleben. — Erziehung. — Lichtseiten. — Die Frauen der orientalischen Christen. — Zusammenfassung.

VI. Das Leben der Gesellschaft 148

Milde Slavengesetze. — Folgen der Slavery. — Türkische Slavinnen. — Slavery in Mittelasien. — Schwarze Slaven. — Abschaffung der Slavery. — Die Schutzgenossen. — Christenverfolgungen. — Die Rajahs in der Türkei. — Christliche und moslimische Intoleranz. — Die herrschenden Classen. — Demokratische Tendenz des Islam. — Die persischen Neumoslime. — Das Schwinden des Adels. — Der Mittelstand. — Slavenaristokratie. — Der Lehnsadel. — Beamtenaristokratie. — Der Begriff des Vaterlandes. — Zersetzung der Gesellschaft.

VII. Die Cultur des Islam 172

Schwierigkeit gerechter Beurtheilung. — Einfachheit der ersten Zeit. — Die Prachtbauten. — Genussleben. — Gemeinnützige Stiftungen. — Ackerbau, Gewerbe und Handel. —

Antheil des Islam an der Cultur. — Mängel islamitischer Cultur. — Das Raubsystem. — Der frühe Verfall. — Natürliche Ursachen desselben. — Schuld des Islam. — Das Beduinenelement. — Folgen der Auflösung des Chalifenreiches. — Die islamitische Cultur überflügelt durch die christliche. — Persien und die Türkei.

VIII. Schule, Wissenschaft und Kunst 194

Die Elementarschule. — Lehrgegenstände. — Die Schule in verschiedenen Ländern. — Die höhern Schulen. — Theologie und Rechtswissenschaft. — Beförderung der Wissenschaft durch den Islam. — Exacte Wissenschaften. — Philosophie. — Bibliotheken. — Einseitigkeit islamitischer Wissenschaft. — Verfall. — Feindschaft der Orthodoxie. — Wissenschaftliches Leben der Gegenwart. — Reformversuche. — Die arabische Poesie. — Leichtfertige und pessimistische Dichter. — Gesang und Musik. — Musicalischer Enthusiasmus der Chalifenzeit. — Neupersische Poesie. — Das religiöse Drama. — Poesie und Musik in der Gegenwart. — Das Bildungsideal der Neuzeit. — Der Islam und die bildende Kunst. — Sein Einfluss auf die Architectur. — Schlussbetrachtung.

IX. Die moslimischen Herrscher 235

Der Islam als politisches System. — Die Frage der Thronfolge. — Das Chalifat. — Das Sultanat. — Geistliche und weltliche Macht in Einer Hand. — Einschränkung des Despotismus durch den Islam. — Politische Macht der Ulema. — Schädliche Wirkungen des Islam. — Wahlrecht und Erbfolge. — Familienmorde. — Der Thronwechsel im Hause Osmans. — Die Leibwache. — Wirkung des Haremslebens auf die Dynastieen.

X. Der heilige Krieg und das Heer 253

Vertheidigungs- oder Angriffskrieg? — Religiöse Begeisterung und Habgier vereinigt. — Die Ausbeutung der Culturländer. — Der Aufruf zum heiligen Krieg. — Disciplin der moslimischen Heere. — Die Nachtheile des heiligen Krieges. — Das Kriebsrecht und seine Handhabung. — Grausamkeiten.

XI. Die innern staatlichen Einrichtungen 264

Der Communismus der ersten Zeit. — Besteuerungssystem. —

INHALTSÜBERSICHT.

Seite

Grundbesitz der Moslime. — Sinken der Staatseinnahmen. — Die Statthalterschaften. — Das Wezirat. — Andere Aemter. — Selbständigkeit der Gemeinden. — Ungenügende Trennung der Gewalten. — Oeffentliche Sicherheit. — Das Strafrecht. — Das Erbrecht. — Mängel des Gerichtswesens. — Mängel der Verwaltung. — Steuerdruck. — Die Staatseinnahmen in Zahlen. — Die Militärlehen im türkischen Reiche. — Steuerverpachtung und Wakuf. — Reformen Mahmuds II. — Die Beamtenwirthschaft im türkischen Reiche. — Egypten.

XII. Rückschau und Ausblick 299

Die schaffenden Kräfte im Islam. — Die zerstörenden Kräfte. — Zwei Weltauffassungen. — Ursachen der Erfolge des Islam. — Seine providentielle Stellung. — Sinken der religiösen Kraft. — Fortschritte des Islam in Afrika und Ostasien. — Reformfähigkeit des Islam verneint.

XIII. Die Pflichten der christlichen Völker 319

Christliche Missionsthätigkeit. — Ihre geringen Erfolge. — Hindernisse derselben. — Mission in Indien möglich. — Die Aufgabe der christlichen Regierungen in den unterworfenen Ländern. — Britisch-Indien. — Niederländisch-Indien. — Algier. — Russlands Culturaufgabe. — Pflichten gegen Afrika. — Pflichten gegen die von Moslimen beherrschten Länder. — Reformen im osmanischen Reiche. — Deren Undurchführbarkeit. — Alt- und Jungtürken. — Die christliche Bevölkerung des osmanischen Reiches. — Die Politik der Westmächte und Russlands. — Keine moslimischen Dynastien mehr! — Die Schulen der Mission. — Wiederbelebung der orientalischen Kirchen. — Abendländische Colonieen. — Hoffnung auf Regeneration der moslimischen Völker. — Schlusswort.

E I N L E I T U N G.

Mehr als je sind in unsern Tagen die Blicke der europäischen Welt nach dem Osten gerichtet. Die christlichen Völker sehen sich vor die unabweisbare Aufgabe gestellt, in der Welt des Islam grosse sociale, politische und culturelle Probleme zu lösen, die wir gewöhnlich unter dem Namen der orientalischen Frage zusammenfassen. Dass diese Frage keine bloss politische ist, dass sie also weder bloss am Tische der Diplomaten noch bloss auf dem Schlachtfelde gelöst werden kann, ist allgemein zugestanden. Es handelt sich ja dabei um das Schicksal einer Welt, die nach Jahrhunderte langem Bestand ihrem Untergang entgegenzugehen droht, und die Frage ist: Wiedergeburt oder Tod? und: wie soll das Eine oder das Andere sich vollziehen?

Eine erträgliche Lösung dieser Frage kann natürlich nur auf Grund einer genauen Kenntniss des eigenartigen Lebens der islamitischen Welt, ihrer Vergangenheit wie ihrer Gegenwart, gelingen. Lange Zeit war das Abendland über dieselbe völlig im Dunkeln. Erst seit etwa einem halben Jahrhundert hat man sich genauer mit ihr zu beschäftigen angefangen; in dieser Zeit ist auf dem Gebiete morgenländischer Wissenschaft Vieles gethan worden, was jene fremde Welt unserm Verständnisse näher zu rücken vermag; insbesondere die beiden letzten Jahrzehnte haben treffliche völker- und religionsgeschichtliche Leistungen

aufzuweisen, die uns einen klaren Einblick in die Entwicklung der islamitischen Völker gewinnen lassen.

Trotzdem ist bis heute die Kenntniss mohammedanischer Verhältnisse bei den Gebildeten Europas eine erstaunlich mangelhafte geblieben. Wenn wir täglich sehen, mit welcher Oberflächlichkeit in der Tagespresse über die Zustände des Ostens geurtheilt wird; welche Unkenntniss sogar Staatsmänner an den Tag legen, die berufen sind, in die Geschicke desselben einzugreifen; wie die europäischen Diplomaten sich von ihren asiatischen Collegen Sand in die Augen streuen lassen — dann drängt sich unwillkürlich der Wunsch auf, eine etwas genauere Kenntniss der Welt des Islam sich verbreiten zu sehen.

Wenn wir von einer Welt des Islam sprechen, so sagen wir damit, dass die Religion, die wir als den Islam bezeichnen, vom entscheidendsten Einfluss auf das Leben einer grossen Völkergruppe gewesen sei. Dieser Satz ist im Wesentlichen unbestritten. Obwohl die Völker des Islam den verschiedensten Stämmen angehören, bildet doch die islamitische Welt eine Einheit in noch höherem Masse als die christliche, so dass wir nicht umhin können, einen sehr bedeutenden Einfluss jener Religion auf das Leben ihrer Völker anzunehmen, wenn auch darüber Streit sein mag, inwieweit climatische und ethnologische Bedingungen bei jener Uniformität mitgewirkt haben. An diesem Einfluss der Religion kann um so weniger gezweifelt werden, als bekanntlich das Buch des arabischen Propheten nicht nur für das religiöse sondern auch für das sociale und politische Leben der Gläubigen Gesetze vorschreibt. Nach ihm gestaltet der Privatmann sein Hauswesen, nach ihm regiert der Sultan seine Völker; von Marokko bis zum indischen Archipel übt der Koran massgebenden Einfluss auf die Formen und Ordnungen des gesamten menschlichen Daseins, wie er es vor Jahrhunderten gethan.

Welcher Art ist dieser Einfluss? Ueber den Islam und seinen

Stifter sind in der Christenheit je und je die widersprechendsten Ansichten geäußert worden. Das christliche Mittelalter sah im Islam fluchwürdiges Heidenthum; Luther und die Reformatoren überhaupt betrachteten Mohammed als einen teuflischen Verführer; der Rationalismus pries ihn als einen der grossen Wohlthäter der Menschheit, der hinter Christus wenig oder gar nicht zurückstehe. Noch heute ist man zu keinem übereinstimmenden Urtheile gelangt. Den Einen gilt der Islam als ein Werk menschlicher Betrügerei und Bosheit, ja als ein Erzeugniss satanischer Einwirkungen, den Andern als die Stiftung eines gottbegeisterten Propheten und Gesetzgebers. Manche erblicken darin ein Culturmittel ersten Ranges, das der Welt nicht weniger Segen gebracht haben soll als das Christenthum; spukt doch noch jetzt in vielen Köpfen der Gedanke, dass der Koran in manchem Stücke eine höhere Sittlichkeit lehre als das heilige Buch der Christen. Andere betrachten ihn als einen Hemmschuh für jeden wahren Fortschritt, als einen Feind und Zerstörer aller Cultur, während noch Andere ihn als eine Brücke ansehen möchten, welche den heidnischen Völkern den Uebergang vom Götzendienste zum Christenthum zu erleichtern bestimmt sei.

Wo liegt nun die Wahrheit? Welchen Einfluss hat der Islam gehabt und hat er noch auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner? Mit der Untersuchung dieser Frage wollen die vorliegenden Blätter sich befassen. Vielleicht, dass wir aus dem Ergebniss derselben einige Folgerungen ziehen können hinsichtlich der Pflichten der christlichen Völker gegen diese Religion und ihre Anhänger.

I.

DER PROPHET DER ARABER.

Ehe wir uns mit Mohammed und seiner Religion beschäftigen, müssen wir einen Blick auf die Zustände des arabischen Volkes um das Jahr 600 nach Christo werfen, des Volkes, dem der Stifter des Islam entsprungen ist, und dessen Characterzüge, Sitten und Bräuche auf die Stiftung des Propheten einen tiefgreifenden Einfluss geübt haben.

Der Araber ist ein echter Sohn seines Heimatlandes, das bekanntlich grösstentheils Beduinenboden ist. Aus dem Leben in der Wüste hat sich bei ihm der unbezähmbare Freiheitsdrang entwickelt, der keine Herrschaft duldet, dem sogar eine feste staatliche Ordnung zuwider ist. Als ein Geschenk der Wüste haben wir auch das stark entwickelte Selbstgefühl des Arabers zu betrachten. Das Beduinenleben verlangt von dem Manne früh eine gewisse Selbständigkeit; es begünstigt die Mannestugend, während es den bürgerlichen Tugenden keinen Raum gewährt. So finden wir denn bei dem Araber stolze Selbstachtung, ein hochgesteigertes Gefühl für persönliche Würde, welches ihn treibt, rühmliche Thaten zu vollbringen, die verletzte Ehre unerbittlich zu rächen, sich gross zu zeigen durch Gastfreundschaft und Beschützung Hilfsbedürftiger. Der Wunsch, von sich reden zu machen und für grossmüthig zu gelten, lässt

ihn nicht selten die angeborene Roheit und die durch die Armuth der Wüste genährte Habgier überwinden, so dass wir neben schmutzigem Geiz und niedriger Gesinnung auffallenden Zügen edelster Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung begegnen.

Mit dem Freiheitsdrang und dem Selbstgefühl, das der Araber seines Gleichen gegenüber an den Tag legt, steht scheinbar in Widerspruch eine eigenthümliche Resignation und willenlose Ergebung in's Unvermeidliche, wo ihm die stärkern Mächte der Natur entgentreten. Aber auch dieser Zug hängt mit dem Wüstenleben zusammen; die Wüste sichert dem Araber die Unabhängigkeit von Menschen, aber zugleich zieht sie der Entfaltung menschlicher Geistesthätigkeit sehr bestimmte Schranken; arm wie das Leben der Natur ist das der Gesellschaft; dieselben Verhältnisse machen sich überall geltend, eine kleine Summe von Geschäften kehrt unerbittlich wieder, nur selten vermag menschliche Anstrengung der Wüste abzufordern, was sie nicht freiwillig giebt. Damit hängt auch die religiöse Gleichgiltigkeit des Arabers zusammen; von den Göttern hat er wenig zu hoffen, wenig zu fürchten. Wenn ihn aber einmal unter besonderer Gunst der Umstände die religiöse Stimmung ergreift, dann wird sie um so leidenschaftlicher, je weniger andere Interessen seine Seele in Anspruch nehmen, und aus dem Indifferentismus wird willenlose Hingabe an das Göttliche.

Der Natur der Wüste müssen wir zuschreiben die nervöse Erregbarkeit des Arabers, das entschiedene Ueberwiegen der Leidenschaft über die Ueberlegung; die eigenthümliche Phantasie, die, weil die Wüste ihr wenig Bilder zuführt, dem Gegebenen immer neue Seiten abgewinnt und es bis in's Einzelste verfolgt, die planlos in's Blaue schweift und Bild an Bild reiht, ohne die Kraft zu besitzen, aus der Mannichfaltigkeit des Einzelnen ein Ganzes zu gestalten; überhaupt die Beweglichkeit des Geistes, welche alles sieht, für alles sich interessirt und es bis zu einem

gewissen Grade versteht, aber das Auseinanderliegende nicht zusammenzuschauen und nicht in die Tiefe zu dringen vermag.

Am Ende des sechsten Jahrhunderts führte nur noch der fünfte Theil der Bevölkerung Arabiens das alte Beduinenleben. Nicht nur hatte sich bei den Joktaniden in Jemen, der südwestlichen Ecke der Halbinsel, früh eine auf Ackerbau und Handel beruhende Cultur entwickelt, sondern auch die übrigen arabischen Stämme, die ihren Ursprung von Ismaël, dem Sohne Abrahams, herleiteten, hatten eine Lebensweise angenommen, welche nur noch als eine halbnomadische bezeichnet werden kann. Denn nicht bloss im Hedschas, dem westlichen Küstenstrich, sondern sogar im Innern des Landes, im wüsten Nedsch, finden wir eine Anzahl von Städten, deren Bewohner sich von Ackerbau, Viehzucht und Handel nähren. Den Nomadencharacter allerdings hatten sich auch die Städtebewohner bewahrt; das Stammesregiment und eine grosse Leichtigkeit den Ort zu wechseln war ihnen geblieben. Die Familie ersetzte auch bei ihnen wie bei den Beduinen den Staatsverband. Der Stammhalter der mächtigsten Familie war zugleich das Haupt des ganzen Stammes; in dieser Eigenschaft fällte er die richterliche Entscheidung und führte er die waffenfähige Mannschaft.

Während im Norden und Nordosten Byzantiner und Perser viele Stämme in eine gewisse Abhängigkeit gebracht hatten, war den Bewohnern des Nedschd und des Hedschas die alte Beduinenfreiheit geblieben. Manchmal vereinigten sich mehrere Stämme zu gemeinsamen Kriegs- und Raubzügen; doch dauerte die Eintracht selten lange, weil die allgemein verbreitete Sitte der Blutrache zum Streit immer neuen Anlass gab. Man rächte das vergossene Blut auch an den Verwandten des Mörders, so dass ganze grosse Familien, ja sogar ganze Stämme der Blutrache zum Opfer fielen. Auch die Handelsstädte lagen unter einander häufig im Streit, weil dort zum Stammeshass noch die kaufmännische Eifersucht sich gesellte.

So roh und naturwüchsig im Grossen und Ganzen das Leben der arabischen Stämme geblieben war, in den Städten hatte sich doch eine eigenthümliche Cultur entwickelt, indem sich mit den Beduinengewohnheiten der Luxus und die Lebensweise der persischen und byzantinischen Städte verbunden hatte. Es ist diess hauptsächlich dem Handel zuzuschreiben. Die Städtebewohner vermittelten den Verkehr zwischen Nord und Süd; sie brachten aus Jemen in grossen Karawanen Silber, Gold, Rosinen und schwarze Slaven nach Syrien und tauschten dort diese Waaren gegen Tuche und weisse Slaven um. Dieser Handel brachte nicht geringe Reichthümer in die Städte. Man weiss z. B., dass im Jahre 624 n. Chr. eine Karawane aus Gaza nach Mekka abging, deren Waaren einen Werth von einer halben Million Franken hatten. Die Mekkaner mögen daran etwa die Hälfte gewonnen haben. In den Häusern der reichen Kaufleute wurde grosser Aufwand gemacht; bei Gastmählern trank man aus kostbaren Pokalen; auf silbernen und goldenen Gefässen wurden seltene Wohlgerüche verbrannt, und persische oder byzantinische Slavinnen unterhielten die Gäste durch Gesang und Saitenspiel. *

Auch andere Züge deuten auf eine gewisse Höhe der Cultur. In der arabischen Poesie, die damals schon in hoher Blüte stand, begegnen wir nicht selten einer merkwürdigen Tiefe der Empfindung und einem entschiedenen Adel der Gesinnung. Nicht nur die alten Stammeshelden wurden im Liede gefeiert, sondern auch den Frauen zollte man eine ritterliche Verehrung. Hervorragende Frauen aus edlem Geschlechte genossen hohes Ansehen wie kaum bei einem andern Volke des Orients. Allein wir dürfen uns nicht verhehlen, dass solche Züge sich nur bei einzelnen hervorragenden Familien oder Stämmen finden. Die grosse Masse

* A. v. Kremer, Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Wien. 1875. I. Bd. S. 22 ff.

der Araber war auf einer viel tiefern Stufe der Entwicklung geblieben. Dafür zeugt die Sitte, neugeborene Mädchen lebendig zu begraben, die starke Verbreitung der Vielweiberei, die rohe Behandlung und die Ueberbürdung mit Arbeit, welche die meisten Frauen sich mussten gefallen lassen, besonders auch der niedrige Stand der arabischen Religion.

Der Gegenstand, dem unsere Untersuchung gewidmet ist, verlangt, dass wir die religiösen Verhältnisse im alten Arabien etwas genauer in's Auge fassen. Leider gehen die Ansichten der Gelehrten darüber weit aus einander, aber so wie im Augenblick der Stand der Frage ist, scheint uns Folgendes am wahrscheinlichsten zu sein *.

Die Araber verehrten ursprünglich wie die übrigen Semiten einen höchsten Gott; nicht so, dass seine Existenz das Dasein anderer Götter ausgeschlossen hätte, sondern als den ausschliesslich den Arabern gehörenden Gott, neben welchem die Götter anderer Völker für sie nicht in Betracht kamen. Man nannte ihn Allah, den Mächtigen, Starken. Ihm untergeordnet dachte man sich eine unbestimmte Anzahl von Machtwesen, Personifikationen von Naturkräften, welche zum Theil von einzelnen Stämmen in Anspruch genommen wurden. Hinter ihnen, den Dschinnen oder Töchtern Allahs — sie waren meist weiblichen Geschlechts — war Allah im Laufe der Zeit immer mehr zurückgetreten. Von den Opfern brachte man in der Regel die eine Hälfte Allah, die andere der Stammesgottheit dar. Waren die Theile ungleich, so bekam Allah unfehlbar den schlechtern. Was vom Acker der Stammesgottheit durch den Wind auf

* A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868. S. 1 ff. R. Dozy, Essai sur l'histoire de l'Islamisme. Leyde et Paris. 1879. S. 1 ff. Den kühnen Ausführungen in Dozys Schrift: »Die Israeliten zu Mekka von Davids Zeit bis in's fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung'' (Leipzig und Haarlem, 1864) vermag sich der Verfasser nicht anzuschliessen.

Allahs Acker hinübergetragen wurde, das holte man zurück, was aber von Allahs Acker weggeweht wurde, blieb liegen.

Als Symbole der Nähe einer Gottheit wurden heilige Steine und Bäume verehrt, wie diess auch bei andern semitischen Stämmen, z. B. bei den Hebräern, geschah. * Die Heiligthümer waren sehr einfach; der heilige Baum oder Stein war meist nur von einer roh aufgeführten Steinmauer umschlossen. Der geweihte Bezirk stand unter der Hut einer angesehenen Familie; ein eigentliches Priesterthum kannte man nicht. Der Gottesdienst bestand in Wallfahrten zu dem Heiligthum, in feierlichen Umzügen um dasselbe, in blutigen und unblutigen Opfern. In der Regel war das Heiligthum auch Orakelstätte. Man mischte z. B. in einem Sack drei Pfeile von verschiedener Farbe, von denen der eine gebot, der andere verbot, der dritte Aufschub verlangte. Der Pfeil, der gezogen wurde, verkündete den Willen der Gottheit.

Im sechsten Jahrhundert nach Christo war die arabische Religion tief gesunken. Das Symbol für die Nähe der Gottheit, der heilige Stein oder Baum, war zum Fetisch geworden. Aus Syrien hatte man Götzenbilder eingeführt, aus Jemen, wo der Sterndienst herrschte, waren neue religiöse Vorstellungen und Bräuche eingedrungen. Die Mehrzahl des Volkes kümmerte sich wenig mehr um ihre Götter. Zwar übte man die altgewohnten Ceremonien; man wallfahrtete zu den Heiligthümern der Lat, der Ozza, der Manah in den Städten des Hedschas, zu der uralten heiligen Stätte bei Mekka und zum Berge Arafa, aber die Ehrfurcht vor den Göttern war geschwunden. Schien ein Gott seine Hilfe zu versagen, so beschimpfte man ihn und kün-

* Wir erinnern an den Stein Jacobs zu Bethel, Gen. 28, 18; 31, 13; an den Stein, den Samuel als »Stein der Hilfe« nach siegreicher Schlacht aufrichtete, 1 Sam. 7, 12; an den Hain Mamre Gen. 13, 18; an die Palme der Deborah, Richt. 4, 5.

dete ihm den Dienst; hatte er dem Flehenden Hilfe gewährt, so unterliess dieser häufig unter irgend einem Vorwande das versprochene Opfer oder brachte wenigstens ein schlechteres dar, statt des Schafes eine Gazelle. Dem Orakel gehorchte man nur, wenn seine Weisung mit dem eigenen Wunsche übereinstimmte. Als z. B. ein Araber mit Pfeilen looste, um zu erfahren, ob er den Tod seines Vaters rächen solle oder nicht, und drei Mal der Pfeil »Verbot« herauskam, zerbrach er die Pfeile und schleuderte sie wüthend dem Götzen an den Kopf, indem er rief: »Du Elender! wenn der Getödtete dein Vater gewesen wäre, so würdest du die Rache nicht verbieten.«

Unter den Wallfahrtsstätten Arabiens war die besuchteste die Kaaba bei Mekka, ein altes Heiligthum des höchsten Gottes. Die günstige Lage der Stadt — sie liegt in einem sandigen Thale des Hedschas, zwei Tagereisen vom Meere, in der Mitte zwischen Jemen und dem alten Petra an der Haupthandelsstrasse — hatte sie zu einer grossen Handelsstadt und ihre heilige Stätte zu einem Centralheiligthum aller arabischen Stämme werden lassen. Die Kaaba — der Name bedeutet Würfel — bestand aus einem von vier mannshohen Mauern umgebenen, unbedeckten Raume von etwa 250 Fuss Umfang. In diesem Raume stand das Bild Hobals, des Stammesgottes der Koraischiten, welche damals Mekka bewohnten. Ein Häuptling hatte es um's Jahr 200 n. Chr. aus Syrien gebracht. Ausser demselben befanden sich noch zahlreiche andere Bilder, die Götter anderer Stämme, in der Kaaba, darunter auch ein Bild Abrahams und eine Jungfrau Maria mit dem Kinde. Der Gegenstand höchster Verehrung aber war ein uralter schwarzer Stein, der vom Himmel gekommen sein sollte. Ob er ein Aërolith ist oder ein Stück vulkanischen Basalts, ob er aus dem Berge Abu-Kobais oder anders woher stammt, ist heute noch eine ungelöste Frage. Am wahrscheinlichsten scheint uns, dass er ein gewöhnlicher Stein aus der Umgebung Mekkas ist, der

ursprünglich nur ein Symbol der Nähe Allahs sein sollte. Wie dem auch sei, dieser Stein, der auf der äussern Seite der östlichen Mauer der Kaaba eingemauert war, wurde als das eigentliche Kleinod des Heiligthums angesehen.

Das Gebiet Mekkas galt als unverletzlich, und während der Wallfahrt ruhten in ganz Arabien die Waffen. Im siebenten Monat, im Radschab, wurde die kleinere, während des letzten und der zwei ersten Monate die grössere Wallfahrt vollzogen. Die Araber wussten über die Entstehung der geweihten Stätte und die ursprüngliche Bedeutung der Wallfahrtsbräuche längst nichts mehr. In den Ihram, einen einfachen Pilgeranzug, gehüllt, kamen die Wallfahrer zur Kaaba; sie riefen dort ihr »Lebbeika'', was man gewöhnlich mit »Ich bin zu deinem Dienst bereit'' übersetzt, und sprachen das Bekenntniss: »Gott, du hast keine Genossen, oder wenn du welche hast, sind sie in deiner Gewalt und herrschen nicht.'' Dann betete man vor dem schwarzen Stein, küsste ihn und umschritt sieben Mal die Kaaba. Von da zog man zu dem sechs Stunden weit entfernten Berge Arafat, dann in's Thal Mina, in welchem sieben heilige Steine aufgerichtet waren, vielleicht als Sinnbilder der Planeten. Jeder Pilger warf drei Steine an den Fuss der sieben und brachte ein Opfer dar. Endlich kehrte man zur Kaaba zurück, um nochmals einen Umzug zu halten.

Ueber die anderweitigen religiösen Vorstellungen der Araber wissen wir wenig. Die Meisten scheinen an ein Leben nach dem Tode geglaubt zu haben. Der Widerspruch der sich gegen diesen Glauben erhob, bezog sich meist nur auf die Auferstehung des Leibes, doch war auch diese vielfach anerkannt; denn manche Araber gaben ihren Todten Reitthiere mit in's Grab. Ein Araber spricht zu seinem Sohn:

»Zur Reise einst, mein lieber Sohn, gieb mir in's Grab
Zum Ritt ein Thier, und lege ihm den Sattel auf,
Dass, wenn es heisst: Nun auf zum Marsch! ich reiten kann

Beim Aufersteh'n, wenn Glied an Glied sich drängt zu Hauf,
Wenn alle die, so nicht der Herr ganz niederstreckt,
Fortzieh'n gedrängt, auch strauchelnd zieh'n mühsamen Lauf."

Unter dem Einflusse jüdischer Stämme, die sich in Arabien angesiedelt hatten, waren die Erinnerungen an eine ursprüngliche reinere Gottesverehrung wieder aufgewacht. Es ging, schon ehe Mohammed auftrat, ein monotheistischer Zug durch die Zeit. Als den Stifter der reinern Religion betrachtete man Ibrahim (Abraham), den Freund Gottes. Sein Name sowie der seines Sohnes Ismaël wurde mit der Kaaba in Verbindung gebracht. Eine Anzahl Männer — man nannte sie Hanife, Freidenker — wollten die Religion Abrahams herstellen; sie bekannten die Einheit Gottes und glaubten an eine Offenbarung, an eine Auferstehung und einen Tag der Vergeltung. Manche von ihnen suchten auf die Sittlichkeit des Volkes verbessernd einzuwirken. Sie redeten gegen Weingenuss und Buhlerei und suchten den Heirathen zwischen Söhnen und Müttern, Vätern und Töchtern entgegenzutreten, überhaupt feste Ehegesetze aufzustellen.

Es mag befremden, dass bei dem Verfall der alten Religion und bei der Neigung der Bessern zum Monotheismus das Christenthum in Arabien nicht Erfolg hatte. Aber mehr als ein Umstand hinderte den Sieg desselben. Wohl war das Christenthum in Jemen eingedrungen, und auch von Syrien her machten sich christliche Einflüsse geltend, allein diese Länder waren mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach christliche Länder; zahllose Secten standen sich gegenüber, welche die christlichen Ideen mit jüdischen und heidnischen vermengt hatten, so dass das Christenthum seine volle Kraft nicht entfalten konnte. Was die Araber davon sahen und hörten, die Streitigkeiten über die Natur des Sohnes Gottes, der Mariencultus, der crasse Bilderdienst, das musste sie auf den Gedanken bringen, das Christenthum sei nichts als eine neue Form des Polytheismus.

Viel eher hätte das Judenthum auf Erfolg rechnen können. Einige arabische Stämme hatten dasselbe in der That angenommen; allein es stand doch mit dem arabischen Volksgeiste zu sehr in Widerspruch, als dass es ihn auf die Dauer zu fesseln vermocht hätte. Und überdiess machte sich das Bedürfniss nach einer bessern Religion nicht allgemein geltend. Die Religion hatte im Leben der Araber nie eine grosse Rolle gespielt; man vollzog die wenigen gottesdienstlichen Bräuche der hergebrachten Sitte gemäss und kümmerte sich im Uebrigen weder um den Einen Gott noch um die vielen Götter. Auch als der Prophet die neue Religion stiftete, huldigten ihr die meisten Araber, wie wir sehen werden, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus äusserlichen Zweckmässigkeitsgründen.

So schien denn in Arabien wenig oder nichts auf eine Neugestaltung der Dinge hinzudeuten, als im April des Jahres 571 in Mekka der Mann geboren wurde, der berufen oder nicht berufen war, Millionen Menschen für alle Verhältnisse des Lebens das Gesetz zu geben und dem Christenthum auf ein Jahrtausend die Weltherrschaft streitig zu machen.

Auf eine ausführliche Darstellung seines Lebens können wir verzichten; wohl aber müssen wir die Züge, welche auf seinen Charakter und seine Stiftung ein klares Licht werfen, kurz berühren *. Denn wenn auch Mohammed nicht in gleicher Weise Gegenstand des Glaubens ist wie Christus, so hat doch sein persönlicher Charakter, ja sogar manches zufällige Ereigniss seines Lebens auf die Entwicklung der Religion den entscheidendsten Einfluss geübt.

Mohammed, der Sohn Abdallahs, stammte aus einer armen aber angesehenen Koraischitenfamilie, welche mit der Aufsicht

* Hauptquellen: A. Sprenger, Das Leben und die Lehre Mohammads. 3 Bde. Berlin 1861—1865. M. W. Muir, Life of Mahomet. 4 vol. London 1858—1861. G. Weil, Mohammeds, des Propheten, Leben und Lehre. Stuttgart 1843.

über die Kaaba betraut war. Ueber seine Jugend können wir uns kurz fassen. Der Knabe, der schon vor der Geburt seinen Vater verloren hatte, verlebte die ersten Jahre bei einer Beduinenfamilie in der Wüste. Mit sieben Jahren verlor er auch seine Mutter. Des Verwaisten nahm sich erst der Grossvater und nach dessen Tod ein Oheim, Abu Talib, an. Mohammed hütete mehrere Jahre Schafe und Ziegen und begleitete später seine Verwandten auf Handelsreisen. Vierundzwanzigjährig trat er als Reisender in den Dienst einer ehrbaren, reichen Kaufmannswitwe und unternahm für sie mehrere Reisen nach Syrien. Als die achtunddreissigjährige Frau ihm ihre Hand anbot, nahm er, der seiner Armuth wegen an eine Heirath kaum denken durfte, den Antrag an. Das eheliche Verhältniss gestaltete sich auf's Glückliche. Chadidscha scheint eine gemüthvolle, geistig bedeutende Frau gewesen zu sein; noch nach ihrem Tode pflegte Mohammed mit den Ausdrücken höchster Verehrung von der »alten zahnlosen Frau« zu sprechen. Sie gebar ihrem Gatten vier Töchter und zwei Söhne, aber die letztern starben jung, und nur durch eine der Töchter, Fatima, pflanzte sich das Geschlecht des Propheten fort.

Mohammed unterschied sich in mancher Beziehung von den gewöhnlichen Arabern. Waren diese praktisch, energisch, nur dem Sichtbaren zugewandt, so war er nachdenklich, melancholisch, ein Träumer. Selten mischte er sich in das Gespräch; geschah es, so gerieth er rasch in starke Erregung, so dass ihm die Ader auf der Stirne schwoll. Sein Lieblingsthema waren religiöse Fragen; diess brachte ihn in nahe Beziehung zu den Hanifen, welche dem Glauben Abrahams nachforschten.

Die nervöse Erregbarkeit, die Mohammed von seiner Mutter geerbt hatte, scheint sich mit den Jahren zur förmlichen Krankheit gesteigert zu haben. Dieselbe trat in Paroxysmen auf. War der Anfall leicht, so zitterten seine Lippen und seine Zunge, als wollte er etwas auflecken; die Augen verdrehten

sich bald nach aussen, bald nach innen, und der Kopf bewegte sich automatisch. Gleichzeitig empfand er Kopfschmerz. Wurde der Anfall heftiger, so fiel der Kranke zu Boden, sein Gesicht wurde glühend roth, der Athem wurde schwer, und er schnarchte nach Aussage der Augenzeugen wie ein Kameel. Das Bewusstsein verlor er aber nicht. Nach einer Weile wurde er blass, es stellte sich Schüttelfrost ein, und endlich verkündigten grosse Schweisztropfen auf der Stirne den Eintritt der Krisis.

Von ärztlicher Seite ist die Krankheit Mohammeds als männliche Hysterie bezeichnet worden. Hysterische haben häufig eine eigenthümliche Neigung zur Lüge und zum Betrug oder wenigstens zum Erdichten. Die Unwahrheit geschieht fast unbewusst. Wir können diesen Hang zum Erdichten besonders bei Kindern beobachten, welche Anlage zur Hysterie haben. Ohne einen bestimmten Zweck können sie uns eine völlig erfundene Geschichte erzählen. Macht man sie auf die Lüge aufmerksam, so brechen sie in Thränen aus. Bis zu einem gewissen Grade täuschen sich die Kranken selbst, aber es wird immer schwer sein anzugeben, wo die Einbildung aufhört und der bewusste Betrug anfängt. Wird die Krankheit stärker, so kommt es zu Hallucinationen; der Kranke vernimmt Geräusche, Töne, Stimmen und sieht Gestalten. Durch seine Seele rauscht ein Strom erhabenster Empfindungen, für die er im gewöhnlichen Zustande des Bewusstseins nicht Worte finden kann.

Erst im vierzigsten Jahre scheint bei Mohammed die Krankheit zum Ausbruch gekommen zu sein. Er hatte sich im Radschab des Jahres 612 mit seiner Familie auf den öden Berg Hira zurückgezogen, wohl um der Sommerhitze zu entgehen, und wohnte dort in einer Höhle. Religiöse Fragen mögen ihn seit Langem im Innersten bewegt haben. Da geschah — wir wissen nicht was. So viel wir aus den Berichten der ältesten Biographen des Propheten entnehmen können, scheint es ungefähr Folgendes gewesen zu sein.

Mohammed lag in seiner Höhle; da erschien ihm ein himmlisches Wesen, der heilige Geist oder der Engel Gabriel, und sprach zu ihm: Predige! Er antwortete: Ich kann nicht predigen. Der Geist wiederholte seinen Befehl, Mohammed seine Antwort. Zum dritten Male sprach es: Predige! und drückte und würgte ihn, dass er fast gestorben wäre. Dann fuhr es fort: »Predige im Namen deines Herrn, welcher erschaffen hat. Er hat erschaffen den Menschen aus Blutklumpen. Predige! denn dein Herr ist der Grossmüthigste, welcher gelehrt hat durch die Feder. Er hat den Menschen gelehrt, was er nicht wusste.»

Das war die erste Offenbarung, welche Mohammed empfing. Sie ist, wie wir sehen werden, das Programm der neuen Religion.

»Predige im Namen deines Herrn, welcher erschaffen hat,« das heisst: Was du predigen sollst, das wird dir eingegeben nicht von einem Dschin sondern von dem höchsten Gott, dem Schöpfer aller Dinge. »Dein Herr ist der Grossmüthigste, welcher gelehrt hat durch die Feder,« das heisst; Der Gott, der zu dir sich herablässt, ist derselbe, welcher schon früher den Menschen geschriebene Offenbarungen gegeben hat, der Gott der Juden und Christen. Der zweite Satz: »Er hat erschaffen den Menschen aus Blutklumpen,« will sagen: Er lässt die Todten auferstehen. Wir sehen diess aus der 22 Sure des Koran, wo ungefähr so gefolgert wird: Gott erschafft den Menschen aus Blutklumpen, lässt ihn zu bestimmter Zeit geboren werden und zu bestimmter Zeit sterben, so wird er ihn auch aus dem Grabe auferwecken können. Mit andern Worten: Wenn es auf Erden eine Entwicklung giebt, warum sollte Gott diese Entwicklung nicht auch nach dem Tode weiterführen?

Diese Gedanken stammen nicht aus Mohammeds Kopf, sie rühren vielmehr von den Hanifen her. Mehrere der auffälligsten Ausdrücke der Engelrede sollen sich schon in den »Rollen des Abraham« gefunden haben, einer Schrift, die bei den Hanifen gros-

ses Ansehen genoss. Gott, Offenbarung, Auferstehung waren die Grundlehren derer, welche die Religion Abrahams suchten, sie sind auch diejenigen der neuen Religion geworden.

Wie aber kam Mohammed dazu, seine Erscheinung für eine göttliche Offenbarung zu halten? Im Anfange that er diess nicht. Er fühlte das Krankhafte seines Zustandes, kam klopfenden Herzens zu Chadidscha gelaufen, erzählte ihr, was ihm begegnet war, und sprach die Besorgniss aus, er sei von einem Dschin, einem bösen Geiste, besessen. Chadidscha aber und ihr Vetter, der alte, blinde Waraka, einer der Hanife, beruhigten ihn, indem sie ihn auf seinen tadellosen Wandel hinwiesen, der ein solches Schicksal nicht verdient haben könne.

Nach dieser ersten Offenbarung scheint eine geraume Zeit vergangen zu sein, bis eine weitere erfolgte. Von Neuem erwachte in Mohammed die Furcht, er sei besessen. Verzweifeld durchirrte er die wüsten Schluchten des Hiraberges. Ueberall hörte er Stimmen. Es rief: »O Mohammed, ich bin Gabriel!“ oder: »Heil dir, o Gesandter Gottes!“ aber sehen konnte er den Engel nicht.

Nun kamen ihm Selbstmordsgedanken. Der unerträglichen Qual ein Ende zu machen, stieg er auf eine Anhöhe, um sich in den Abgrund zu stürzen. Da erblickte er plötzlich am Horizonte den Engel Gottes. Näher und näher kam er, bis er nur zwei Bogenlängen von ihm entfernt war. Der Engel redete ihn an: »Du bist durch deines Herrn Gnade kein Besessener, sondern es wartet deiner unendlicher Lohn; denn du hast einen hohen Beruf und magst zufrieden ruhen, bis du und deine Widersacher sehen, wem es besser ergeht.“ Mohammed stürzte zur Erde, fand aber noch die Kraft sich aufzuraffen und zu den Seinigen zu eilen. Noch immer empfand er das Krankhafte seines Zustandes; denn er rief: »Wickelt mich ein! wickelt mich ein!“ Man gehorchte ihm und spritzte ihm Wasser in's Gesicht. Aber Gabriel war wieder da und sprach: »O Einge-

wickelter, erhebe dich und predige und verherrliche deinen Herrn und reinige deine Kleider; fliehe die Unreinigkeit (den Götzendienst), sei nicht freigebig aus Eigennutz (nur um mehr zu erhalten) und dulde für deinen Herrn."

Fortan war Mohammed, so sagen seine Biographen, überzeugt, dass er der Gesandte Gottes sei, und sein Herz strömte von Lob und Dank über. Die Offenbarungen folgten nun ohne Unterbrechung Schlag auf Schlag. Ueber die Art und Weise, wie sie ihm mitgetheilt wurden, äusserte er sich: »Die Inspiration kommt auf mich herab auf zweifache Weise. Oft kommt Gabriel und theilt mir die Offenbarung mit wie ein Mann dem andern. Zu andern Zeiten berührt sie mich wie der Klang einer Glocke und dringt mir durch's Herz, als wollte sie mich in Stücke reissen, und diess plagt mich schmerzlich." Das frühe Ergrauen seiner Haare pflegte er »den schrecklichen Suren" zuzuschreiben, welche ihm geoffenbart worden waren.

Wir können hier die Frage nicht umgehen, in wie weit Mohammed in dieser ersten Zeit von seiner prophetischen Sendung überzeugt war. Gewöhnlich nimmt man an, dass er damals ehrlich gewesen sei und erst später zu mehr oder minder bewusstem Betrüge sich habe verleiten lassen. Uns scheint es, dass gerade in dieser ersten Zeit der entscheidende Fehltritt stattgefunden habe.

Wir haben gesehen, dass Mohammed im Anfang ein deutliches Gefühl von dem Krankhaften seines Zustandes hatte. Wie gelang es ihm dasselbe zu überwinden? Denken wir uns in seine Lage hinein. Er hatte die Wahl, sich für einen Besessenen oder für den Propheten Gottes zu halten. Je nachdem er seinen Zustand deutete, musste er sich für den unglücklichsten oder für den glücklichsten aller Menschen halten. Das unmittelbare Gefühl sagte ihm, dass er ein Kranker sei, aber seine Wünsche liessen ihn daran zweifeln. Muss nicht, so mag er sich gefragt haben, ein Prophet kommen, der die Religion Abrahams herstellt? Harren nicht die

Hanife einer göttlichen Hilfe? Und ist nicht in gewissen heiligen Büchern der Juden und Christen, von denen du dunkle Kunde vernommen hast, ein Prophet geweissagt? Warum solltest du nicht dieser Prophet sein können? Du hast die Wahrheit gesucht, hast von den Götzen dich losgesagt, um Gott allein anzubeten. Sollte er dich den Dschinnen überliefern? Kann das von Dschinnen herrühren, was du im Gesichte geschaut und vernommen hast, da es doch mit dem übereinstimmt, was die Verehrer des Einen Gottes glauben?

So etwa mag Mohammed mit sich selbst geredet haben. Hätte er den Kampf für sich allein auskämpfen können, wer weiss, ob nicht doch das Gefühl über die Reflexion, die Stimme der Wahrheit über seine Wünsche gesiegt hätten? Aber nun waren Chadidscha und Waraka da. Sie kannten sein tief religiöses Gemüth, sie wussten längst, dass er kein gewöhnlicher Mensch war. Dass er den Dschinnen verfallen könnte, schien ihnen ein Unmögliches, aber dass der höchste Gott ihn zu seinem Werkzeug erwählte, kam ihnen glaublich vor. Im Herzen des Weibes mag die Eitelkeit den Wunsch geweckt haben, die Gattin eines Propheten zu sein. So griffen der Glaube und die Wünsche seiner Freunde verhängnissvoll ein, wenn die Stunden kamen, wo der wirkliche Sachverhalt dem Kranken aufgehen wollte. Er war froh, an ihrem Glauben den seinen aufrichten zu können, und liess sich gern überreden. Aber er wollte doch auch selber fühlen, was Andere glaubten; so griff er, um die Anfechtungen des Zweifels zu überwinden, zu künstlichen Mitteln: er entzog sich den Schlaf und verbrachte den grössten Theil der Nacht in Gebet und Andacht, um die erlöschende Glut auf's Neue anzufachen. Wahrscheinlich gelang es ihm so, für längere Zeit die Zweifel zu bannen, und wenn sie später wiederkehrten, so vermochte das nichts mehr zu ändern. In den Zeiten religiöser Schwäche beruhigte er sich durch die Erinnerung an das, was er einst empfunden hatte, und als

einmal die Prophetenlaufbahn betreten war, konnte er nicht mehr zurück.

Ein Selbstbetrug hat also höchst wahrscheinlich schon in der ersten Zeit stattgefunden, aber freilich ein Betrug, wie er bei unzähligen religiösen Naturen vorgekommen ist und täglich vorkommt. Wir können Mohammed von Schuld nicht freisprechen; aber wer religiöse Kämpfe durchgemacht hat, weiss, wie gross auf diesem Gebiete die Gefahr des Selbstbetruges ist, und wie von zehn, die aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen sind, neun sich durch Selbstbetrug den Sieg erkaufte haben. Wer sich in Dingen des Glaubens von dieser Sünde frei weiss, der werfe, lüstet es ihn, den ersten Stein auf Mohammed, wir andern werden ihm mehr Mitleid als Entrüstung entgegenbringen. Und immer wird es uns ein schmerzlicher Gedanke bleiben, dass ein Mann, der ursprünglich vielleicht reiner und edler war, als wir Alle, die wir über ihn urtheilen, zum Stifter einer — wir müssen es hier schon sagen — falschen Religion geworden ist, weil er einmal, als er vor die furchtbare Wahl gestellt war, sich für besessen oder für einen Propheten zu halten, den Wünschen seines Herzens und seiner Freunde mehr gehorchte, als der Stimme der Wahrheit. Die Weltgeschichte wird Weniges aufzuweisen haben, was tragischer ist als dieses Geschick.

Mohammed konnte nicht schweigen, seit er sich als Propheten fühlte. Er begann seinen Mitbürgern mitzutheilen, wie Gabriel ihm erschienen sei und täglich zu ihm rede; er begann zu lehren von dem Einen Gott, von der Auferstehung der Todten, von Himmel und Hölle. Aber Mekka spottete des Besessenen, der Nachrichten vom Himmel haben wollte; man erbot sich, ihm einen Arzt zu verschaffen, der ihn heile. Doch Chadidscha glaubte an den prophetischen Beruf ihres Gatten, sie tröstete ihn, wenn er beschimpft wurde, und bestärkte ihn in seinem Glauben, wenn derselbe wankte. Auch ein Knabe, Ali, der

zehnjährige Sohn Abu Talibs, und ein Slave Namens Zaid bekannten sich zu ihm. Wichtiger aber war, dass Abu Bekr, ein reicher Kaufmann, der in Mekka allgemeine Achtung genosz, an Mohammed glaubte und ihm bald einige weitere Anhänger zuführte.

Im Kreise der Gläubigen wurden die Offenbarungen des Propheten begierig aufgenommen. So oft er einen seiner Anfälle gehabt hatte, dictirte er einem der Seinigen eine kürzere oder längere Offenbarung, einen Hymnus oder ein Gebet, einen Glaubenssatz oder eine Sittenregel, eine Ermahnung oder eine Antwort auf die Einwürfe seiner Gegner. Diese Offenbarungen wurden abgeschrieben und auswendig gelernt. Aus ihnen ist bekanntlich der Koran entstanden. Derselbe giebt noch heute Zeugniß von den Wortgefechten, die zwischen Mohammed und seinen Mitbürgern stattgefunden haben. Die Suren aus jener Zeit zeigen, dass der Prophet unter dem Spott und Hass seiner Gegner viel zu leiden hatte, und dass er die Beleidigungen tief zu Herzen nahm. Sie lassen aber auch ein Anderes deutlich erkennen: dass er schon damals mit Bewusstsein zu betrügen begann. Auf Schimpfreden und thätliche Beleidigungen hatte er mit Offenbarungen über das jüngste Gericht geantwortet. Aber die Androhung von Strafen im Jenseits machte keinen Eindruck. Da verkündete er ein nahe bevorstehendes Gottesgericht, indem er an den Untergang Sodoms erinnerte. Als die Prophezeiung sich nicht erfüllte, begannen die Gegner ihn höhnisch herauszufordern, Gott möge doch die Strafe beschleunigen. Er gab zur Antwort, vor Gott seien tausend Jahre wie ein Tag, und als gar nichts eintrat, was einem Strafgerichte gleich sah, begann er durch Aenderungen, Umdeutungen und Einschiebungen den ursprünglichen Sinn seiner Worte zu verwischen. Ja er liess sich sogar in einer Offenbarung von Gott den Vorwurf machen, dass er Stücke des Korans mitgetheilt habe, ehe die Offenbarung vollendet gewesen sei — gewiss nur, um einzelne

Offenbarungen unterdrücken zu können. Sich selbst wird er bei solchen Unredlichkeiten damit beruhigt haben, dass Irrthümer und Missgriffe im Einzelnen an der Wahrheit seiner göttlichen Sendung nichts änderten; vielleicht liess auch die Krankheit, an der er litt, ihm seine Unwahrhaftigkeit nicht völlig zum Bewusstsein kommen.

Wie rasch der Prophet sich den Verhältnissen anzubequemen gelernt hatte, zeigt besonders deutlich ein Ereigniss des Jahres 616. Die Zahl seiner Anhänger war auf mehr als hundert gewachsen, aber gleichzeitig hatte sich auch die Feindseligkeit der Ungläubigen gesteigert. Mohammed hatte deshalb die Seinen nach Abyssinien auswandern lassen, wo sie auf gute Aufnahme von Seiten der Christen hoffen durften. Denn der Prophet war damals noch in keinen directen Widerspruch mit dem Christenthum getreten. Er sah darin, wie auch im Judenthum, eine — allerdings nicht ganz correcte — Weiterbildung der Religion Abrahams, und auch die Christen konnten in Mohammeds Lehre eine Annäherung an ihren Glauben sehen.

Der Prophet war mit Wenigen in Mekka geblieben, aber seine Aussichten waren so schlecht als möglich. Viele Koraischiten hätten sich zur Annahme seiner Lehre bequemen können, wenn sie sich nicht bewusst gewesen wären, dass dieser Schritt zu einer Umgestaltung des socialen und politischen Lebens führen und besonders auch ihren Handel gefährden musste. Um mit den Bewohnern der Nachbarstädte im Frieden leben zu können, mussten sie den Göttern derselben, den Töchtern Allahs, ihre Huldigung darbringen. Wenn z. B. die Bewohner von Taif zur Kaaba wallfahrteten, so mussten die Mekkaner auch der Lat, der Stammesgöttin der Takifiten, Verehrung beweisen. Der Mahnung Mohammeds, den Götzen nicht mehr zu dienen, hielten sie darum den Einwurf entgegen: »Wollten wir deiner Leitung folgen, so würden wir aus unserm Lande vertrieben werden.»

Da entschloss sich Mohammed in seiner Noth, die wichtigsten Untergötter der Araber anzuerkennen. Er redete die versammelten Koraischiten im Namen Allahs folgendermassen an: »Ich schwöre beim Siebengestirn, euer Landsmann (Mohammed) ist weder verirrt noch verwirrt, auch spricht er nicht nach seinen Gelüsten. Was er predigt, ist nichts anderes als eine Offenbarung, die ihm offenbart wird; es hat ihn darüber belehrt der Allmächtige; schon hat er das grösste Wunder seines Herrn gesehen. Sehet ihr die Lat und die Ozzah und die Manah, die dritte Göttin? Sie sind erhabene Gottheiten, und wahrlich, man kann ihre Fürsprache beanspruchen. Warum wolltest du diese Gnade deines Herrn bezweifeln?»

Mehr als das begehrten die Koraischiten nicht; sprach doch der Prophet in diesen Worten aus, die Töchter Allahs dürften als Vermittlerinnen zwischen den Menschen und Allah angerufen werden. Man huldigte ihm, aber Jedermann fühlte, dass er seine heiligste Ueberzeugung, den Glauben an die Einheit Gottes, verleugnet hatte. Seine alten Anhänger wurden misstrauisch, die neuen verachteten ihn und gaben der Hoffnung Raum, den Propheten fortan für ihre Zwecke benützen zu können. Mohammed selbst fühlte bald, dass er eine Thorheit begangen hatte, er erklärte daher jene Worte für eine Eingebung des Satans und dictirte eine Offenbarung, welche damit in geradem Widerspruch steht: »Was denkt ihr von der Lat, der Ozzah und der Manah? Wie, ihr solltet Söhne haben und Gott nur Töchter? Wahrlich, das wäre eine ungerechte Vertheilung. Jene sind nur leere Namen, die ihr und eure Väter den Götzen beigelegt habt, wozu Gott keine Erlaubniss gegeben hat.»

Natürlich war jetzt die Stellung des Propheten in Mekka schlimmer als je zuvor. Nur den Bemühungen Abu Talibs, der zwar nicht an ihn glaubte, aber als Oheim sich seiner annahm, dankte er die Rettung vor dem Tode. Allein nun trat ein Mann auf seine Seite, der nächst Abu Bekr die Hauptstütze des Islam

wurde, Omar ibn Chattab, der spätere Chalif, damals ein Jüngling von sechsundzwanzig Jahren, eine edle, gerade Natur von aussergewöhnlicher Geistes- und Willenskraft. Er und Abu Bekr ergänzten die einseitige Begabung des Propheten durch ihren practischen Sinn und ihre Energie. Während sie sich in Sachen der Religion vor dem Göttlichen, das ihnen aus dem Munde des Propheten zu reden schien, unbedingt beugten, gingen sie in allen andern Dingen selbständig vor, ja ihr Wunsch und Rath fand sogar häufig einen Wiederhall in den Offenbarungen des Propheten.

Seit Omars Bekehrung wuchs den Gläubigen der Muth, und die Gegner begannen zu fürchten. Wir können nicht ausführlich erzählen, wie es dahin kam, dass Mohammed mit den Seinen in die Acht erklärt und genöthigt wurde, sich für mehr als zwei Jahre in ein abgelegenes Quartier der Stadt zurückzuziehen, wie er einen vergeblichen Versuch machte, die Thakifiten zu bekehren, wie dagegen eine Schaar von 73 Medinensern bei der Pilgerfahrt des Jahres 622 ihm Treue schwur und ihn mit Gut und Blut zu schützen gelobte. Wichtiger ist für uns die innere Entwicklung des Propheten in dieser Zeit und die Ausbildung seiner Lehre.

Während der Zeit des Bannes und zum Theil schon früher muss Mohammed mit einem Juden, der den Talmud kannte, genauen Verkehr gepflogen haben. Durch ihn wurde er mit den Erzählungen des Alten Testaments bekannt gemacht und zwar in der Form, wie sie der Talmud gab, durch eine Menge geschmackloser Züge bereichert. Der Prophet dictirte diese Geschichten als Offenbarungen und benützte jede Gelegenheit, auf das Alte Testament anzuspieren, um seine Vertrautheit mit demselben zu zeigen, oder richtiger, um zu beweisen, dass seine Lehre göttlichen Ursprungs sei. Er behauptete nämlich, die Kenntniss dieser Erzählungen durch den Verkehr mit Gabriel zu besitzen, und leugnete jede andere Quelle ab. Hier haben

wir die Lüge in aller Form. Die elenden, kleinlichen Beweise, welche er vorbringt, um seinen Dictaten den Offenbarungscharacter zu wahren, machen auf den Leser des Korans den bemühendsten Eindruck.

Besonders häufig sieht sich der Prophet in dieser Zeit veranlasst, die Frage nach der Ursache seines geringen Erfolges zu berühren. In immer neuen Wendungen wird gesagt: Es ist Gottes Wille, dasz die Feinde im Unglauben bleiben; sie haben so lange seiner Leitung widerstrebt, dass er sie zur Strafe ihrer Sünde nun irre leitet. Aus solchen Sätzen des Korans hat sich dann später die Praedestinationslehre der mohammedanischen Theologie entwickelt.

Im Allgemeinen finden wir in den Koranstücken dieser Zeit Manches, was uns unangenehm berührt. An die Stelle des Hymnus und der poetischen Darstellung einzelner Glaubenslehren tritt immer mehr die Polemik gegen die Gegner und die Vertheidigung des Propheten. Mohammed befasst sich so eingehend mit allen Einwendungen der Gegner und betont so häufig und stark die Göttlichkeit seiner Lehre, dass man sich unwillkürlich fragt: Kann ein Mann, der von der Wahrheit seiner Sendung überzeugt ist, so reden, oder redet da nicht ein Mensch, der sich bewusst ist, einen Irrweg gegangen zu sein, der aber um keinen Preis zurückgehen mag?

Und doch würden wir dem Propheten Unrecht thun, wenn wir annähmen, er habe in dieser Zeit an seine göttliche Sendung selbst nicht mehr geglaubt. Das beste Zeugniß für seine Aufrichtigkeit in der Hauptsache dürfen wir in dem Umstande sehen, dass seine nächsten Verwandten, die ihn am genauesten kannten, von derselben überzeugt waren. Zwar Abu Talib, der väterliche Beschützer des Propheten, gehörte nicht zu den Gläubigen, aber auch er muss die Ueberzeugung gehabt haben, dass Mohammed an sich selbst glaubte; denn einem Betrüger hätte der gerade Mann schwerlich seinen Schutz geliehen.

Die Gläubigen wussten nicht genug davon zu reden, wie Mohammeds ganzes Leben von der Religion getragen war. So oft er in Gesellschaft sich setzte oder aufstand, nannte er Gott; über nichts sprach er lieber als über Gegenstände des Glaubens. Wenn er predigte, dann, so wird berichtet, rötheten sich seine Augen, seine Stimme wurde hoch und laut, und seine ganze Gestalt wurde von Leidenschaft bewegt, gerade als ob er die Leute warnte vor einem Feinde, der am nächsten Morgen oder noch in derselben Nacht sie überfallen wollte. In allen Dingen sah er Gottes Hand, im Kleinsten wie im Grössten, und felsenfest vertraute er dem Beistande Gottes.

Die Kraft mit der er jahrelange Verfolgung ertrug, spricht um so mehr dafür, dass er an seinen Beruf glaubte, als er sonst für persönliche Beleidigungen sehr empfindlich war. Wie er mit seiner Ueberzeugung nicht zurückhielt, auch wo er bestimmt auf Spott und Hohn rechnen musste, dafür nur ein Beispiel. Eines Morgens erzählte er der Tochter Abu Talibs, Omm Hani, dass er in der Nacht auf dem Flügelrosse Gabriels die Reise nach Jerusalem gemacht habe, dort von den alten Propheten bewillkommt worden sei und im Tempel gebetet habe. Er wollte aus dem Hause gehen, um die Sache weiter zu erzählen, da fasste Omm Hani ihn beim Mantel und beschwor ihn, sich doch nicht so dem Spott und den Schmähungen der Ungläubigen auszusetzen, aber Mohammed liess sich nicht zum Schweigen bewegen.

Trotz dem ungünstigen Eindrucke, den viele Stellen des Korans auf uns machen, bleibt uns nichts übrig, als anzunehmen, dass der Prophet noch immer überzeugt war, göttliche Eingebungen zu empfangen, ja dass er sogar Alles, was in seinem Innern vorging, von Gott ausgehend glaubte. Unehrlich aber war er insofern, als er den Menschen andere Vorstellungen von der Art und Weise der Offenbarung beizubringen versuchte, als er selbst sie hatte. Das Gefühl, unter dem Einflusse einer

göttlichen Macht zu stehen, hatte ihn dahin gebracht, alle seine Gedanken, wenigstens alle halbwegs guten, für göttliche Eingebungen anzusehen. Den Gläubigen aber sagte er das nicht; er kannte den kritischen Geist seiner Araber und fürchtete mit Recht, der Offenbarungscharacter seiner Gedanken möchte ihnen zweifelhaft werden. Darum stellte er die Sache so dar, als ob ihm jedesmal, so oft er einen Anfall seiner Krankheit bekam, ein bestimmter Abschnitt eines göttlichen, im Himmel aufbewahrten Buches mitgetheilt würde. Er mag im Anfang diess bildlich verstanden haben, wie noch manches Andere, was die Gläubigen buchstäblich nahmen; aber als er einmal gesehen hatte, dass das Bild gefiel, hielt er es fest und bildete es weiter aus. Wahrscheinlich wirkte dabei der Gedanke an die heiligen Bücher der Juden und Christen mit; seine Anhänger mussten, um hinter diesen nicht zurückzustehen, auch ein Buch haben, das Gott zum Urheber hatte.

Die hoffnungslose Lage in Mekka, die sich täglich bedrohlicher gestaltete, sowie der Umstand, dass er in Medina begeisterte Anhänger gefunden hatte, bewogen endlich den Propheten, seine Vaterstadt zu verlassen und mit sämmtlichen Gläubigen nach Medina überzusiedeln. Es geschah diess im September 622. Mit dem Jahre der Flucht nach Medina, der Hedschra, beginnen die Mohammedaner bekanntlich ihre Zeitrechnung, nicht mit Unrecht; denn von diesem Zeitpunkte an begann der Islam seine Macht zu üben.

Medina oder, wie die Stadt damals noch hiess, Yathrib nahm den Propheten freundlich auf, so dass die Auswanderer ungehindert ihres Glaubens leben konnten. Mohammed begann jetzt seine Gemeinde, die schon mehrere hundert Mitglieder zählte, fester zu organisiren. Bis dahin hatten die Moslime * noch wenig Vorschriften über Religionsübungen erhalten. Sie be-

* d. h. die Gläubigen; Islam bedeutet Hingebung, Unterwerfung.

kannten den Glauben an den Einen Gott, an Mohammeds Prophetenthum, an die Auferstehung der Todten und die Vergeltung im Jenseits; sie hatten gelobt, von Blut, Schweinefleisch und gefallenem Fleisch sich zu enthalten, fünf Mal täglich zu beten, dem Götzendienst, dem Diebstahl, dem Ehebruch, dem Kindermord zu entsagen, keine Verleumdung zu erdichten und dem Propheten in allem Guten zu gehorchen. Jetzt liess Mohammed einen gemeinsamen Betplatz, einen Moscheehof, bauen. Eine dürftige Lehmmauer umgab einen Hof, in welchem eine Halle sich erhob, deren Dach von Palmstämmen getragen wurde. Als Kibla oder Gebetsrichtung wurde Jerusalem angenommen. Um diese Zeit wurde auch ein Fastenmonat eingeführt als Nachahmung der christlichen Quadragesima.

Mohammed hoffte, die in Medina zahlreich wohnenden Juden zu gewinnen; darum wohl hatte er Jerusalem zur Kibla gewählt, darum machte er auch den jüdischen Versöhnungstag für die Moslime verbindlich. Allein er sah sich in seiner Hoffnung bald getäuscht; die Juden wollten den Araber nicht als Propheten anerkennen; sie spotteten seiner mangelhaften Kenntniss ihrer heiligen Schriften und seines Anspruchs, der Prophet zu sein, den Mose verheissen hatte. Mohammed sah sich desshalb genöthigt, der Prophet der Araber zu bleiben; er machte eine Wendung und gab seinem Gesetze immer mehr nationale Färbung. So erschien denn auch bald eine Offenbarung, welche die Kaaba bei Mekka statt Jerusalems zur Kibla erklärte. Als diese Aenderung Befremden erregte, rechtfertigte er sie damit, dass sowohl der Osten als der Westen Gottes sei. Auch sonst kam es nicht selten vor, dass eine spätere Verfügung einer frühern widersprach; Gott könne, pflegte er dann zu sagen, thun was er wolle, weil ihm Himmel und Erde gehörten.

Die äusserst dürftigen Umstände, unter denen die Moslime während der ersten Monate in Medina lebten, brachten ihnen

manche Verlegenheit; denn an Gegnern fehlte es dem Propheten auch in Medina nicht. Sollte in der Stadt seines Bleibens sein, so musste ein grösserer Erfolg eintreten, wie er ihn längst verheissen hatte. So beschloss er denn, weil die göttliche Hilfe ausblieb, sich selber zu helfen und mit der Gewalt der Waffen seiner Sache Eingang zu verschaffen. Er machte einen Angriff auf eine Karawane der Koraischiten, allein derselbe misslang vollständig, die Gläubigen wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Die Verlegenheit des Propheten wuchs; in der Verzweiflung that er, was vor ihm nie ein Araber gewagt hatte, er brach den Friedensmonat, um durch eine siegreiche Waffenthat die Wahrheit seiner Sendung zu erweisen. Durch einige seiner Genossen, denen er zweideutige Befehle ertheilt hatte, liess er eine kleine koraischitische Karawane überfallen, allein dieser Frevel rief in Medina eine solche Entrüstung hervor, dass Mohammed die Thäter desavouiren und den Raub zurückgeben musste.

Ein unerwarteter glänzender Erfolg gab plötzlich dem Gang der Dinge eine andere Wendung. Als Mohammed im Jahre 624 mit 310 Mann eine grosse Karawane der Mekkaner überfallen wollte, trat ihm eine gegen tausend Mann starke feindliche Schaar entgegen und nöthigte ihn beim Brunnen Bedr zum Kampfe. Mohammed selbst, der wenig physischen Muth besass und des Waffenhandwerks nicht gewohnt war, focht nicht mit. Während der Zweikämpfe, mit denen die Feindseligkeiten eröffnet wurden und die den grössten Theil des Tages in Anspruch nahmen, hielt er sich in einer Hütte aus Palmenzweigen hinter der Schlachtlinie auf. Er befand sich in grosser Aufregung; die Seinen hörten ihn beten: »Wenn diese kleine Schaar besiegt wird, o Herr, so wird der Götzendienst die Oberhand gewinnen, und Niemand wird dich in der Wahrheit anbeten.« Zuletzt bekam er einen seiner Anfälle. Abu Bekr tröstete und ermuthigte ihn, und gegen Abend gab der Prophet

selbst das Zeichen zum allgemeinen Kampf, indem er eine Hand voll Staub gegen den Feind warf. Nach wenigen Augenblicken war alles vorüber. Die Koraischiten, die im allzugrossen Vertrauen auf ihre Zahl sich hatten überraschen lassen, flohen, indem sie siebzig Todte auf der Wahlstatt, siebzig Gefangene in den Händen der Gläubigen zurückliessen. Mohammed schrieb den Sieg der Unterstützung eines unsichtbaren Engelheeres zu.

Dieser Erfolg brachte dem Propheten in Medina grosses Ansehen; er benützte dasselbe zur Befriedigung persönlicher Rachgier. Schon bei Bedr hatte er von dem Hasse gegen seine Feinde Proben gegeben. Als man ihm den Kopf eines seiner bittersten Feinde brachte, sagte er: »Er ist mir lieber als das auserwählteste Kameel von ganz Arabien.« Ein Gefangener, dem der Prophet einen Blick zugeworfen hatte, äusserte sich gegen seine Gefährten: »Es war Tod in diesem Blicke.« Er hatte sich nicht getäuscht, gleich darauf befahl Mohammed: »Haut ihm den Kopf ab.« Die erste That der Moslime nach ihrer Ankunft in Medina war der Mord einer Witwe, die auf den Propheten Spottverse gemacht hatte. »Wer will mich von diesem Weibe befreien?“ soll Mohammed gefragt haben. Ein Blinder vollbrachte den indirecten Blutbefehl. Mit Wissen des Propheten schlich er des Nachts in das Haus der Schutzlosen. Sie schlief inmitten ihrer Kinder; ein Säugling lag auf ihrer Brust. Der Mann nahm das Kind weg und stiess der Schlafenden den Säbel durch den Leib. Als er am andern Morgen mit dem Propheten das Frühgebet verrichtete, fragte er, ob auch nichts zu fürchten sei. Mohammed gab zurück: »Es werden sich nicht zwei Ziegen darob stossen.« Auf ähnliche Weise wurde auch ein dem Propheten verhasster Jude aus der Welt geschafft, und etwas später erfuhren mehrere andere dasselbe Schicksal.

Seit dem Erfolge bei Bedr wurde der Prophet immer kriegslustiger. Trotz einem unglücklichen Gefechte beim Berge Ohod, in welchem er selbst auf der Flucht verwundet worden war

setzte er die Feindseligkeiten fort und unternahm häufige Raubzüge gegen die koraischitischen Karawanen. Sein Ansehen und seine Macht stiegen von Jahr zu Jahr. Wenn auch die Missionare, die er zu arabischen Stämmen sandte, wenig ausrichteten — die meisten derselben wurden getödtet — so bewog dafür die Beutelust manchen Stamm, sich unter seine Fahne zu stellen. Wir können die kriegerischen und politischen Ereignisse, durch welche es dem Propheten gelang, die Mehrzahl der Araber auf seine Seite zu bringen, nicht verfolgen; genug, dass im Verlaufe einiger Jahre seine Macht so sehr gestiegen war, dass er das Uebergewicht über die Koraischiten und ihre Verbündeten erlangt hatte. Als besonders förderlich hatte sich ein Friedensvertrag erwiesen, den er im Jahre 628 mit den Mekkanern schloss, und der ihm das Recht gab, fortan mit seinen Anhängern an der Pilgerfahrt zur Kaaba theilzunehmen. Die Araber merkten, dass der Stern der Koraischiten im Erbleichen war. Ein Stamm nach dem andern legte das Glaubensbekenntniss ab: »Es ist kein Gott ausser Allah, und Mohammed ist der Gesandte Gottes.« Der Prophet kam den Zögernden willig entgegen; seine Offenbarungen lauteten meist so, dass dadurch die Wünsche eines noch unbekehrten, aber zur Bekehrung geneigten Stammes befriedigt werden konnten.

Eine Unvorsichtigkeit der Koraischiten gab dem Propheten bald Veranlassung, den Vertrag für gebrochen zu erklären. Zehntausend Mann stark stand er plötzlich vor Mekka. Der Führer der Koraischiten, Abu Sofian, sah ein, dass nur sofortige Unterwerfung die Stadt retten könne; er sprach das Glaubensbekenntniss und empfahl seinen Mitbürgern ein Gleiches zu thun. Die Mekkaner konnten seinem Rathe um so leichter folgen, als der Widerstand gegen Mohammed zwecklos geworden war. Religiöse Interessen hatten ihn nicht veranlasst, und seit der Prophet als der mächtigste Mann in Arabien dastand, konnte der Anschluss an ihn den Handelsinteressen Mekkas nur förderlich

sein. So gewann Mohammed die Stadt fast ohne Schwertstreich. Er vergass nicht, dass die Ueberwundenen seine Stammesgenossen waren, sondern behandelte sie sehr milde. Nach dem Einzug in Mekka begab er sich zur Kaaba, umwanderte das Heiligthum sieben Mal und küsste ehrfurchtsvoll den schwarzen Stein. Die Götzenbilder liess er zertrümmern und das Bild Abrahams entfernen.

Nach der Einnahme Mekkas wurde bald der letzte Widerstand Arabiens gebrochen. Im Jahre 631 war der Prophet Herr der ganzen Halbinsel; in jeder Stadt stellte er einen Lehrer des neuen Glaubens an, und von allen Gläubigen forderte er eine Steuer, die man die Armentaxe nannte, und die Theilnahme am heiligen Kriege.

Die Sympathieen mit welchen er einst den Juden entgegengekommen war, hatten sich in glühendsten Hass verwandelt, seit dem Propheten die Hoffnung sie zu gewinnen geschwunden war. Während des Kampfes mit den Koraischiten hatte er desshalb mehrere jüdische Stämme bekriegt und einige derselben völlig vernichtet; die Männer waren niedergemacht, Weiber und Kinder in die Slaverei verkauft, ihre Habe unter die Moslime vertheilt worden.

Eine Zeit lang wandte er seine Gunst den Christen zu. Er sympathisirte z. B. mit dem oströmischen Kaiser, als dieser gegen die heidnischen Perser kämpfte. Christus erklärte er zwar nicht für den Sohn Gottes — dass Gott einen Sohn haben sollte, war ihm stets ein absurder Gedanke — aber als den Messias, d. h. einen der grossen Propheten, liess er ihn gelten. So viel er aus der Geschichte Jesu wusste, bemühte er sich in seine Offenbarungen zu verflechten; der Koran enthält daher mehrere Anspielungen auf neutestamentliche Erzählungen, allein es geht daraus zugleich auf's Deutlichste hervor, dass Mohammed mit dem Christenthum zeitlebens so gut wie völlig unbekannt blieb. Das Wenige, was er über Jesus in Erfahrung

gebracht hat, scheint er einem Juden zu verdanken, der selber fast nichts vom Glauben der Christen wusste. Der Koran kennt die Geburts- und Jugendgeschichte Jesu in einer Form, welche an die apokryphischen Evangelien erinnert. Auch von der Einsetzung des Abendmahls und von der Kreuzigung Jesu weiss er etwas, er behauptet aber, Jesus sei von Gott zu sich genommen worden, und die Juden hätten anstatt seiner einen andern gekreuzigt — bekanntlich ein gnostischer Gedanke. Ueber die Dreieinigkeitslehre war Mohammed ebenfalls sehr mangelhaft unterrichtet. Es scheint, dass er Gott den Vater, Jesus Christus und seine Mutter Maria für die drei Personen derselben hielt. Den heiligen Geist identificirte er mit dem Engel Gabriel, vermuthlich weil dieser der Maria die Geburt des Sohnes verkündete. Maria, die Mutter Jesu, verwechselt der Koran einmal mit Mirjam, der Schwester Moses.

Mohammeds christliche Sympathieen schwanden ebenso schnell als die jüdischen, sobald er sah, dass die Christen ihn nicht als den von Christus verheissenen Parakleten anerkennen wollten. Hatte er eine Zeit lang alle Anbeter des Einen Gottes als Moslime betrachtet und die Unterschiede der religiösen Bräuche bei ihnen für nebensächlich, ja sogar für gottgeordnet erklärt, so verlangte er bald, dass man ihn als letzten und grössten Propheten anerkenne, und zuletzt sah er im Judenthum und Christenthum eine Entstellung der Religion Abrahams, in ihren heiligen Büchern gefälschte Offenbarungsurkunden, und nur seine Anhänger galten noch als Gläubige. Er liess daher, sobald er in Arabien sich als Herr fühlte, nicht nur heidnische sondern auch christliche Fürsten, so den byzantinischen Kaiser, zur Annahme des Islam auffordern, und als derselbe seine Einladung ablehnte, begann er ihn in Syrien zu bekämpfen.

Wichtiger als die politischen Ereignisse der letzten elf Jahre sind für die Beurtheilung des Propheten die Vorgänge in seinem Privatleben. Im Jahre 619 war Chadidscha zum grossen

Schmerze ihres Gatten gestorben. Zwei Monate später hatte er die Witwe eines verstorbenen Gläubigen, Sawda, geheirathet und bald nachher sich mit der sechs- bis siebenjährigen Tochter Abu Bekrs, Aïsha, verlobt. In Medina wurde die Hochzeit vollzogen, als der Prophet einundfünfzig, Aïsha neun Jahre alt war. Bald nach der Schlacht bei Bedr erhob sich neben den beiden Wohnungen der Prophetenfrauen an der Ostseite des Moscheehofes eine dritte, indem Mohammed eine Tochter Omars, Namens Hafsa, zum Weibe nahm, dann eine vierte und fünfte; zuletzt stieg die Zahl seiner Frauen auf elf, obwohl er den Gläubigen nicht mehr als vier gestattete, und neben denselben hielt er sich noch zwei Concubinen. Offenbar hatte sich eine krankhafte Leidenschaft des Propheten bemächtigt. Die Stelle des Korans, in welcher Mohammed sich von Gott den Frauen gegenüber die weitgehendsten Vollmachten ertheilen lässt, wirft auf seinen Character ein eigenthümliches Licht: »Dir, o Prophet, erlauben wir deine Frauen, welche du durch eine Morgengabe erkauft, und ebenso deine Slavinnen, welche dir Gott geschenkt, und die Töchter deiner Oheime und Muhmen von Vater- und Mutterseite, die mit dir aus Mekka geflüchtet sind, und jede gläubige Frau, die sich dem Propheten überlassen und die derselbe heirathen will. Diese Freiheit sollst du haben vor den übrigen Gläubigen. Wir wissen recht gut, was wir hinsichtlich ihrer Frauen und Slavinnen befohlen haben; dennoch begehst du kein Verbrechen, wenn du Gebrauch von dieser Freiheit machst; denn Gott ist versöhnend und barmherzig. Du kannst zurücksetzen, welche du willst, und zu dir nehmen, welche du gerade willst, selbst die, welche du früher verstossen, wenn du jetzt Verlangen nach ihr hast; diess alles soll kein Verbrechen für dich sein. Es wird dennoch leicht werden, ihre Augen zu befriedigen, dass sie sich nicht betrüben und sich alle zufrieden geben mit dem, was du jeder gewährst.»

Es ist räthselhaft, wie der Mann, der bis zu seinem achtund-

vierzigsten Jahre mit einer dreizehn Jahre ältern Frau gelebt hatte, um sein sechzigstes Jahr in solche geschlechtliche Verirrungen gerathen konnte. Jedenfalls war dabei seine Krankheit im Spiele. Wie dabei Ursache und Wirkung zusammenhängen, wissen wir nicht, aber vermuthen möchten wir, dass geschlechtliche Verirrungen im Leben des Propheten schon sehr früh eine verhängnissvolle Rolle gespielt haben. Schon die Schilderungen des Paradieses, welche aus seiner besten Zeit stammen, lassen auf eine zerrüttete Phantasie schliessen. Dass der Gatte einer alten Frau geschlechtliche Genüsse als die hauptsächlichsten Paradiesesfreuden hinstellte, und insbesondere der Umstand, dass er den Gläubigen im Paradies »gleichaltrige« Genossinnen versprach, ist sehr characteristisch. Seit der Mitte der fünfziger Jahre war der Prophet im Punkte des Geschlechtslebens unzurechnungsfähig geworden; er betrachtete sich als den Liebling Allahs, dem alles erlaubt war. Das Gefühl für Wahrheit war ihm offenbar völlig verloren gegangen, sonst hätte er fühlen müssen, was er nicht oder nur in geringem Masse zu fühlen schien, dass seine Offenbarungen nur der Wiederhall seiner Wünsche und Begierden waren. Manche Züge seines Familienlebens und die ganze Art und Weise, wie er seine Offenbarungen zur Befriedigung seiner Gelüste benützte, lassen fast unbegreiflich erscheinen, dass Männer wie Abu Bekr, Omar, Ali und besonders, dass seine Frauen noch an seine göttliche Sendung glaubten. Wir müssen hier wohl oder übel einige der hässlichsten Ereignisse seines Familienlebens berühren, weil dieselben für das ganze Leben der islamitischen Welt verhängnissvoll geworden sind.

Die sechste Frau, die Mohammed heirathete, war Zainab, die Gattin seines ehemaligen Slaven und Adoptivsohnes Zaid. Er sah sie unverschleiert, als er diesen besuchen wollte, wurde von Liebe zu ihr ergriffen und gab ihr seine Gefühle zu verstehen durch den Ausruf: »Barmherziger, wie änderst du das Herz

der Menschen!" Als Zainab ihrem Gatten die Sache erzählte, erklärte dieser sich zur Scheidung bereit. Mohammed wies zwar sein Anerbieten zurück mit den Worten: »Behalte sie als dein Weib und fürchte Gott!" aber Zaid hatte herausgeföhlt, wie sehr eine Scheidung dem Propheten erwünscht gewesen wäre. Er entliess daher Zainab, und bald erschien eine Offenbarung, welche Mohammed die Erfüllung seines Wunsches gestattete. Aber die Gläubigen nahmen an der Heirath Anstoss, weil Zaid als Mohammeds Sohn galt. Da kam eine weitere Offenbarung, welche es für unrecht erklärte, die Adoptivsöhne Söhne zu nennen, und welche dem Propheten Vorwürfe machte, dass er zuerst sich aus Scheu vor den Menschen der Heirath geweigert habe, da er doch Gott mehr hätte fürchten sollen. Bald darauf erschienen auch göttliche Vorschriften über die Verschleierung der Frauen, welche, wie wir später sehen werden, für das weibliche Geschlecht der ganzen mohammedanischen Welt verderblich geworden sind.

In nicht viel besserem Licht erscheint der Prophet bei einer andern Scandalgeschichte. Als man von einem siegreichen Raubzuge heimkehrte, auf welchem der Prophet die Zahl seiner Frauen durch eine schöne Gefangene vermehrt hatte zum grossen Verdruss Aïschas, seiner Lieblingsgattin, blieb Aïsha eines Tages hinter dem Zuge zurück und erschien bald darauf mit einem Manne, der, wie man glaubte, schon früher ihr nicht gleichgiltig gewesen war. Obschon sie für ihr Zurückbleiben glaubwürdige Entschuldigungen vorbrachte, entstand in Medina ein Gerede, und Mohammed begann Aïsha auffallend zu vernachlässigen. Das gekränkte Weib begab sich in tiefem Kummer in das Haus ihres Vaters Abu Bekr und betheuerte unter Thränen ihre Unschuld. Ali rieth dem Propheten zur Scheidung, dieser aber wollte seinen Freund Abu Bekr nicht verletzen. Schliesslich machte eine Offenbarung, welche der Prophet im Hause Abu Bekrs empfing, dem Zweifel ein Ende. Als Moham-

med sich von seinem Anfall erholt hatte, sprach er: »Freue dich, Aïscha! Wahrlich, Gott hat deine Unschuld geoffenbart.« Dann erliess er ein Gesetz, nach welchem Jeder, der eine Frau fälschlich des Ehebruchs anklagte, achzig Streiche erhalten und zur Zeugnissabgabe unfähig werden sollte. An zweien der Hauptankläger Aïschas wurde die Strafe vollzogen. Dass aber Ali dem Propheten zur Scheidung gerathen hatte, machte ihn für Aïscha zum Gegenstande eines unauslöschlichen Hasses, und dieser Hass legte den Grund zu der grossen Spaltung, welche seit dem Chalifate Alis unter den Gläubigen bestanden hat. Solche Vorfälle im Leben des Propheten sind natürlich auch für die Sittlichkeit seiner Anhänger nicht ohne Folgen geblieben.

In Bezug auf die religiöse Kraft Mohammeds nehmen wir seit der Hedschra ein entschiedenes Sinken wahr. Die Koransuren, welche in Medina verfasst worden sind, können sich an religiösem Gehalt mit denen der ersten Zeit durchaus nicht messen. Theilweise mag diess durch die äussern Verhältnisse bedingt sein; aus dem Propheten war ein Gesetzgeber und Politiker geworden. Die Suren dieser Zeit enthalten meist gesetzliche Vorschriften über das bürgerliche Leben oder Bestimmungen über den Cultus, sie sind daher meist in gewöhnlicher Prosa geschrieben. Aber der Umstand, dass auch da, wo religiöse Gegenstände zur Sprache kommen, nichts mehr von dem ursprünglichen Feuer zu spüren ist, dass kluge Ueberlegung und kleinliche Berechnung aus jedem Worte herausspricht, weist darauf hin, dass der Prophet selbst nicht mehr der alte war. Und trotzdem nirgends eine Spur, dass er an sich selbst irre geworden wäre; vielmehr geht aus Allem deutlich hervor, dass er bis zum letzten Athemzuge an sich selbst geglaubt hat.

Neben den Proben gemeiner Rachgier und kläglicher Unwahrhaftigkeit und den Zügen, welche auf eine krankhafte Sinnlichkeit hindeuten, begegnet uns eine andere Reihe von Zügen in Mohammeds Leben, welche uns nicht weniger anmuthen,

als sie einst die Edelsten unter den Arabern an ihn fesselten und sie Vieles übersehen liess, was wir nicht unbeachtet lassen können.

Auch als der mächtige Beherrscher Arabiens blieb Mohammed der schlichte Mann, der er von Anfang an gewesen war. Seine Lebensweise war von patriarchalischer Einfachheit. Nie überliess er andern, was er selbst thun konnte. Er flickte seine Kleider selbst, band selbst die Hausziegen in seinem Hofe an und half seinen Frauen bei den häuslichen Geschäften. In seiner Wohnung herrschte beinahe Dürftigkeit, doch hielt er viel auf äussern Anstand. »Gott sieht es nicht gern,« soll er gesagt haben, »wenn die Menschen sich in Unordnung vor ihren Brüdern zeigen.«

Seinen Frauen war er ein zärtlicher Gatte, seinen Kindern ein besorgter Vater, seinen Freunden ein treuer Freund. Gegen Jedermann war er freundlich, auch dem Geringsten begegnete er höflich und achtungsvoll. Spielenden Kindern, an denen er vorüberging, rief er einen Gruss zu. Ungern sagte er nein; lieber schwieg er, wenn er eine Bitte nicht erfüllen konnte. »Er war schüchterner,« soll Aïsha gesagt haben, »als eine verschleierte Jungfrau, und wenn ihm etwas missfiel, merkte man es mehr an seinem Gesichte als an seinen Worten.« »Es war, als ob das Sonnenlicht in seinen Mienen strahlte,« berichtet eine andere Ueberlieferung, »aber wenn Zorn in seinen Blicken loderte, dann verzagte der Gegenstand seines Missvergnügens.« So rachsüchtig er sich gegen Feinde bewies, die ihn in der Noth verlassen oder sonst empfindlich gekränkt hatten, so freundlich und weich war er auch nach langjähriger Feindschaft, wenn man sich ihm unterwarf.

Zu den rührendsten Zügen aus seinem Privatleben gehört, was über sein Verhalten beim Tode seines letzten Sohnes erzählt wird. Bald nach der Einnahme Mekkas hatte ihm eine koptische Sclavin, Maria, einen Sohn geboren. Es war fünf-

undzwanzig Jahre her seit der Geburt seines letzten Kindes; kein Wunder, dass der Prophet an dem kleinen Ibrahim grosse Freude hatte. Aber nach sechzehn Monaten erkrankte der Knabe. Mohammed, seine Mutter und seine Amme pflegten ihn in einem Palmenhain. Als der Prophet sah, dass keine Hoffnung mehr war, nahm er das Kind in seine Arme und schluchzte laut. »Ibrahim!“ sprach er, »Ibrahim! wäre nicht das Versprechen Gottes wahrhaftig und die Hoffnung der Auferstehung gewiss, und müssten wir nicht Alle diesen Weg gehen und der Letzte dem Ersten folgen, so würde ich um dich noch tiefer trauern als ich thue.“ Das Kind verschied auf seinem Arm. Er legte die Leiche nieder und tröstete die Mutter. Als er nachher am Grabhügel des Knaben eine Unebenheit bemerkte, glättete er sie mit seiner Hand, indem er sprach: »Wenn ihr diess thut, thut es sorgfältig; denn es erleichtert das betrübte Herz. Es thut zwar dem Todten nicht weh und hilft ihm auch nichts, aber es giebt den Lebenden Trost.“

Früh war der Prophet gealtert; seine Gesundheit war während der letzten Jahre erschüttert, da er sich von dem Vergiftungsversuche einer Jüdin nicht mehr völlig erholt hatte. Dennoch, oder vielleicht darum, entfaltete er bis an sein Ende eine fieberhafte Thätigkeit, die sich hauptsächlich auf die Ausbreitung des Islam in andern Ländern richtete.

Bei der Pilgerfahrt des Jahres 632 nahm er Abschied von den Gläubigen in einer Predigt am Berge Arafat. Er erklärte, dass er seinen Auftrag erfüllt habe und ermahnte seine Anhänger zur Treue gegen den Islam, empfahl ihnen Brüderlichkeit, Schonung der Armen und Schwachen, Billigkeit gegen Frauen und Slaven. Wenige Monate später starb er in Medina nach achttägiger Krankheit an einem typhösen Fieber. So sehr auch seine religiöse Kraft in den letzten Jahren abgenommen hatte, völlig erloschen war sie nicht. Es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn wir hören, wie er beim Be-

ginn der Krankheit nächtlicher Weile zu den Gräbern seiner entschlafenen Gefährten geht, um zu beten; wie er in den Fiebernächten still seine Suren hersagt und im Sturm der sein Inneres durchwogenden Gedanken seiner Seele gebietet: »O meine Seele, warum suchst du Zuflucht anderswo als in Gott allein?“ wie er, schon ein Sterbender, sich vom Lager aufrafft, nach der Moschee wankt und mit fester Stimme zu der versammelten Gemeinde spricht: »Bei Gott! Niemand kann mir etwas zur Last legen; ich habe nichts für erlaubt erklärt, was Gott nicht erlaubt hätte, nichts für verboten erklärt, was Gott nicht verboten hätte;“ wie er endlich in den Phantasieen des Todeskampfes von Gabriel und dem Paradiese spricht und den gesegneten Gefährten droben.

Schwer, ja unmöglich ist es, ein Urtheil über Mohammeds sittlichen Werth zu geben, da man nie weiss, was man ihm anrechnen darf, und was auf Rechnung seiner Krankheit zu setzen ist. Von aller Schuld können wir ihn nicht freisprechen, so viel sich auch zu seiner Entschuldigung sagen lässt. Die Lüge hat früh sein Wesen vergiftet und auf die ganze That seines Lebens unheilvollen Einfluss geübt. Er hat viel betrogen, aber sich selbst vielleicht mehr als Andere. Gern erkennen wir an, dass er gute Absichten verfolgte; er wollte die Araber zur Anbetung des Einen Gottes führen und dadurch gesündere sociale Verhältnisse auf der Halbinsel herstellen, aber der gute Zweck heiligte ihm auch schlechte Mittel; er lernte der Zweckmässigkeit die Wahrheit, dem Vortheil die Ueberzeugung opfern. Jene Verleugnung seiner Ueberzeugung, deren er sich schuldig machte, als er die arabischen Göttinnen anerkannte, hat er zwar durch seinen Widerruf wieder gut gemacht, aber was er damals in einer Stunde der Schwachheit that, ist im Grunde nichts Anderes, als was er während seiner ganzen fernern Laufbahn that: er bequeme sich den Verhältnissen an und brachte bei seinen Offenbarungen die Wünsche

seiner Landsleute klug in Rechnung. So erkaufte er den äussern Erfolg auf Kosten der Reinheit und innern Kraft seiner Schöpfung. Wahrheit und Lüge, Edles und Gemeines, Eifer für Gott und menschliche Eitelkeit, hohe Begeisterung und niedrige Schlaueit mischen sich auf wunderliche Weise in seinem Leben.

Die Quelle ist trüb. Wie wird der Strom werden?

II.

DER ISLAM. *

Bei seinem Tode hinterliess der Prophet eine ungeordnete Masse dictirter Offenbarungen, welche theilweise auf Pergament, Leder, Stein, Palmblättern, Schulterblättern von Schafen, theilweise nur »in den Herzen der Menschen'' aufbewahrt waren. Durch den Chalifen oder Stellvertreter des Propheten, Abu Bekr, wurden die sämmtlichen Stücke des Korans — das Wort bedeutet Lesung — gesammelt und ohne Plan und Ordnung zusammengestellt. Um dem Streite über die verschiedenen Lesarten ein Ende zu machen, liess Othman, der dritte Chalif, die verschiedenen Texte mit Ausnahme eines einzigen, von dem mehrere Abschriften genommen wurden, vernichten, ohne dass damit der Streit über eine Menge schwer verständlicher oder einander widersprechender Stellen beendet worden wäre.

Der Koran ist ein sehr wunderliches Buch. Schon der Pro-

* Hauptquellen: Ausser dem Koran, der im Folgenden gewöhnlich nach Ullmanns Uebersetzung citirt ist, und den bei Cap. I angeführten Werken: A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868. G. Weil, Einleitung in den Koran. Bielefeld und Leipzig 1878. John Mühl-eisen Arnold, Der Islam nach Geschichte, Character und Beziehung zum Christenthum. Aus d. Englischen. Gütersloh 1878. M. Lüttke, Mohammed und der Islam, in Warnecks allg. Miss. Zeitschr. 1875 & 1876.

phet hatte in Einer Offenbarung die verschiedenartigsten Dinge zur Sprache gebracht und Offenbarungen aus verschiedener Zeit zusammengestellt. Die Sammler vergrösserten die Unordnung, indem sie die einzelnen Suren bloss nach ihrer Länge nebeneinanderstellten. Diess und der seltsame Geschmack des Propheten, seine oft ungeschickte Handhabung der Sprache, die endlose Wiederholung derselben Gedanken machen den Koran zu einer höchst mühseligen Lectüre, und wer ihn wirklich gelesen hat, wird das Geständniss nicht umgehen können, dass er selten ein langweiligeres Buch gefunden habe.

Bei der Form des Buches können wir nicht verweilen; wir müssen auf seinen Inhalt übergehen, indem wir zunächst die Glaubens- und Sittenlehre des Islam in's Auge fassen.

Der Islam ist die trockenste, eintönigste Religion, die wir uns denken können. Der Prophet hat auch nicht Einen neuen Gedanken in die Welt geworfen, wie er denn auch ursprünglich nichts Neues bringen sondern den alten Glauben Abrahams, der nach seiner Meinung durch eine Menge zufälliger Gebräuche verändert worden war, herstellen wollte. Abgesehen von einer Reihe christlicher und persischer Vorstellungen finden wir im Koran wesentlich jüdische Gedanken. Mohammed kannte keine Form des Monotheismus als das einseitig gewordene Judenthum, wie es sich seit dem babylonischen Exil entwickelt hatte. Da besteht die Gerechtigkeit des Menschen im Halten eines Gesetzes, in welchem Sitten- und Ceremonialgebote ziemlich gleichwerthig neben einander stehen, so dass die Gerechtigkeit eine äusserliche wird und der Wille Gottes den Character der Willkür erhält. Das ganze Leben ist in religiöse Formen eingeschlossen: tägliche Gebete, Festtage, Wallfahrten, Fasten, Enthaltung von gewissen Speisen und äussere Reinigungen. Das ist die Religiosität, mit welcher Mohammed bekannt wurde, und sie hat auf seine Stiftung so grossen Einfluss geübt, dass wir sagen müssen: Der Islam ist nicht eine

neue Religion, auf ein neues Princip gebaut, sondern nur eine Vermengung des einseitig gewordenen Judenthums mit arabischem Heidenthum. Diess tritt schon in der Glaubenslehre deutlich zu Tage.

Die Grundlehre des Islam ist die Lehre von der Einheit Gottes, wie sie in der 112. Sure des Koran ausgesprochen ist: »Gott ist der einzige und ewige Gott; er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich.« »Saget nichts,« heisst es einandermal, »von einer Dreiheit; vermeidet das, und es wird besser um euch stehen; es giebt nur einen einzigen Gott. Fern von ihm, dass er einen Sohn habe! Wie sollte er einen Sohn haben, da er ja keine Frau hat?“

Was Mohammed von Gottes Allmacht, Allwissenheit und Allweisheit, von seiner Gerechtigkeit, Güte und Barmherzigkeit sagt, klingt meist sehr gut und mag leicht den Schein wecken, als sei zwischen seinem Gott und dem Gott der Christen kein wesentlicher Unterschied. Auch wird die Abneigung mancher christlicher Kreise gegen die Dreieinigkeitslehre für den strengen Monotheismus des Islam vielfach ein günstiges Vorurtheil wecken. Wir verkennen auch keineswegs, dass Mohammeds Lehre von Gott eine Reaction war gegen die in die christliche Kirche eingedrungene Vielgötterei. Die starke Betonung der Einheit Gottes hat entschieden seiner Lehre grosse Kraft gegeben, und stets wird die Thatsache, dass einst eine neue Religion sich der christlichen gegenüber mit ungeheurem Erfolg als die Vertreterin des Monotheismus ausgeben konnte, für die Kirche eine Warnung sein, sich vor polytheistischen Abwegen zu hüten. Allein Mohammeds Monotheismus war gerade so gut ein Abirren vom echten Monotheismus als die an Polytheismus streifenden Erscheinungen der orientalischen Kirchen. Die Trinitätslehre hat allerdings zu mancher Verirrung geführt, und in ihrer altkirchlichen Fassung mag sie mangelhaft sein; dennoch enthält sie dem Monotheismus des Islam gegenüber die

Wahrheit. Nur aus dem Glauben an den Gott, der Vater, Sohn und Geist ist, kann sich eine gesunde Religiosität entwickeln; der Gott aber, der nicht zeugt, und dem in Mohammeds Sinn kein Wesen gleich ist, wird zu den todten Götzen sinken müssen. Denn der Gottesbegriff Mohammeds ist ein durchaus deistischer; Gott und Welt stehen in einem ausschliessenden und äusserlichen Gegensatz zu einander. Der Prophet hat nie eine Ahnung gehabt, was die christliche Kirche mit ihrer Dreieinigkeitslehre wollte; er bestreitet sie darum auf ebenso leidenschaftliche als triviale Weise. Von einem Eingehen Gottes in die Welt und einer Wesensgemeinschaft des Menschen mit Gott weiss er nichts. Diess hat dem Islam einst die Sympathieen des englischen Deismus und des deutschen Rationalismus erworben; sie fanden in seinem Gottesbegriff Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein, während sie in keiner andern der gestifteten Religionen, abgesehen etwa vom nachexilischen Judenthum, eine Gehilfin gefunden hatten.

Der ausschliessende Gegensatz zwischen Gott und Welt erklärt uns, warum der Koran am besten zu reden weiss von der Erhabenheit Gottes über alles Creatürliche. Seine Schilderungen der Herrlichkeit und Allgenugsamkeit Gottes sind ergreifend. Viel schwächer ist das, was er von den sittlichen Eigenschaften Gottes zu sagen weiss. So viel auch von seiner Gerechtigkeit, seinem Zorn über die Sünde, seiner Gnade und Barmherzigkeit die Rede ist, Allah ist doch nicht heilige Liebe, nicht Verneinung aller Selbstsucht und Sinnlichkeit. Weder in der Heiligkeit noch in der Liebe ist er gerecht. Den Gottlosen gegenüber kommt die Liebe nicht zu ihrem Rechte; Allah ist schnell bereit sie zu strafen, sie irrezuleiten und zu verstocken; sein Zürnen ist nicht frei von Leidenschaft. Den Gläubigen gegenüber kommt die Heiligkeit zu kurz, die nichts Unreines lieben kann. Allah kann seinem Propheten Dinge gestatten, die sonst verwerflich sind: auch den andern Gläubigen kann er et-

was erlauben, was eigentlich nicht gut ist. So wäre es z. B. besser, sagt der Prophet, keine Slavinnen zu heirathen, aber »Gott ist nachsichtig und barmherzig.«

Die Gebote, welche Gott giebt, sind nicht der Ausdruck seines Wesens; sie sind willkürlich und können daher zurückgenommen und durch andere ersetzt werden. So macht der Gott Mohammeds auf uns den Eindruck eines nach Willkür regierenden orientalischen Herrschers, der seine Feinde seinen Zorn furchtbar empfinden lässt und seine Getreuen mit Wohlthaten überschüttet, ihnen auch wohl einmal durch die Finger sieht.

Eine Folge seines Deismus ist es, dass der Islam, so hoch er auch Gott über die Welt erhebt, ihn doch stark vermenschlicht. Noch stärker als im Koran tritt diess in der Sonna, in der Ueberlieferung, zu Tage. Nach einer gut beglaubigten Ueberlieferung sagte der Prophet einmal: »Ich sah meinen Herrn als einen bartlosen Jüngling mit gekräuseltem Haar und reichlichem Haarwuchs; er hatte zwei goldene Sandalen an den Füßen.« Und ein anderes Mal: »Es kam mein Herr mir entgegen und reichte die Hand zum Grusse und sah mir in's Gesicht und legte seine Hand auf meine Schulter, so dass ich die Kälte seiner Fingerspitzen empfand.« An solchen Sätzen mussten die Versuche der mohammedanischen Theologie, den Gottesbegriff speculativ zu verarbeiten, sehr bald scheitern. Man sah sich gezwungen, was von Gottes Händen, Füßen, Antlitz, von seinem Thron und Aehnlichem gesagt war, buchstäblich zu verstehen oder alles Forschen darüber mit dem Hinweis auf Gottes Unerforschlichkeit abzuschneiden.

Wir besprechen am besten gleich hier die Frage, ob Mohammed eine Vorherbestimmung der Menschen zum Guten und Bösen gelehrt habe oder nicht. Ersteres ist eine allgemein verbreitete Annahme. Wir bestreiten auch nicht, dass islamitische Theologen eine Vorherbestimmung gelehrt haben, aber dass der Koran schon diese Lehre enthalte, können wir nicht zugeben.

Auf den ersten Blick allerdings scheint nichts gewisser zu sein, als dass Mohammed die absoluteste Vorherbestimmung gelehrt habe. Wir führen nur ein paar der einschlagenden Koranverse an.

Sure 2: »Für die Bösen ist es gleich, ob du ihnen die Wahrheit verkündest oder nicht, sie glauben nicht. Herzen und Ohren hat Gott ihnen versiegelt, ihre Augen verhüllt, und grosse Strafe wartet ihrer.«

Sure 6: »Gott führt irre, wen er will, und leitet auf den rechten Weg, wen er will.«

Sure 7: »Wohl haben wir viele von den Geistern und Menschen für die Hölle geschaffen. Sie haben Herzen, fühlen aber nicht; sie haben Ohren, hören aber nicht. Diese sind dem unvernünftigen Thiere gleich, ja sie sind noch verirrter als dieses, denn sie sind fahrlässig.«

Sure 32: »So wir es nur gewollt hätten, so würden wir jedem Menschen richtige Leitung gegeben haben. Aber mein Wort muss wahr werden, da ich gesprochen: Die Hölle will ich füllen mit den Geistern und den Menschen allesammt.«

Solcher Stellen enthält der Koran sehr viele. Ständen ihnen nicht zahlreiche andere gegenüber, welche einer Vorherbestimmung klar widersprechen, so könnte sich kaum ein Streit erheben, wie sie zu verstehen seien. So aber können wir darin nichts anderes gesagt finden, als dass Gott Menschen, welche ihm böswillig widerstrebt haben, zur Strafe dafür verstockt und irre leitet. Es ist der Gedanke, den wir in der Bibel häufig finden, z. B. Jesaja 6, 9. 10; 5 Mose 29, 4; Matth. 13, 14.

Zu der aus Sure 2 angeführten Stelle giebt die folgende aus der 16ten die Erklärung.

»Wer Gott verleugnet, da er früher an ihn geglaubt, ... und wer freiwillig sich zum Unglauben bekennt, die trifft der Zorn Gottes, und ihrer wartet peinvolle Strafe, und zwar deshalb, weil sie dieses Leben mehr als das zukünftige

lieben und Gott ungläubige Menschen nicht leitet. Das sind die, welchen Gott Herz, Ohr und Gesicht versiegelt."

Bei manchen Stellen folgt unmittelbar auf die angebliche Vorherbestimmungslehre eine Anerkennung des freien Willens.

So z. B. Sure 32: »Kostet nun die Strafe dafür, dass ihr vergessen unser Zusammentreffen an diesem euerem Tage. Wir wollen nun auch euer vergessen; nehmet hin die ewige Strafe für euer Thun."

Besonders deutlich ist Sure 7: »Einen Theil der Menschen hat er recht geleitet und einen Theil hat er in Gerechtigkeit dem Irrthum übergeben, weil sie ausser Gott die Satane zu Beschützern annahmen und sich dabei noch einbildeten, dass nur sie recht geleitet seien."

Solchen Stellen gegenüber wird man vereinzelte Ausdrücke wie »geschaffen für die Hölle" nicht pressen dürfen. Man könnte mit demselben Rechte wie den Koran die Bibel der Leugnung der Willensfreiheit beschuldigen, ja einzelne Ausdrücke der letztern gehen noch über die des Korans hinaus.

Dennoch ist es nicht zufällig, dass später die Vorherbestimmungslehre in der mohammedanischen Theologie eine grosse Rolle gespielt hat und der Fatalismus populär geworden ist. Schon im Temperament des Arabers, überhaupt des Orientalen, liegt etwas, was ihn begünstigt. Aber auch in der Glaubenslehre des Korans finden sich Momente genug, welche dazu hindrängen. Bekanntlich ist die Praedestinationslehre nicht nur von islamitischen Theologen aufgestellt worden, auch christliche haben ihr gehuldigt. Hier wie dort stammt sie aus einem falschen Dualismus, der, wenn man, wie die islamitische Theologie, vom Gottesbegriff ausging, zum Fatalismus, wenn man, wie die christliche, anthropologisch verfuhr, zum Quietismus führte. Im letzten Grunde kommt Beides auf dasselbe hinaus. Dass das Christenthum nie auf die Dauer mit der Vorherbestimmungslehre

practischen Ernst gemacht hat trotz den Consequenzen dualistischer Theologie, während der Islam dem Fatalismus verfiel, muss somit in Anderm seinen Grund haben. Wo die christlichen Gedanken lebendig sind, da macht sich das Gefühl der Willensfreiheit so energisch geltend, dass das Raisonnement des Verstandes, welches dieselbe leugnen will, nicht aufzukommen vermag. Anders im Islam. In den Geboten Allahs fehlt der Zusammenhang; es ist so viel Willkürliches, Zufälliges darin, dass Niemand wissen kann, wo Gottes Willkür anfängt, und wo sie aufhört. Der Moslim kann in seinem religiösen Selbstbewusstsein keinen zureichenden Grund für die Hoffnung der Seligkeit finden; denn die guten Werke sind gerade den Besten keine genügende Bürgschaft dafür. So liegt ihm der Gedanke nahe, dass ein willkürlicher Rathschluss Gottes die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniss bestimmt habe.

Auch mehr äusserliche Gründe mögen mitgewirkt haben, dass der Vorherbestimmungsglaube zur Herrschaft kam. So liess der heilige Krieg den Gedanken aufkommen, die Feinde seien durch göttlichen Rathschluss zum Verderben bestimmt. Zudem brauchte man bloss einzelne Stellen des Korans aus ihrem Zusammenhang herauszureissen, so war die Praedestinationslehre in schroffster Fassung fertig, und die Verwirrung, die im Koran herrscht, die planlose Zusammenstellung des Verschiedenartigsten, war nichts weniger als eine Aufforderung, den Zusammenhang der einzelnen Verse zu beachten; die Gläubigen der ersten Zeit nahmen denn auch das einzelne Wort durchaus zusammenhangslos.

Nächst der Lehre von dem Einen Gott ist der wichtigste Satz der islamitischen Glaubenslehre der vom Prophetenthum oder von der Offenbarung.

Adam war von Gott auf vollkommenste Weise erschaffen, seine Wohnung war das himmlische Paradies. Die Engel verehrten ihn auf Gottes Befehl, nur der hochmüthige Iblis that

diess nicht. Als er zur Strafe dafür von Gott verstossen wurde, verführte er Adam und Eva von der verbotenen Frucht zu essen, und seit sie infolge dessen aus dem himmlischen Paradies vertrieben und auf die Erde versetzt sind, fügt er ihnen beständig Schaden zu und verführt sie zum Unglauben.

Aber Gott will die Menschen auf den rechten Weg leiten; darum sendet er ihnen Propheten, welche ihnen seinen Willen verkünden. Die wichtigsten derselben sind Adam, Noah, Abraham, Mose und Jesus; jeder von ihnen hat ein geoffenbartes Gesetz empfangen, aber ihre Offenbarungen sind von den Menschen gefälscht worden, zur Herstellung der wahren Religion hat daher Gott als letzten und höchsten Propheten Mohammed gesandt.

Wieder mag es scheinen, als sei Mohammeds Offenbarungsbegriff von dem christlichen nicht wesentlich verschieden. Fragen wir aber nach dem Inhalt der Offenbarung, so wird uns der Unterschied sofort klar. Im Christenthum ist die Offenbarung wesentlich Selbstmittheilung Gottes, Einpflanzung göttlichen Lebens in's menschliche; im Islam dagegen besteht sie in der Mittheilung einer Summe von Belehrungen und Geboten. Den Geboten fehlt das einheitliche Princip; sie sind, wie schon oben berührt, nicht eigentlich im Wesen Gottes begründet, nicht ein Ausfluss seines Wesens. Sittengebote und Ceremonialgebote sind darum auch auf eine Linie gerückt, und man fühlt es ihnen an, dass sie nicht aus einem lebendigen religiösen Grundgedanken herausgewachsen sondern aus einem ältern Religionssystem herübergenommen und willkürlich geändert und vermehrt worden sind.

Infolge dessen leidet auch der Sündenbegriff des Islam an Flachheit. Wie es bloss einzelne Gebote giebt, so auch nur einzelne Sünden. Und wenn auch der Unglaube als die eigentliche Grundsünde angesehen wird, so reicht diess doch zu einer Vertiefung des Sündenbewusstseins nicht aus, weil die

Offenbarung, an die der Mensch glauben soll, nichts Einheitliches und im Wesen Gottes Begründetes sondern nur eine Summe von Kenntnissen und willkürlichen Vorschriften ist.

Dennoch darf man dem Islam nicht nachsagen, er entbehre des sittlichen Ernstes, indem er die Zustimmung zu der Lehre des Propheten als genügend zur Erlangung der Seligkeit betrachte. Man braucht nur ein Paar Suren des Korans zu lesen, um zu fühlen, dass Mohammed nichts weniger als sittliche Laxheit begünstigen will. Er findet nicht Worte genug, um zur Gottesfurcht, zur Nächstenliebe, zur Selbstverleugnung zu ermahnen. Ungerechtigkeit, Hochmuth, Lüge, Ausschweifung werden in den stärksten Ausdrücken verdammt, Gerechtigkeit, Billigkeit, Wohlthätigkeit und Demuth immer auf's Neue empfohlen.

Leicht wird dem Moslim der Weg zur Seligkeit nicht gemacht; gute Werke müssen gethan werden, und auch die fromme Gesinnung wird nicht als Nebensache behandelt. »Der ist gerecht,« heisst es in Sure 2, »der an Gott glaubt und an den jüngsten Tag und an die Engel und an die Schrift und die Propheten und mit Liebe von seinem Vermögen giebt den Anverwandten, Waisen und Armen und Pilgern, überhaupt Jedem, der darum bittet, der Gefangene löst, das Gebet verrichtet, Almosen giebt, der da festhält an eingegangenen Verträgen, der geduldig Noth und Unglück und Kriegsgefahr erträgt; der ist gerecht, der ist wahrhaftig gottesfürchtig.« Und in Sure 8 wird gesagt: »Das sind wahre Gläubige, die bei der Erwähnung Gottes Ehrerbietung empfinden, und deren Glaube bei Vorlesung der Zeichen (des Korans) immer zunimmt, und die ganz auf ihren Herrn vertrauen und das Gebet zur bestimmten Zeit verrichten und von dem, was wir ihnen ertheilt haben, Almosen geben. Das sind Gläubige in Wahrheit.«

So ernst aber auch der Koran zur Tugend ermahnt, er bricht dennoch nicht selten seinen Geboten die Spitzen ab. So z. B.

bei dem Gebote der Nächstenliebe. Es heisst in Sure 16 : »Wenn ihr Rache an Jemand nehmt, so nehmt sie nur nach Verhältniss des Bösen, das er euch zugefügt hat. Doch wenn ihr das Böse mit Geduld hinnehmt, so ist das noch besser für die geduldig Tragenden.»

Auch mit der Wahrhaftigkeit nimmt es der Koran nicht streng. Für die Lüge hat er, besonders Ungläubigen gegenüber, Entschuldigungen. Sie wird geradezu empfohlen, wenn sie den Zweck hat, entzweite Personen zu versöhnen. Sogar mit dem Eide wird es sehr leicht genommen. »Gott wird euch nicht strafen wegen eines unbedachten Wortes in euerm Eide,« heisst es in Sure 5. Ein unbedachter falscher Eid kann durch Speisung von zehn Armen oder die Auslösung eines Gefangenen oder dreitägiges Fasten gesühnt werden.

Wir wissen, wie der Prophet in Bezug auf Rachsucht und Lüge selbst grosser Nachsicht bedurfte. Seine Schwächen in geschlechtlicher Beziehung machten für ihn auch gegen die Gläubigen eine gewisse Laxheit nöthig, wenn er ihnen auch weniger einräumte als sich selbst.

Im Allgemeinen ist die Sittlichkeit des Islam dieselbe wie die des nachexilischen Judenthums, die in Pharisäismus ausartete. Damit ist auch ausgesprochen, was schon in dem mangelhaften Offenbarungsbegriff begründet ist: die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ist Werkgerechtigkeit. Der Himmel muss verdient werden, die Seligkeit ist der Lohn für den Gehorsam. Wahre Heilszuversicht ist dabei nicht möglich. Wo hoher sittlicher Ernst vorhanden ist und als seine Wirkung ein kräftiges Sündenbewusstsein, da wird die Gewissheit des göttlichen Wohlgefallens fehlen, wo aber diese unbegründeter Weise vorhanden ist, da wird der sittliche Ernst leiden. Diesem Mangel der Gesetzesreligion, dem Fehlen wahrer Heilszuversicht, hat man später durch die Lehre von der Fürsprache des Propheten abzuhelpen gesucht. Die Menschen, so lässt eine Ueberlieferung

Mohammed sagen, werden am Gerichtstage von einem Propheten zum andern, von Adam zu Noah, von Noah zu Mose gehen und sie um ihre Fürbitte ansprechen, allein jeder wird sich entschuldigen, dass er für sich selbst genug zu tragen habe. Mohammed aber wird zu Allah sagen: O Herr, mein Volk! o Herr, mein Volk! Und Gott wird ihm antworten: Führe von deinem Volke ohne zu zählen so viel du willst durch das Thor, das auf der rechten Seite des Paradieses ist. Natürlich aber konnte die Lehre von solcher Mittlerschaft den sittlichen Ernst nur schwächen.

Im Islam müssen — damit wir den letzten fundamentalen Unterschied zwischen ihm und dem Christenthum berühren — Seligkeit und sittliche Vollendung auseinanderfallen. Nach dem Evangelium wird der Mensch durch die Erfüllung der Gebote Gottes seinem wahren Wesen zurückgegeben; wie sie der Ausdruck des innersten Wesens Gottes sind, so sind sie auch für den Menschen, der zum Bilde Gottes geschaffen, also mit Gott wesensverwandt ist, nichts Fremdes. Gerade in ihrer Erfüllung wird er selig. Selig sein und Gottes Willen thun ist eins und dasselbe. Die Moral des Islam aber ist heteronom und darum auch eudämonistisch. Wie in jeder Gesetzesreligion, so stehen auch im Islam die göttlichen Gebote dem Menschen als ein Fremdes gegenüber, durch das er sich in der Entfaltung seines wahren Wesens gehemmt fühlt; ihre Erfüllung kann ihn daher nicht beseligen, vielmehr muss die Seligkeit als ein äusserer Lohn hinzukommen. Dieser Mangel tritt bei der Lehre des Korans von den letzten Dingen deutlich zu Tage. Seine Schilderungen des Gerichtstages und der Ewigkeit sind zwar grossartig; Mohammed hat dafür alle Farben morgenländischer Phantasie aufgeboten, aber die sittliche Halbheit seiner Religion tritt darin in abschreckendster Weise uns entgegen. Von einer innern, sittlichen Vollendung in der Ewigkeit ist kaum je die Rede, am ersten etwa noch in den Suren der ers-

ten Zeit, in denen vom Schauen Gottes als dem höchsten, begehrenswerthesten Ziele der Menschen gesprochen wird. Später wird nur sinnliche Lust verheissen. Die Wohnungen der Seligen sind schattige Gärten mit fliessenden Wassern; da sitzen sie auf weichen Polstern, während Jünglinge in ewiger Jugendblüthe mit Bechern und Schalen köstlichen Weines, der den Kopf nicht schmerzt und nicht zur Sünde verleitet, um sie herumgehen. Jungfrauen, welche züchtig die Augen niederschlagen und immer jungfräulich bleiben, sind ihre Genossinnen. Die Gottlosen dagegen brennen in unauslöschlichem Feuer; siedendes Wasser wird auf ihre Häupter gegossen, dass ihre Haut und ihre Eingeweide sich auflösen; ihre Kleider sind Feuer; aus siedendem Quell werden sie getränkt; stinkende Fäulniss und Eiter müssen sie schlucken, und mit eisernen Keulen werden sie geschlagen.

Mohammed appellirt an die Sinnlichkeit der Araber; sein Paradies ist ein Garten mit verbotenen Früchten, die Seligkeit besteht in Genüssen, welche der Mensch auf Erden sich gar nicht oder nur dann erlauben darf, wenn er zuvor ein gutes Werk gethan hat. Zum Lohne dafür, dass hier das Fleisch in Zucht genommen wird, darf es drüben sich um so freier regen. Das Weinverbot, die Beschränkung der Zahl der Frauen wird aufgehoben; das heisst nichts anderes, als dass durch die Gebote Gottes auf Erden dem Menschen wahre Güter entzogen werden. Mag es immerhin Selbstverleugnung kosten, im Erdenleben auf sinnliche Genüsse zu verzichten und sich Entbehnungen aufzuerlegen um eines erst künftigen sinnlichen Paradieses willen, eine reine Sittlichkeit, eine innere Ueberwindung der Sünde ist da nicht möglich, wo man durch die Verheissung künftigen aufs Höchste gesteigerten Sinnengenusses die Lust zum Gehorsam gegen Gott zu wecken sucht. Und wie die Paradiesesbeschreibungen von Mohammeds Sinnlichkeit zeugen, so fühlt man aus seinen endlosen Schilderungen der Höllenstrafen

den glühenden Hass heraus, den er gegen seine Feinde hegte.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob Mohammed seine Beschreibungen des künftigen Lebens buchstäblich verstanden wissen wollte oder nicht. Die Theologen des Islam haben sie meist wörtlich genommen; dennoch wäre es möglich, dass der Prophet sich bewusst war in Bildern zu sprechen. Einige Koranstellen lassen sich zur Noth so deuten. Aber gesetzt, es sei so, die Sache wird damit um nichts besser; dass der Prophet seine Bilder mit Vorliebe dem Geschlechtsleben entnahm, deutet auf eine verwüstete Phantasie und sinnliche Lüsternheit. Edlere Naturen haben das Unsittliche dieser Bilder auch empfunden; das sprechendste Beispiel dafür ist jene Frau der ersten Zeit, die sich von Gott mit Krankheit gestraft glaubte, weil sie über die Freuden des Paradieses zu viel nachgedacht hatte.

Auch die spätern Theologen des Islam wussten mit den Bildern des Korans nichts Besseres anzufangen, als sie in grobsinnlicher Weise weiter auszumalen. Man erging sich in den abenteuerlichsten Phantasieen über das Schicksal der abgeschiedenen Seele, die man sich beim Leichnam im Grabe dachte, über die verschiedenen Episoden des Gerichtstages und das Leben der Seligen und der Verdammten.

Wenden wir uns nun dem Ceremonialgesetze des Islam zu. Nicht nur in der Praxis sondern schon in der Lehre wird demselben eine kaum geringere Bedeutung beigelegt als den Sittengeboten.

Von höchster Wichtigkeit für den Moslim ist das Gebet. * Ueber die äussere Form desselben hat der Prophet bestimmte Vorschriften gegeben, welche später durch die Gesetzeslehrer noch ergänzt worden sind. Jedes Gebet besteht in einer Reihe von Rikahs oder Niederwerfungen; der Betende beginnt seine Andacht in aufrechter Stellung, das Gesicht gegen Mekka ge-

* A. v. Kremer, Culturgeschichte des Orients. II. S. 30 ff.

wandt, lässt sich dann auf die Kniee nieder und berührt dabei mit der Stirn die Erde, dann erhebt er den Oberleib wieder und richtet sich zuletzt wieder ganz auf. Jedes Gebet umfasst mindestens zwei solcher Rikahs.

Täglich soll fünf Mal gebetet werden zu fest bestimmter Zeit, im Ganzen gewöhnlich siebzehn Rikahs, auf der Wallfahrt und im Kriege dagegen nur elf. Das Gebet kann überall, zu Hause oder auf der Strasse oder in der Moschee, vorgenommen werden, aber das in der Moschee unter der Leitung des Vorbeters übertrifft das zu Hause an Werth fünfundzwanzig Mal. Es sind dafür bestimmte kurze Formeln vorgeschrieben. Das Hauptgebet ist die erste Sure des Korans: »Lob und Preis Gott, dem Herrn der Welten, dem Allerbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf dass du uns führest den rechten Weg derer, die deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg der Irrenden.»

Während des Gebetes soll der Moslim andächtig sein und nicht an Anderes denken. Wird er durch irgend eine Störung unterbrochen, so muss er von Neuem beginnen. Nach der letzten Rikah kann man Gott auch seine besondern Wünsche vortragen. Die Verrichtung des täglichen Gebets reinigt von Sünden. Nach einer alten Ueberlieferung hätte Mohammed einst zu seinen Gefährten gesprochen: »Meint ihr, wenn vor dem Hausthore Eines von euch ein Fluss vorbeiströmte und er sich fünfmal des Tages darin reinigte, dass etwas Schmutz noch auf ihm verbliebe?“ Sie sagten: »Nichts von seinem Schmutz bleibt übrig.““ Da sprach er: »So ist es mit dem fünfmaligen täglichen Gebet, mit welchem Gott die Sünde verwischt.“

Noch grössere Wichtigkeit wird dem gemeinsamen Freitagsgebet in der Moschee zugeschrieben, dessen Versäumniss schwere Strafe nach sich zieht. Von besonderer Wirkung sind gemeinschaftliche Gebete in der Moschee auch bei Sonnen- und Mondsfinsternissen oder bei anhaltender Dürre.

Zu dem Tribut, den der Moslim Allah im Gebete entrichtet, kommen noch eine Reihe anderer Bräuche. Die Beschneidung ist für die Bekenner der Religion Abrahams selbstverständlich. Waschungen haben zu erfolgen vor dem Beginne religiöser Handlungen, so vor dem Gebete, beim Antritt der Wallfahrt, sodann nach der Befriedigung natürlicher Bedürfnisse und Begierden und nach der Berührung unreiner Gegenstände oder der Begehung unreiner Handlungen. Die Vorschriften darüber sind ziemlich verwickelt, so dass wir darauf nicht näher eingehen können. Wo Wasser fehlt, kann feiner Sand zur Waschung genommen werden. Als unrein gelten natürliche Absonderungen; von Thieren sind unrein das Schwein, der Hund, die Raubthiere und die Wasserthiere mit Ausnahme der Fische.

Bekanntlich hat Mohammed den Gläubigen den Genuss des Weines und in Verbindung damit das Hazardspiel verboten. Es heisst im Koran, Sure 2: »In beiden liegt schwere Versündigung aber auch Nutzen für den Menschen; doch ist die Versündigung den Nutzen überwiegend.« Und Sure 5: »Durch Wein und Spiel will der Satan nur Feindschaft und Hass unter euch stiften und euch vom Denken an Gott und von der Verrichtung des Gebets abbringen.« Der Araber, wie der Morgenländer überhaupt, trinkt den Wein in der Regel mit der bestimmten Absicht sich zu berauschen. Auch unter den Gläubigen in Medina waren daher ärgerliche Dinge, z. B. Störungen des Gottesdienstes durch Betrunkene, vorgekommen, welche ein Einschreiten des Propheten nöthig machten.

Eines der beschwerlichsten Gebote des Islam ist das Fasten im Monate Ramadan. Von Tagesanbruch an, d. h. von dem Augenblicke an, wo man einen weissen von einem schwarzen Faden unterscheiden kann, muss sich der Moslim des Essens, Trinkens, Badens und aller ähnlicher Genüsse völlig enthalten, nur Kinder unter sieben Jahren, Kranke, Reisende und Soldaten im Kriege sind von diesem Fasten befreit. Doch bemerkt der

Prophet auch, es dürfe sich Niemand durch Fasten seine Gesundheit schädigen oder sich zu einer nothwendigen Arbeit untüchtig machen. Neben diesem allgemeinen Fasten kennt der Islam auch die freiwillige Enthaltung Einzelner, die infolge eines Gelübdes oder als Busse für begangene Sünden übernommen wird.

Endlich sind alle Moslime mit Ausnahme der Slaven, Geisteskranken und ganz Armen zur Wallfahrt nach Mekka verpflichtet. Der Prophet hat für diese ganz aus dem arabischen Heidenthum herübergenommene Wallfahrt die uralten, zu seiner Zeit unverständlich gewordenen Bräuche beibehalten. Von den Moslimen wurden sie durch Legenden über Adam und Eva, Abraham und Ismaël erklärt, indem man die Erzählungen, welche schon vor Mohammed die Patriarchen mit der Kaaba in Verbindung brachten, aufnahm und weiter bildete.

Ueber die Bräuche der jährlich wiederkehrenden Pilgerfahrt können wir uns kurz fassen, da sie oft beschrieben worden sind. * Sobald die in grossen Karawanen herbeigeströmten Pilger das heilige Gebiet betreten, scheeren sie sich das Haupt und hüllen sich in den Ihram, das Pilgerkleid. Bei der Kaaba vollziehen sie bestimmte Gebete und Umgänge, küssen den schwarzen Stein, der einst das Ruhebett im Zelte Adams war, und den Abraham in die Ostmauer der Kaaba einfügte, trinken Wasser aus dem Zamzambrunnen, der einst zwischen den Füßen des verschmachteten Ismaël entsprang, und laufen endlich zur Erinnerung an das angstvolle Umherirren der Hagar, die für Ismaël Wasser suchte, zwischen den Hügeln Safa und Merwa hin und wieder. Acht Tage später wallfahrtet man nach dem sechs Stunden von der Kaaba entfernten Berge Arafat, wo die aus dem Paradiese vertriebenen ersten Menschen nach langer

* So von R. F. Burton, *Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Meccah*, London 1857; und von H. v. Maltzan, *Meine Wallfahrt nach Mekka*, Leipzig 1865.

Trennung sich wiederfanden, hört dort eine Predigt an, steinigt am nächsten Tage nach Abrahams Vorbilde den Teufel im Thale Mina und opfert dort einen Hammel oder ein Kameel zum Andenken an das Opfer des Widders, das Abraham brachte, als ihm vom Engel die Schonung seines Sohnes — Ismaëls, nach der arabischen Legende — befohlen worden war. In den Einzelheiten des Ceremoniells der Wallfahrt scheint man sich von Anfang an genau an Mohammeds Vorbild gehalten zu haben, genauer wohl als er selbst wollte; denn manche Bräuche sind für die Mehrzahl der Pilger mehr als unbequem. So ist z. B. für den Nichtaraber die Pilgertracht, die ihn nöthigt, sich stundenlang mit blossen Haupte der glühenden Sonne auszusetzen, sehr qualvoll.

Noch zwei weitere Pflichten legt der Koran jedem Gläubigen auf, die Entrichtung der Armentaxe und die Theilnahme am heiligen Kriege. Die Armentaxe ist eine Steuer, welche vom Ertrag der Felder, vom Besitz an Vieh und Habe jährlich entrichtet wurde, und aus welcher man ursprünglich arme Moslime unterstützte und Gefangene loskaufte. Später bildete sie den Grundstock der Staatseinnahmen; jetzt stellt man es vielfach dem Belieben der Gläubigen anheim, dieselbe in der Form von Almosen und wohlthätigen Stiftungen zu entrichten, wo und wie es ihnen gefällt. Almosen und Werke der Liebe werden auch sonst den Gläubigen durch den Koran zur Pflicht gemacht unter Hinweisung auf die mehrfache Vergeltung im Jenseits.

Der Krieg gegen die Ungläubigen ist Pflicht des Moslims, sobald der Imam, der Souverän, dazu aufgerufen hat. Eine Nacht in Waffen zugebracht, sagt der Prophet, ist besser als ein Monat Fasten. Man hat darüber gestritten, ob der Koran den Angriffskrieg gegen die Ungläubigen vorschreibe oder nur den Vertheidigungskrieg. Obwohl einige Secten das Erstere behaupten, müssen wir doch anerkennen, dass Mohammed nur

den Vertheidigungskrieg geboten hat. Es heisst in der zweiten Sure: »Tödtet für die wahre Religion die, welche euch tödten wollen, jedoch beginnet die Feindseligkeiten nicht; denn Gott liebt nicht die Sünder.« Immerhin war der Prophet trotz des Mangels an persönlicher Tapferkeit sehr kriegslustig; er sah im Kriege das beste Mittel zur Aufrechthaltung des Islam. Als einst die Gläubigen ihre Waffen verkaufen wollten, weil sie den Krieg für den Glauben als beendet ansahen, verbot diess der Prophet mit den Worten: »Es soll ein Theil meiner Anhänger beständig im Kriege für die Wahrheit stehen, bis der Antichrist erscheint.«

Auf die zahlreichen Vorschriften des Korans, welche sich auf das häusliche und bürgerliche Leben der Moslime beziehen, können wir erst später eingehen. Was wir hier über die Glaubenslehre und das religiöse Gesetz des Islam mitgetheilt haben, genügt wohl, um unsere Behauptung zu rechtfertigen, im Islam sei kein neues religiöses Princip zum Ausdruck gekommen, sondern es sei derselbe nur eine neue Form der einseitig gewordenen Gesetzesreligion. Abgesehen von den Gebräuchen der Wallfahrt, die dem arabischen Heidenthum entnommen sind, von dem Fastenmonat, der Copie der christlichen Fastenzeit, welche im Grunde ein jüdischer Rest ist, abgesehen von einer Anzahl persischer Vorstellungen, die sich besonders im Detail der Lehre von den guten und bösen Geistern und vom ewigen Leben finden, abgesehen endlich von der Anerkennung Jesu als des den Juden verheissenen Messias, die aber darum ziemlich werthlos ist, weil der Prophet von Jesu so gut wie nichts wusste, finden wir im Islam nichts als Judenthum, und nirgends wird das jüdische Princip durch die fremden Elemente durchbrochen. Waren schon dem Judenthum die tiefern Gedanken der Religion Israels, welche dann im Christenthum zum vollen Ausdruck gekommen sind, unverständlich geworden, war die jüdische Religion in trockenen Rationalismus

oder geistloses Formelwesen versunken, so kann es uns nicht wundern, wenn der Islam als Nachbildung dieser entarteten Religion die Fehler des Judenthums ebenfalls an sich trägt.

Die specifisch arabische Färbung des Ceremonialgesetzes und der Vorschriften für das sociale Leben der Gläubigen könnte den Gedanken nahe legen, Mohammed habe bloss eine Religion für Araber stiften wollen. Allein der Islam will durchaus Weltreligion sein; der Widerspruch zwischen diesem Anspruch und der nationalen Färbung seiner Gesetze beruht darauf, dass der Gesichtskreis des Propheten und seine Kenntniss der nicht-arabischen Welt sehr beschränkt waren. Wenn Mohammeds Religion trotzdem Weltreligion geworden ist, so haben natürlich diese Beschränktheit des Propheten und das nationale Gepräge seiner Stiftung für das Leben der mohammedanischen Welt verhängnissvoll werden müssen.

III.

ORTHODOXIE UND SCHIITISMUS. *

Nachdem wir uns über die Entstehung und das Wesen des Islam klar geworden sind, können wir die Frage nach dem Einfluss desselben auf das Leben seiner Bekenner, die wir am Eingang unserer Untersuchung aufgeworfen haben, wieder an uns herantreten lassen.

Zunächst wird es sich darum handeln zu erfahren, welche Art von Frömmigkeit und Sittlichkeit der Islam hervorgebracht hat. Denn abgesehen davon, dass bei der Beurtheilung des Werthes einer Religion das daraus hervorgehende religiös-sittliche Leben des Einzelnen vor allem Andern in Frage kommt, können wir ein richtiges Urtheil über den Einfluss derselben auf die übrigen Lebensgebiete nur gewinnen, wenn wir die spezifische Religiosität, welche sie erzeugt, kennen gelernt haben. Jede Religion nimmt eine bestimmte Stellung ein zur Welt, zu den natürlichen und geistigen Gütern und den von der Natur

* Hauptquellen: Ausser den angeführten Werken v. Kremers und Dozys: E. W. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter, 3 Bde. Deutsch v. Zencker, Leipzig 1852. G. Weil, Geschichte der Chalifen, Stuttgart 1835, und: Geschichte der islamit. Völker, Stuttgart 1866. M. Lüttke, Die Ausgestaltung des Islam im Leben seiner Völker. In Warnecks Allg. Miss. Ztschr. 1877.

gegebenen Ordnungen des Lebens. Wir werden daher fragen müssen: Wie stellt sie sich zu diesen Gütern und Ordnungen? Weiss sie dieselben zu verwerthen und ihnen eine höhere Weihe zu geben? Oder erzeugt sie in weiten Kreisen eine Stimmung, welche ein freudiges Wirken in den natürlichen Lebensordnungen, Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat, und den Gebrauch der weltlichen Güter, insbesondere die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst, hindert? Giebt sie der freien Entfaltung aller in die menschliche Natur gelegten Kräfte Raum, oder werden einzelne derselben durch sie lahm gelegt? Können Kirche und Staat einträchtig zusammenwirken oder macht sie eine innere Nothwendigkeit zu Feinden, oder endlich sind sie so eng mit einander verbunden, dass sie sich in ihrer Entwicklung gegenseitig hemmen? Bringt die Religion Ideen an die Oberfläche, ruft sie Bewegungen hervor, durch welche die gesamte Culturentwicklung neue Anregung empfängt, oder wirken die Aeusserungen der religiösen Idee hemmend auf das Culturleben?

Das Christenthum will den Menschen weder aus den natürlichen Ordnungen des Lebens herausreissen noch ihn zum Verzicht auf die Güter der Welt zwingen, sondern es will das Reich Gottes herstellen, indem es diese Güter und Ordnungen dem höchsten Zweck dienstbar macht. Allerdings hat es nicht immer und überall auf der Höhe seines Principes gestanden; an falscher Weltflucht, mönchischer Askese, abweisendem Verhalten gegenüber Wissenschaft und Kunst und den Fortschritten der Culturentwicklung hat es nicht gefehlt, und der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche ist ein Jahrtausend alt. Allein das Alles ist nicht begründet im Wesen des Christenthums, sondern hängt mit seiner mangelhaften geschichtlichen Erscheinungsform zusammen, in welcher das christliche Princip nie zum vollen Ausdruck gelangt ist.

Wie verhält es sich damit beim Islam? Schon die Darlegung

der religiösen Grundgedanken lässt mit Bestimmtheit erwarten, dass ungesunde religiöse Erscheinungen zu Tage treten werden, Erscheinungen, die nicht durch Untreue gegen das Princip des Islam sich erzeugen sondern unmittelbar daraus hervorgehen.

Versuchen wir zunächst zu beschreiben, wie sich Religiosität und Sittlichkeit der Moslime da gestaltet haben, wo die Gedanken des Religionsstifters ihren verhältnissmässig consequenten, durch fremde Einflüsse im Wesentlichen ungestörten Ausdruck gewonnen haben.

Unter den Arabern, welche sich um die Fahne des Propheten scharten, waren nur wenige dem Islam aufrichtig ergeben; die grosse Mehrzahl hatte sich um äusserer Vortheile willen unterworfen. Von jeher war es die Gewohnheit der Beduinen gewesen, sich durch Raubzüge zu bereichern, und der Islam bot hiefür eine Gelegenheit, wie sie bis dahin ohne Beispiel gewesen war. So mag denn Sprenger nicht Unrecht haben, wenn er annimmt, die Zahl der wirklich von den Ideen des Propheten Ergriffenen habe bei seinem Tode tausend nicht überstiegen.

Die Beduinen und die städtische Aristokratie waren mit den religiösen Vorschriften des Korans unbekannt, und wenn sie dieselben kannten, so befolgten sie doch nur die wenigsten davon. Von einem arabischen Häuptling der ersten Zeit wird der Ausspruch überliefert: »Wenn ein Gott wäre, so würde ich bei seinem Namen schwören, dass ich nie an ihn geglaubt habe.« Als nach einem grossen Siege über die Perser Omar dem Feldherrn einen Theil der Beute an diejenigen Kämpfer zu vertheilen befahl, welche die längsten Stellen aus dem Koran auswendig wüssten, und der Feldherr die Tapfersten darüber verhörte, da antwortete Einer, er habe den Islam in Jemen angenommen und viel zu viele Kriege führen müssen, um sich mit dem Koran befassen zu können. Ein Anderer war stolz

darauf, die Formel zu kennen: »Im Namen Gottes, des Barmherzigen.«

Es bedeutete den Sieg der Indifferenten, als im Jahre 660 nach Chr. durch den Omajjaden Moawija die mekkanische Aristokratie zur Herrschaft gelangte. Am Omajjadenhofe zu Damascus fragte man in der Regel nichts nach den Geboten des Korans. Die Chalifen mussten zwar am Freitag predigen und vorbeten, aber das hinderte nicht, dass mancher von ihnen seine Mussestunden bei Wein, Musik, weltlicher Dichtung in der Gesellschaft von Tänzerinnen zubrachte. Unter Abd al Malik war ein Christ Namens Ahtal Hofdichter, und der Vater des berühmten christlichen Theologen Johannes Damascenus bekleidete ein wichtiges Staatsamt; Walid II. wurde von einem Manichäer erzogen; als Kronprinz machte er den Töchtern der Vornehmen auf höchst koranwidrige Weise den Hof, und bei der Wallfahrt nach Mekka führte er Hunde mit und begehrte auf dem Dache der Kaaba zu zechen; als Chalif ergab er sich dem Trunke und unnatürlichen Lastern; freigeisterische Dichter spotteten über den Koran und die Gläubigen, kurz man führte am Hofe zu Damascus nur in höherm Stile das Leben weiter, das die reichen Kaufleute in den Städten Arabiens geführt hatten. Der Islam war bloss Mittel zum Zweck; als das Fundament der Macht musste er äusserlich anerkannt werden.

Ganz anders aber gestaltete sich das Leben in den Kreisen, wo die wahren Gläubigen den Ton angaben, wie etwa in Medina. Da fand sich wirkliches religiöses Leben, das sich streng an den Koran hielt. Lag man am Tage den Staatsgeschäften und dem Kriege ob, so verbrachte man die Nächte mit Koranlectüre. Die Begeisterung der Aufrichtigen ging auch auf die Gleichgiltigen über, so dass in ihnen, wenn nicht wahre Frömmigkeit, doch Fanatismus erwachte. Chalid, der berühmte Feldherr, konnte an seinen persischen Gegner schreiben: »Ich ziehe mit einer Schaar heran, welche den Tod ebenso sehr liebt, als

ihr das Leben." Und ein byzantinischer Spion berichtete über die ersten Moslime: »Bei Nacht sind sie andächtig wie Mönche und am Tage tapfere Ritter. Begeht der Sohn ihres Königs einen Diebstahl, so wird ihm wie jedem andern die Hand abgeschnitten; begeht er einen Ehebruch, so wird er gesteinigt; so gross ist die Macht des Gesetzes unter ihnen." Spöttereien über die Gläubigen oder gar über den Propheten wurden mit furchtbarer Härte bestraft.

Wenn wir auch nichts Näheres über das religiöse Leben der Moslime jener ersten Zeit wüssten, schon aus Einem könnten wir schliessen, dass damals wahre Religiosität vorhanden gewesen sein und das ganze Leben der Gläubigen getragen haben muss, nämlich aus den zahllosen religiös gefärbten Redensarten mit denen der Moslim seine Rede durchflieht, und aus den religiösen Bräuchen, die mit jeder irgendwie bedeutsamen Handlung verbunden sind, auch wenn der Koran darüber nichts vorschreibt. Jetzt mögen sie todte Formeln sein, aber einmal müssen sie gelebt haben; sie sind Versteinerungen, welche auf eine vergangene Schöpfung deuten.

Der Koran machte auf die Menschen einen gewaltigen Eindruck. Manche brachen beim Hören von Koranversen in lautes Weinen aus, Andere stürzten ohnmächtig zur Erde. Als Beispiel von der überwältigenden Macht, welche die Sprüche des Korans übten, mag folgende Geschichte dienen *). Ein Moslim, der des Nachts über die Strasse ging, hörte hinter der Thüre eines Hauses einen Mann in tiefster Zerknirschung um Vergebung seiner Sünden beten. Da rief er durch das Schlüsselloch einen Koranvers, der den Ungläubigen mit der Strafe des Höllenfeuers droht. Darauf hörte er einen dumpfen Fall, und am Morgen zeigte sich's, dass der Beter den Geist aufgegeben hatte.

*) A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, S. 81.

Die Frömmigkeit der ersten Zeit hatte einen strengen, düstern Character. Mohammed hatte Gott vorzugsweise von seiner schrecklichen Seite geschildert, als den Zürnenden, der seine Feinde mit grässlichen Strafen heimsucht, und die »schrecklichen Suren« hatten Eindruck gemacht oft auch auf die Ungläubigen. Den Gläubigen fehlte das Vertrauen auf Gottes Gnade, keiner fühlte sich seines Heils sicher. Früh entwickelte sich ein finsterer Fatalismus. Wir hören darum aus dem Munde der Gläubigen Worte, welche sehr pessimistisch klingen. Abu Bekr soll einmal ausgerufen haben: »O wäre ich doch als ein Vogel und nicht als ein Mensch erschaffen worden!“ Von Omar wird das Wort überliefert: »O wäre ich doch dieser Strohalm, o wäre ich doch vergessen und für immer vergessen! O hätte mich meine Mutter nie geboren“ *)! Einer der ältesten Theologen des Islam, Hasan von Basra, pflegte zu sagen: »Der Mensch, welcher den Koran liest und daran glaubt, wird in der Regel mit Schrecken erfüllt werden in dieser Welt und viel weinen.“ Einer seiner Zeitgenossen sagt von ihm, dass er immer umhergegangen sei wie ein Mensch, den soeben ein grosses Unglück betroffen hatte **).

Diese düstere Frömmigkeit fand Nahrung in den traurigen Zeitverhältnissen, in den furchtbaren Kriegen, die unter den Moslimen selbst wütheten und ganze Provinzen zerstörten, sowie in den sie begleitenden Seuchen und Theurungen. Aber auf die Länge konnte sie sich nicht behaupten, wenigstens nicht in weitem Kreisen. Einzelne tiefer angelegte Naturen führte sie zu völligem Verzicht auf die Welt, zu asketischem Leben, bei der grossen Menge aber musste die natürliche Lebenslust einer heiterern Auffassung Bahn brechen. Man musste nach Mitteln suchen, der göttlichen Gnade auf bequemerm Wege als dem

*) A. v. Kremer a. a. O. S. 24.

**) R. Dozy, Essai sur l'histoire de l'Islamisme, S. 201.

völliger Entsagung gewiss zu werden, und dem weniger ernsten Sinn waren sie bald gefunden. Hat denn der Prophet, so fragte man sich, nicht das Paradies versprochen denen, die eines guten Willens sind? Ist nicht für jedes gute Werk eine Belohnung verheissen? Das tägliche Gebet, das Almosengeben, die Pilgerfahrt — erlösen sie nicht von der Hölle? Ist nicht der Athem der Fastenden Gott angenehmer als Moschus? Und der heilige Krieg — ist er nicht das gottgefälligste aller guten Werke, und die darin fallen — sind sie nicht vom Propheten bestimmt als Genossen des Paradieses bezeichnet worden? Hat Mohammed endlich nicht angedeutet, dass er für sein Volk am Gerichtstage Fürbitte einlegen werde?

In solchen Betrachtungen fanden die Durchschnittsgläubigen ihren Trost. Die Bessern unter ihnen legten nach wie vor den Nachdruck auf die Gesinnung, auf die Werke der Liebe und Selbstverleugnung, die Andern liessen sich genügen an der Erfüllung der äussern Vorschriften des Korans. So wurde die Religion mehr und mehr zum Werkdienst, die Erfüllung des Ceremoniells zur Hauptsache. Die Praedestinationslehre, welche die ernstgesinnten erzittern liess, führte die grosse Masse zu sittlicher Laxheit. Man tröstete sich, dass die äusserliche Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Gläubigen das Zeichen der Erwählung sei, oder dass keiner ewig in der Hölle bleiben werde, in dessen Herzen sich nur eines Stäubchens gross Glaube finde. Immerhin behielt noch lange eine ernstere Richtung die Oberhand. Sie pflegte eine ängstliche Gesetzlichkeit, indem sie mit grosser Strenge auf die genaueste Befolgung des Buchstabens drang.

Je gesetzlicher aber die Frömmigkeit wurde, desto mehr erwies sich der Koran in vielen Fragen als ungenügend, da er in der Regel nur die allgemeinen Grundzüge angab. Man sah sich daher genöthigt, ihn durch die Ueberlieferung zu ergänzen. Die Gefährten des Propheten, seine nächsten Vertrauten, seine Frauen, wussten eine Menge Aussprüche seines

Mundes über Sachen des Glaubens und des Gesetzes; sie erzählten, wie der Prophet unter bestimmten Verhältnissen gehandelt, wie er in Rechtsstreitigkeiten entschieden, wie er das Ceremoniell verrichtet hatte. Was irgend Jemand, der mit dem Propheten verkehrt oder ihn auch nur einmal gesehen hatte, aus seinem Leben zu erzählen wusste, erhielt hohes Ansehen, und als um das Jahr 718 der letzte, der Mohammed persönlich gekannt hatte, starb, traten an die Stelle seiner Gefährten diejenigen, welche sie gekannt hatten. So entstand — hauptsächlich in Medina — die Sonna *), eine Ueberlieferung von Aussprüchen des Propheten oder Erzählungen aus seinem und seiner Gefährten Leben, die sich von Mund zu Mund fortpflanzte.

Schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts der Hedschra liess sich das Bedürfniss nach systematischer Aufzeichnung derselben nicht mehr zurückweisen; denn die Traditionen zählten schon nach Hunderttausenden und die ungeheuersten Fälschungen waren an der Tagesordnung. Ein Sammler von Ueberlieferungen, der im Jahre 772 nach Chr. hingerichtet wurde, bekannte, dass er viertausend solcher gefälscht habe. Sein Zeitgenosse Malik ibn Anas sammelte in Medina siebzehnhundert gutbeglaubigte Traditionen; nach ihm stellte Bochari in Bagdad ihrer siebentausend zusammen, die er aus sechshunderttausenden ausgewählt hatte. Seine Sammlung ist nächst dem Koran die wichtigste Quelle der Glaubenslehre und der Rechtswissenschaft geworden. Als eine gute Ueberlieferung galt nur eine solche, bei der man die Namen sämtlicher Ueberlieferer bis zurück auf die Zeit des Propheten kannte; die Kette durfte keine Lücke haben, und jeder Ueberlieferer musste als glaubwürdige Person bekannt sein. Natürlich war eine wahre Kritik so nicht möglich; es wurde im grössten Massstabe weiter gefälscht. Die Schule von Kufa war wegen ihrer Fälschun-

*) A. v. Kremer, Culturgeschichte. I. S. 471 ff.

gen so berüchtigt, dass kufanische Traditionen so viel bedeuteten als heute moabitische Alterthümer. Bald kam es dahin, dass jede Ueberlieferung, welche etwas Rühmliches über den Propheten sagte, als echt anerkannt werden musste; natürlich war damit jeder Kritik ein Ende gemacht.

Die Erklärung des Korans und die Zusammenstellung und Sichtung der Ueberlieferungen machte ein besonderes Studium nothwendig; bald wetteiferten darin vier orthodoxe Schulen mit einander, deren Theologie massgebenden Einfluss auf die Frömmigkeit des Volkes übte. Der Veräusserlichung der Religion wirkten sie nicht entgegen; die grobsinnlichen Vorstellungen des Korans wurden von ihnen unbedenklich angenommen, ja es wurde sogar Manches, was darin bildlich geredet war, buchstäblich genommen, so dass der Glaube immer massiver wurde. Der Koran ward für das ewige, unerschaffene Wort Gottes erklärt, und zwar sollten ewig nicht nur seine Gedanken sondern auch seine Worte, Laute und Buchstaben sein; auch in Bezug auf Beredsamkeit und Poesie galt er als unübertrefflich. Man sah mit andern Worten darin den für alle Ewigkeit unabänderlichen, vollkommenen Ausdruck des göttlichen Willens und verlangte darum blinde Unterwerfung unter seinen Buchstaben und pünktlichen Gehorsam gegen jede seiner Bestimmungen.

In allen Hauptfragen des Glaubens waren die vier Schulen einig; sie unterschieden sich nur durch ihre grössere oder geringere Engherzigkeit. Die freisinnigste ist diejenige Abu Hanifas, eines persischen Kaufmanns, der im Irak um die Mitte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zahlreichen Schülern seine Lehren vortrug. »Sein Lehrsystem,« sagt v. Kremer, »stellt die höchste, menschenwürdigste Entwicklungsphase dar, deren ein so fest abgeschlossenes Religions- und Staatssystem wie der Islam überhaupt fähig ist.« Zu seiner Schule bekennen sich noch heute die Osmanen und die meisten Völker der asiatischen Türkei.

Eine strengere Anschauung vertrat der schon genannte Rechtslehrer Malik ibn Anas, der in Medina, dem Hauptsitze der Orthodoxie, lehrte. Seine Lehre gilt jetzt nur noch in einem Theile Nordafrikas. Sein Schüler al Schafi stiftete ums Jahr 800 eine Schule in Bagdad, welche zwischen Abu Hanifas und Maliks Anschauungen zu vermitteln suchte; sie herrscht in Egypten, Syrien und im Osten der islamitischen Welt. Die strengste, intoleranteste Schule ist die Ahmed ibn Hanbals, eines Schülers des Letztgenannten, der ebenfalls in Bagdad lehrte. Er wollte dem Islam seine ursprüngliche Reinheit und Einfachheit wiedergeben und klammerte sich darum noch ängstlicher als seine Vorgänger an den Buchstaben von Koran und Sonna. Jeder Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Glaubenslehre galt seiner Schule als ketzerisch; in Bezug auf crassen Anthropomorphismus in der Gotteslehre leistete sie das Udenkbare, und was den Koran betrifft, so hätte sie am liebsten auch Deckel und Futteral desselben für unerschaffen erklärt. Die Hanbaliten erregten in Bagdad und andern Städten zur Zeit der Abbasiden häufig Volksaufläufe, bei denen ganze Quartiere geplündert und verbrannt wurden. Gegenwärtig herrscht ibn Hanbals Lehre nur noch im Innern Arabiens.

Die Geschichte der orthodoxen islamitischen Theologie, auf deren Darstellung wir hier selbstverständlich verzichten müssen, zeigt auf's Evidenteste, dass die Glaubenslehren des Korans mit Allem, was Wissenschaft heisst, in unversöhnlichem Widerspruch stehen. Ueber die Scholastik, welche die Sätze des Korans in ihre einzelnen Begriffe zergliederte, jeden Begriff von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchtete, alle denkbaren und undenkbaren Einwürfe aufstellte und widerlegte und so die Lehre des Propheten als verstandesmässig nachzuweisen glaubte, ist man nie hinausgekommen. So Grosses man auch in der formellen Behandlung der Begriffe leistete, eine echt wissenschaftliche Begründung der Religion ist kaum je

versucht worden. Selbst die Vermittlungstheologie eines Aschari, welche ums Jahr 900 zur Herrschaft gelangte und seither herrschend geblieben ist, verträgt sich mit echter Wissenschaft in keiner Weise. Die Schriften des letzten grossen Theologen, Gazzalis, der im elften Jahrhundert lebte, müssen in jedem Leser den Eindruck hinterlassen, dass alle Hoffnung auf eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen im Islam ein für alle Mal verloren sei. Um nur Eines anzuführen, so sind Gazzalis Vorstellungen über die Schicksale der Seele nach dem Tode so über alle Begriffe grobsinnlich, dass es durchaus räthselhaft erscheint, wie ein Mann, der über die ganze Bildung seiner Zeit verfügte, sich so massiver Glaubensvorstellungen erfreuen konnte *).

Ueber den Bankrott der islamitischen Theologie könnten wir uns allenfalls trösten, wenn die Orthodoxie im Stande gewesen wäre, eine, wenn auch einseitige, so doch lebendige Frömmigkeit zum Gemeingut des Volkes zu machen. Allein diess ist ihr nur sehr theilweise gelungen. Zwar dürfen wir ihr nicht alle Verdienste absprechen; der Eifer vor Allem, mit welchem Tausende Koran und Sonna studirten, verdient unsere Bewunderung. In der ersten Zeit brachte dieses Studium keinen materiellen Gewinn; die Männer, welche sich damit befassten, gelangten daher in den Ruf der Heiligkeit. Eine alte Ueberlieferung lässt den Propheten sagen, die Tinte der Geistlichen, der Ulema, gelte am jüngsten Tage so viel als das Blut der Märtyrer. Gewiss haben Lehre und Beispiel der Ulema, denen die Religion Herzenssache war — und das war unzweifelhaft bei sehr vielen der Fall — Unzählige zu einer schlichten, aufrichtigen Frömmigkeit geführt. Aber leider riss schon früh bei einem grossen Theile der Geistlichkeit eine sehr leichte Sinnesweise

*) Sehr belehrend in dieser Hinsicht ist: L. Gautier, *La perle précieuse de Ghazali* (Genève, 1878), die Uebersetzung eines beliebten religiösen Tractates über den Zustand der Seele im Sterben und nach dem Tode.

ein, welche auf das religiöse Leben des Volks verderblich wirkte. Als die zahlreichen Uebertritte und das Leben in den Grossstädten das Bedürfniss nach Glaubens- und Gesetzeslehrern erhöhten, und die Theorie des bürgerlichen Rechtes, dessen Grundzüge sich ebenfalls im Koran finden, und dessen Studium daher Sache der Theologen ist, sich immer mehr verwickelte, wurde das theologische Studium der Weg zu Reichthum, zu einträglichen Richterstellen oder gar zu Statthalterposten, zur Verwaltung von Moscheen und frommen Stiftungen. Wem mehr an Ruhm als an Reichthum und Macht gelegen war, der fand als Lehrer an einer hohen Schule oder als Prediger und Vorbeter an einer Moschee Befriedigung. So bildete sich allmählich eine eigentliche Hierarchie, welche sich als Lehrerin und Führerin der Fürsten wie des Volkes betrachtete. Noch heute ist im osmanischen Reiche die Geistlichkeit hierarchisch gegliedert; an ihrer Spitze steht der Scheich al Islam, der nur in den höchsten Fragen des Glaubens und der Politik, gewöhnlich auf die Anfrage des Sultans hin, Entscheidungen fällt; unter ihm steht eine grosse Zahl von geistlichen Beamten, welche theils mit der Verwaltung der Güter der todten Hand, mit der Prüfung der Staatsbeschlüsse und Gesetze, mit der Rechtspflege, theils mit der Leitung des Cultus als Prediger, Vorbeter, Muëddins und Kajims (Gebetsrufer und Moscheendiener) betraut sind.

Das Verhalten der Ulema gab bald zu vielen Klagen Anlass; man beschuldigte sie der Bestechlichkeit und der Untreue bei Verwaltung von Stiftungen, der Eitelkeit und Hoffart, ganz besonders auch unnatürlicher Laster.

Gazzali klagt bitter über den weltlichen Sinn seiner Collegien, die sich gierig auf das Rechtsstudium oder auf Polemik und Dialektik stürzten, um Richter- und Statthalterstellen zu erlangen, Waisengelder sich anzueignen und gute Pfründen auszuheuten. Ueber die Prediger seiner Zeit sagt er: »Ich wollte lieber, sie schwiegen und redeten gar nichts; denn wenn sie

öffentlich sprechen, beabsichtigen sie mit ihren Reden nur den Beifall des Volkes zu gewinnen, was sie aber nur durch die Nahrung der Hoffnung und die Schilderung der göttlichen Barmherzigkeit vermögen, weil man diess lieber hört, und weil die menschliche Natur diess leichter verträgt Unsere Zeit ist aber nicht so angethan, dass die Predigt der Hoffnung am Platze wäre" *).

Ähnliche Klagen über die Theologen sind sehr häufig. Ein Bewohner des Westens, um noch ein Beispiel aus späterer Zeit anzuführen, der um 1500 den Osten bereiste, schildert in seinem »Sittenspiegel" **) auf die Kleiderpracht der Geistlichen, auf die Eitelkeit, dass sie ihre Eigennamen durch Beinamen wie »Ruhm des Glaubens," »Liebhaber des Glaubens" ersetzen und den höchsten Gefallen daran finden sich so nennen zu lassen, auf ihre Heuchelei und ihre verkehrte Kindererziehung. Die Obrigkeit fordert er zum heiligen Kriege wider diese Feinde des Glaubens auf. »Sie leisten," sagt er, »der Wucherei Vorschub; im ganzen Osten ist kaum einer, der nicht diesem Laster fröhnte, und gäbe es einen solchen, so gliche er einem weissen Raben, den man wohl beschreiben aber nie sehen kann." Am sündhaftesten sind nach ihm die Prediger, welche kokett und geputzt auf der Kanzel erscheinen und den unerlaubten Verhältnissen, die beim Gottesdienste angeknüpft werden, Vorschub leisten.

Unter dem Einflusse der Geistlichkeit nahm beim Volke gesunde Frömmigkeit immer mehr ab. Das Beispiel der leichtfertigen Theologen führte das Volk zu Unglauben, Indifferentismus und Sittenlosigkeit; das zelotische Wesen der Ernstgesinnten, die Alles, was entfernt nach Ketzerei aussah, bekämpften und auf peinlich genaue Befolgung des Ceremoniells drangen, unterdrückte die natürliche Aeusserung des religiösen

*) Goldziher, Ali ben Mejmun u. s. w., in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. XXVIII. S. 323.

**) Goldziher, a. a. O. S. 293 ff. 324.

Gefühls und führte zu heuchlerischer Augendienerei und wildem Fanatismus.

Trotzdem dürfen wir uns nicht denken, dass es zu irgend einer Zeit an aufrichtiger, schlichter Frömmigkeit besonders bei den untern Ständen gefehlt habe. Es hat das ganze Leben der islamitischen Welt immer eine gewisse religiöse Stimmung beherrscht, und stärkere Motive als die religiösen kennt der Moslim auch heute nicht.

Vor Allem hat der Islam seinen Anhängern Ehrfurcht vor Gott und dem Heiligen eingepflanzt. Das Netz des Ceremoniells, in welches das ganze Leben eingespannt ist, hat gewiss am meisten dazu beigetragen, dass der Moslim vom Dasein Gottes überzeugt ist und sich an ihn gebunden fühlt. Auch die Freigeister sind selten Materialisten, sie haben sich fast immer irgend eine Art von Gottesglauben bewahrt. Der Gläubige aber setzt Alles, was er thut, und was ihm widerfährt, in Beziehung zu Gott. Wir haben schon erwähnt, dass mit jeder Handlung des täglichen Lebens religiöse Bräuche verbunden sind. Vor dem Essen und Trinken, vor dem Einnehmen einer Arznei, vor dem Beginn einer Arbeit spricht der Moslim: »Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, des Erbarmers.« Und wenn er damit fertig ist, sagt er: »Lob sei Gott!«^{*)}. Beim Waschen oder Baden werden Gebete gesprochen; beim Waschen des Gesichts: »O Gott, mache mein Gesicht mit deinem Glanze weiss am Tage, da die Gesichter glänzen werden, und mache es nicht schwarz am Tage, da die Gesichter schwarz sein werden« (d. h. am Gerichtstage); beim Waschen des Halses: »Gott mache meinen Hals von Feuer, von Fesseln und Ketten frei;« beim Waschen der Füße: »Gott, stärke meinen Fuss, wenn er über die Brücke Sirath geht« (die über den Höllenschlund in's Paradies führt), »am Tage, da die Füße bei diesem fürchterli-

^{*)} Lane, a. a. O. II. S. 4 ff.

chen Uebergang zittern und straucheln werden." So werden auch bei der Begrüssung, bei Kauf und Verkauf, beim Oeffnen und Schliessen des Hauses u. s. w. religiöse Formeln gebraucht.

Der Name Gottes wird nicht leicht unehrerbietig genannt; fromme Redensarten in's Gespräch einzuflechten, Koranverse anzuführen gilt nicht als Heuchelei sondern erregt Bewunderung und giebt häufig dem Gespräch eine bessere Wendung. Freigeister dürfen ihre Ansichten nicht äussern; man hört daher sehr selten Ausdrücke im Gespräch, welche die Religion lächerlich machen. Dagegen sind religiöse Gegenstände ein Lieblingsthema und wer sich dadurch gelangweilt fühlt, hütet sich wohl, diess zu erkennen zu geben *).

Der Character der moslimischen Frömmigkeit ist der einer demüthigen Unterwerfung unter den Willen Gottes, wie denn schon Gazzali den Islam definirt hat als »die Hingebung und Ergebung in Unterwürfigkeit und Gehorsam, die Verzichtleistung auf Widerspruch und Unbotmässigkeit," oder wie andere Theologen den Moslim mit einem Leichnam verglichen haben, an dem die Todtenwaschung vorgenommen wird **).

Mit stiller, wehmüthiger Resignation ergiebt sich der Moslim in den unabänderlichen Willen Gottes. Im Unglück legt er oft eine bewunderungswürdige Geduld und Geistesstärke an den Tag. Seine Besorgniss drückt er durch einen Seufzer und die Worte aus: Gott ist gütig. Aeussert er irgend eine Absicht, so vergisst er nicht hinzuzufügen: Wenn Gott will. Spricht er von etwas, was er nicht bestimmt weiss, so sagt er: Gott weiss es am besten, oder: Gott ist allwissend. Fragt man Jemand nach seinem Befinden, so antwortet er: Preis sei Gott, und nur aus dem Tone der Stimme kann man erkennen, ob es ihm gut oder schlecht geht.

*) J. Braun, Gemälde der moh. Welt. Leipzig 1870. S. 416.

**) A. v. Kremer, Gesch. der herrsch. Ideen. S. 234.

Heilsamen Einfluss auf die Frömmigkeit hat im Ganzen der öffentliche Gottesdienst, insbesondere die Predigt geübt, die beim Freitagsgottesdienst, oft auch an andern Wochentagen gehalten wird. Es werden darin Fragen des Glaubens, der Sitte und des Cultus besprochen und die Sünden der niedern und höhern Stände gerügt. Nicht selten werden Predigten aus Sammlungen vorgelesen, welche für jeden Freitag des Jahres eine Predigt enthalten. Ueber den Gottesdienst äussert sich ein genauer Kenner der islamitischen Welt *): »Es herrscht dabei die grösste Feierlichkeit und der höchste Anstand. Die Blicke und Geberde der Moslime drücken nicht eine enthusiastische Andacht aus, sondern eine ruhige und bescheidene Frömmigkeit. Während des Gebetes lassen sie sich nie ein falsches Wort oder eine unrichtige Handlung zu Schulden kommen. Den Stolz und Fanatismus, welchen sie im gewöhnlichen Leben beim Verkehr mit Personen andern Glaubens zeigen, scheinen sie mit dem Eintritt in die Moschee abgelegt zu haben und ganz in die Anbetung ihres Schöpfers versunken zu sein, demüthig und niedergeschlagen, aber ohne affectirte Demuth oder einen erzwungenen Ausdruck des Gesichts.»

Die religiösen Feste des orthodoxen Islam tragen fast ohne Ausnahme zur Hebung des religiösen Lebens wenig bei, weil ihnen keine tiefern Motive zu Grunde liegen; gewöhnlich schüren sie nur den Fanatismus. Ein grosses Fest ist das Moharramfest, das während der zehn ersten Tage des ersten Monats (Moharram) gefeiert wird. Man giebt dabei viel Almosen, fastet oder theiligt sich auch an Lustbarkeiten. Der Höhepunkt desselben ist das Aschr, der zehnte Tag, an welchem einst Adam und Eva sich wiederfanden, Noah aus der Arche stieg und Hosain, der Sohn Alis, erschlagen wurde. Das Geburtsfest des Propheten wird im dritten Monat neun Tage und Nächte durch

*) Lane, a. a. O. I. S. 77.

Processionen, Derwischtänze und Illuminationen gefeiert; auf ähnliche Weise begeht man den Geburtstag Hosains, die Himmelfahrt des Propheten, die Nacht, in welcher er seine erste Offenbarung erhielt, und einige andere Feste. Ein grosse Volksfest, der Carneval des Islam, ist das Bairam, mit dem die Fastenzeit abgeschlossen wird. Es dauert drei Tage und wird durch Lustbarkeiten aller Art begangen; doch begeben sich am diesen Tage viele Frauen auch nach den Gräbern von Verwandten, um Palmenzweige auf dieselben niederzulegen, auch wohl um in Zelten den Tag über bei den Gräbern zu verweilen. Im Ganzen überwiegt bei den Festen das weltliche Moment, doch schlägt das religiöse immer wieder durch, indem bei allen Belustigungen eine gewisse Feierlichkeit und Würde sich geltend macht. Sehr günstig wirkt dabei das Weinverbot. Unsittlichkeit verschiedener Art kommt natürlich auch vor, allein wir dürfen diess nicht zu hoch anschlagen, da sie in Christenländern bei weltlichen und religiösen Volksfesten — mit einzelnen Ausnahmen — auch nicht fehlt.

Wie sich religiöse Massenversammlungen immer und überall von ausserordentlicher Wirkung bewiesen haben, so kommt auch der Wallfahrt nach Mekka für die Verbreitung und Anregung des religiösen Lebens bei den Moslimen die höchste Bedeutung zu. »Ich habe religiöse Ceremonien in vielen Ländern gesehen,« sagt der Mekkareisende Burton, »aber nie und nirgends so feierlich und so eindrucksvoll als hier.« Aus allen Theilen der islamitischen Welt strömen in Mekka die Pilger zusammen, um den Eindruck zu erhalten, dass der Islam eine Macht ohne Gleichen sei. Wenn nach langer, mühseliger Wanderung die Pilgerkarawane der heiligen Stadt ansichtig wird, dann erhebt sich ein nicht endendes Rufen: »Mekka! Mekka! Das Heiligthum! das Heiligthum! Lebbeika! lebbeika!« Weinen und Schluchzen mischt sich unter das Jubelgeschrei. Der Pilger sieht die heiligen Stätten, wo Adam und Eva, Abraham und

Ismaël gestanden, wo der Prophet und die ersten Gläubigen gelebt haben, überall treten ihm Zeugnisse göttlicher Offenbarung, göttlicher Barmherzigkeit oder göttlicher Gerichte entgegen. Bei der Kaaba nimmt das Menschengewimmel kein Ende. Ihre Räume sind erfüllt mit andächtigen Betern; Kranke werden hergebracht, die auf Heilung hoffen, Sterbende, die im Anblick des Heiligthums die Seele aushauchen wollen. In der Nacht, wenn in den Hallen, die den Hofraum umgeben, Tausende von Lampen brennen und ihr flackerndes Licht auf die Schaaren der Pilger werfen, wenn der Wind den Schleier der Kaaba bewegt, dann vernehmen die Gläubigen das Rauschen der Engelflügel und tausendstimmig hallt der Ruf der Begeisterung durch die Nacht. In Mekka begegnen sich Menschen aus dem fernen Osten mit denen des Westens, und Jeder fühlt, wie in Allen dasselbe religiöse Leben pulsirt. Wer mit Zweifeln in der Seele erschienen ist, empfängt den Eindruck, dass den Unzählbaren, die hier sich zusammengefunden haben, gewiss sei, was ihm unsicher geworden ist; die Zweifel schwinden vor den überwältigenden Eindrücken, die Glut der Begeisterung erfasst auch ihn, und er kehrt als Gläubiger in die Heimat zurück, um dort von der Grösse des Islam zu zeugen *).

Auch die übrigen Ceremonien, das fünfmalige Gebet, das Fasten, Koranlesen u. a., tragen nicht wenig dazu bei, die religiöse Glut anzufachen. Die Menschen sehen sich dadurch in eine eigenthümliche religiöse Atmosphäre hineinversetzt, deren Einflüssen keiner sich ganz entziehen kann. Aber hier offenbart sich auch der Fluch, der im Formelwesen liegt. Wohl hat dasselbe für den äussern Bestand der Religion das Grösste geleistet; die festen Formen haben wie ein Knochengerüste dem ganzen Körper Halt gegeben, sie haben die Masse der Gläubigen einer festen Disciplin unterworfen und sie an unbedingten Gehorsam

*) Treffende Bemerkungen hierüber bei A. v. Kremer, Culturgeschichte des Orients, II. Bd. S. 18 ff.

gewöhnt, sie haben jeden Moslim zum Wächter über den andern gemacht, so dass auch der Gleichgiltige gezwungen ist, die Religionsgesetze zu halten, aber sie haben das innere religiöse Leben geschädigt, da sie nothwendig zu einem äusserlichen, gedankenlosen Gottesdienst führten. Nehmen wir nur einmal das fünfmalige Gebet, das von der Mehrzahl der Gläubigen gewissenhaft verrichtet wird. Der Betende ist verpflichtet, dabei alle Bewegungen so auszuführen und alle Worte so zu sprechen, wie sie ihm gelehrt worden sind, denn jede Abweichung macht das Gebet ungiltig. Tag für Tag sagt er also dieselben gedankenarmen Sprüche her, bei denen auch der Beste sich nach kurzer Zeit schlechterdings nichts mehr denken kann, auch wenn er sich zur Andacht zwingt, ja die er vielleicht gar nicht versteht, weil er der arabischen Sprache unkundig ist; denn auch in nichtarabischen Ländern muss arabisch gebetet werden. Wie müsste ihm da nicht der Gedanke kommen, dass Gott von ihm einfach einen täglichen Tribut an Ceremonien verlange? Mag da der Gottesgedanke im Bewusstsein des Moslims eine noch so hervorragende Stellung einnehmen, das Fragen nach den Mitteln, Gottes Wohlgefallen zu erwerben, wird durch den Hinweis auf die äussern Formen beantwortet, der Mensch wird systematisch vom Innern abgezogen und auf das Aeussere gelenkt. Mag man hinterher noch so eifrig betonen, dass wahre Ehrfurcht vor Gott und Nächstenliebe mit zum wahren Gottesdienste gehörten, wo die Formen im Vordergrund stehen, hilft das nichts mehr. Denn hat die Verrichtung einer sinnlosen Form vor Gott so hohen Werth, dann kann ihm an dem Zustand des Herzens so viel nicht gelegen sein. Diesen Schluss wird der Mensch mehr oder weniger bewusst immer ziehen. Der Unterschied in der Frömmigkeit der Einzelnen wird schliesslich nur der sein, dass die Einen das Ceremoniell mit Andacht und Ernst vollziehen, während die Andern sich die Entrichtung dieses Tributs möglichst leicht machen.

So ist denn ein guter Theil der islamitischen Frömmigkeit nur Schein, auf Dressur und Gewohnheit beruhend. Auch an der ehrfurchtsvollen, andächtigen Haltung beim öffentlichen Gottesdienst hat ohne Zweifel die Disciplin grossen Antheil. Das häufige Nennen des Namen Gottes, das Einflechten frommer Sprüche und Ausrufungen in die Rede ist oft, wenn auch nicht immer, ein Tribut, den man der öffentlichen Meinung entrichtet, oder eine werthlose Gewohnheit. Wird doch sogar in unzünftigen Liedern der Name Gottes unbedenklich genannt. Das tägliche Gebet wird sehr häufig bloss verrichtet wie ein unabweisliches Geschäft. Der Kaufmann lügt und betrügt, da unterbricht ihn der Muëddin; er verrichtet sein Gebet und kehrt zu seinen Lügen zurück. Man hört bei einem Gastmahle den Gesang zweideutiger Lieder an, man betet und nimmt den abgebrochenen Faden wieder auf.

Die äusserliche Art der Frömmigkeit behagte einst den Arabern, denen tiefere religiöse Anlage fehlte, und nicht nur ihnen; eine Religion, die in Formen aufgeht, ist dem Durchschnittsmenschen immer und überall am angenehmsten gewesen. Man könnte zwar denken, die Ceremonialgesetze müssten den Menschen sehr lästig werden, allein die Erfahrung lehrt, dass dieselben im Gegentheil sehr willkommen sind. Die Menschen empfinden, dass Gott an sie Ansprüche erheben darf; unbequem finden sie es, wenn Gott auf das Herz Beschlag legen will, aber die Forderung schwerer äusserer Leistungen lässt man sich gefallen, sobald man in Sachen des innern Lebens dann einigermaßen freie Hand behalten kann. Und je beschwerlicher das Ceremoniel ist, desto leichter kann man sich dem Gefühle hingeben, durch seine Erfüllung Gott etwas Rechtes geleistet zu haben.

Natürlich muss dann aber die Sittlichkeit eine sehr mangelhafte werden. Mit der Erfüllung des Sittengesetzes nimmt man es denn auch in der islamitischen Welt sehr wenig genau.

Uebertretungen des Ceremonialgesetzes werden durchgängig viel schwerer beurtheilt als sittliche Vergehen. Auch ist eine Theorie der Sühne aufgekommen, nach welcher jede Sünde durch Fasten, Wallfahrten oder wohlthätige Werke gut gemacht werden kann. Einzelne Tugenden, auf welche der Koran besonderes Gewicht legt, werden allerdings auch heute noch in lobenswerther Weise geübt, wo dagegen der Prophet mit bösem Beispiele vorangegangen ist, oder wo er sonst sich nachsichtig gezeigt hat, da begegnen wir schweren Missständen.

Als die sieben grossen Sünden werden angesehen: Ungehorsam gegen die Eltern, Götzendienst, Mord, falsche Anklage einer Frau auf Ehebruch, Entwendung von Waisengütern, Wucher und Fahnenflucht im heiligen Kriege *).

Die Lüge in allen Formen — Betrug, Bestechlichkeit, Meineid, Heuchelei — ist überall an der Tagesordnung, und das Gefühl für das Unsittliche derselben ist fast ganz verloren gegangen. Verschiedene Umstände tragen Schuld daran; das Beispiel des Propheten, die religiösen Verfolgungen, durch welche man Sectirer zur Verstellung nöthigte, nicht zum mindesten auch das Ceremonialgesetz, das die Menschen zur Heuchelei zwingt.

Sehr schlecht ist es auch mit der Sittlichkeit im engeren Sinne bestellt. Grobe Fleischessünden, unnatürliche Laster sind in der ganzen islamitischen Welt zu Hause. Wir werden später sehen, dass die ganze Gestaltung des häuslichen Lebens, wie sie durch den Koran bedingt ist, der Unsittlichkeit Vorschub leistet.

Dagegen herrscht im Ganzen eine lobenswerthe Mässigkeit im Essen und Trinken, die von den Lastern der abendländischen Welt vortheilhaft absticht. Sehr ehrerbietig wird das Brot, »das Leben'', behandelt. Lane erzählt, wie er in Kairo oft gesehen habe, dass ein Moslim ein kleines Stück Brot, das auf die

*) Lane, a. a. O. I. S. 46.

Erde gefallen war, aufhob und, nachdem er es dreimal mit den Lippen und der Stirne berührt hatte, bei Seite legte, damit es lieber ein Hund fressen möchte, als dass es von den Füßen zertreten würde. Entschieden günstig auf die Sittlichkeit der untern Classen hat das Weinverbot gewirkt. Es hat der Trunksucht, die in unsern Ländern vielleicht die Hauptursache der meisten socialen Uebelstände ist, heilsame Schranken gezogen. Allerdings ist das Weinverbot nicht immer beachtet worden; in den Ländern, wo Wein wächst, in Persien, Sicilien, Spanien, war früher der Weingenuss allgemein verbreitet: »Gott hat uns Wein verheissen im Paradiese; passt er für jene Welt warum nicht auch für diese?“ so hören wir den persischen Dichter fragen. Die höhern Classen haben sich um das Verbot nie gekümmert; viele Chalifen, unter ihnen auch Harun al Raschid, sind Säufer gewesen.

Bei den Türken ersetzt man den Wein durch Raki, eine Art Branntwein, der zur Zeit des Propheten noch nicht erfunden war und darum im Koran nicht verboten ist. Durch den Rakigenuss richteten sich viele Glieder der höhern Gesellschaft, besonders die Jungtürken, zu Grunde. In Persien, das allerdings nicht orthodox sondern schiitisch ist, wird von den höhern Classen viel Wein getrunken; die Gelage, welche man auf Terrassen, in Gärten, sogar auf Friedhöfen hält, arten häufig in wilde Orgien aus. Auch die Geistlichkeit und die Frauen sind dem Wein ergeben; nach Gobineau ist sogar der Harem des Schah fast jeden Abend bis zur Bewusstlosigkeit betrunken. Solche Excesse zeigen jedenfalls, dass der Prophet richtig gesehen hat, wenn er im Weingenuss eine Gefahr für die orientalischen Völker erblickte. Eine andere Frage ist es freilich, ob das gänzliche Verbot des Weines heilsam gewesen sei. Der zeitweilige Genuss von berauschenden Getränken scheint dem Menschen ein Bedürfniss zu sein, wenigstens finden wir ihn bei allen Völkern. Wo das Verbot des Propheten befolgt wurde,

hat man daher zu gefährlichen Ersatzmitteln gegriffen. Vom Osten her sind früh die Narcotica, Haschisch, Beng und Opium, eingedrungen. In den östlichen Ländern des Islam, besonders in Mittelasien, sind nach Vámbéry *) drei Viertel der Beamten und Gelehrten dem Genusse der Narcotica ergeben; im Westen war derselbe früher verbreiteter als jetzt, wo er durch Kaffee, Branntwein und die Verbote der Regierungen eingeschränkt worden ist. Aber auch heute noch werden Haschisch und Opium in Nordafrika, in der Türkei, in Arabien und Persien häufig genossen, auch von frommen und gelehrten Männern; sie behaupten, dadurch ihre sinnlichen Gefühle zu unterdrücken, um sich inbrünstiger religiösen Betrachtungen ergeben zu können. Im Ganzen aber dürfte das Weinverbot doch mehr genützt als geschadet haben.

Um auf ein anderes Gebiet überzugehen, so ist einer der schönsten Züge der islamitischen Welt die Brüderlichkeit, mit der die Moslime sich begegnen. Der Prophet hat in seiner letzten Predigt am Berge Arafa gesagt: »Wisset, dass jeder Moslim der Bruder jedes andern Moslims ist. Alle von euch sind gleich, ihr seid eine Bruderschaft.« Die Gläubigen reden sich daher gerne als Brüder an und fühlen sich Andersgläubigen gegenüber zu festem Zusammenhalten verpflichtet. Allerdings bildet der Glaube eine unüberwindliche Schranke; gegen Ungläubige und Ketzer legen sie unverhohlenen Hass oder noch öfter Verachtung an den Tag. Das männliche Selbstgefühl des Arabers, der sich als den Herrn der Welt fühlte, hat sich auch auf die Moslime anderer Nationen übertragen. Der Mohammedaner weiss sich als Vertreter der Religion, die zur Weltherrschaft berufen ist, und legt als solcher einen edeln Stolz an den Tag, der von dem kriecherischen Wesen der Unterworfenen wohlthuend absticht, Andersgläubigen gegenüber aber zum religiösen Hochmuth wird.

Auch die specifisch arabische Tugend der Gastfreundschaft,

*) H. Vámbéry, Skizzen aus Mittelasien. S. 151.

welcher bekanntlich der Prophet viel zu danken hatte, ist durch den Koran zum Gemeingut der mohammedanischen Welt geworden und wird noch heute überall in rühmlicher Weise geübt. Gegen Arme und Unglückliche beweist sich der Moslim sehr wohlwollend; an einem Bettler geht er nicht leicht vorüber. In grossartiger Weise wird besonders an manchen Festen Wohlthätigkeit geübt; Arme werden dann in den Häusern der Wohlhabenden mit Kleidern, Lebensmitteln und Geld beschenkt. Wohlthätige Stiftungen wurden besonders in früherer Zeit in reichem Masse mit Vermächtnissen bedacht. Auch von Mitgefühl gegen die Thiere werden uns erfreuliche Züge berichtet. In Egypten werden nach Lane obdachlose Katzen auf öffentliche Kosten gefüttert; den wilden Hunden werden Tröge mit Wasser gefüllt, und Arme theilen nicht selten mit ihnen ihr Brot.

So wenig wir die schönen Züge islamitischer Sittlichkeit verkennen, wir können uns doch nicht verhehlen, dass sie an wesentlichen Mängeln leidet, die mit der Glaubenslehre des Korans und mit sittlichen Schwächen des Propheten zusammenhangen. Wohl werden Selbstsucht und Sinnlichkeit darniedergehalten, aber innerlich überwunden werden sie nicht, und in manchen Punkten dürfen sie in ungebrochener Kraft sich geltend machen.

Wie wenig der Islam sich als eine den Geist befreiende Macht bewiesen hat, zeigt sich nicht am wenigsten auch in dem Aberglauben, der zu jeder Zeit mit erdrückender Schwere auf den Geistern gelastet hat. Auch bei den christlichen Völkern ist noch immer viel Aberglauben vorhanden, und in vergangenen Zeiten hat er manche furchtbare Erscheinungen — wir erinnern an die Hexenprocesse — zu Tage gefördert; dennoch hat er nie so mächtig das ganze Geistesleben gefangen genommen wie in der Welt des Islam.

Mohammed selbst war sehr abergläubisch. Er sah in allerlei geringfügigen Dingen gute und böse Vorzeichen und achtete auf Träume. Er glaubte an böse Geister oder Dschinnen, welche

den Menschen Schaden zufügen, und fürchtete sie nicht wenig. Ihretwegen setzte er sich z. B. nie in einem dunkeln Raume, ehe Licht gemacht wurde. Der Koran hat viel arabischen Aberglauben sanctionirt und zum Gemeingut der islamitischen Völker gemacht, jedes Land hat dann neue Beiträge geliefert. Man braucht nur »Tausend und eine Nacht« zu lesen, um zu sehen, wie sich der Moslim überall von geheimnissvollen Mächten umgeben fühlt.

Allgemeine Verbreitung hat noch heute der Glaube an Dschinnen. Sie gelten als eine Art Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, welche die Gestalt von Menschen und Thieren, Katzen, Schlangen, Ungeheuern, annehmen und sich nach Belieben unsichtbar machen können. Manche von ihnen bekennen sich zum Islam, andere aber sind ungläubig und lieben es daher, die Gläubigen zu schädigen. Sie wohnen in der Wüste, in Höhlen, auf Bergen, kommen aber auch in die Städte und Häuser. In der Wüste erregen sie Sandwirbel, von den Dächern der Häuser werfen sie Ziegel und Steine in die Strassen, auch erregen sie Pest und Seuchen und manche von ihnen fressen Menschen.

In früheren Zeiten hat der Dschinnenglaube oft ganze Länder in Aufregung gebracht; so verbreitete sich im Jahre 1064 durch Irak und die angrenzenden Länder die Kunde, man habe in der Wüste schwarze Zelte gesehen, aus denen Wehgeschrei und Todtenklage erschollen sei. Saiduk, der Geisterkönig, so hiess es, sei gestorben, und jedes Land, das ihn nicht beweine, werde vernichtet werden. Darauf hin zogen an allen Orten die Frauen mit aufgelösten Haaren klagend auf die Friedhöfe. Aehnliches geschah im Jahre 1203 in derselben Gegend, als eine Dschinnenfrau ihren Sohn verloren haben sollte. Bei den Processionen wurde gesungen:

»O Mutter des Onkud, sei uns nicht gram!

Wir wussten nicht, das Onkud um's Leben kam.« *)

*) A. v. Kremer, Culturgeschichte des Orients, II. S. 270 ff.

Noch heute sieht sich das Volk überall von Dschinnen umgeben. Wenn Wasser ausgegossen, Feuer angezündet, ein Eimer in den Brunnen gelassen wird, so spricht man: Destur, d. h. Erlaubniss. Man vertreibt sie durch die Formel: Allahu akbar, Gott ist sehr gross, oder durch die zwei letzten Suren des Korans; oft nimmt man auch Geisterbeschwörer gegen sie zu Hilfe.

Nicht weniger verbreitet als der Dschinenglaube ist die Furcht vor dem bösen Blick, durch den besonders die Schönheit gefährdet ist. Um schöne Kinder vor demselben zu bewahren, hält man sie ängstlich zu Hause; Knaben werden als Mädchen gekleidet oder daheim gehalten, bis ihnen der Bart zu sprossen beginnt. Man schützt sich auch durch Amulette oder durch einen schwarzen Fleck auf der Wange.

Nimmt Jemand ein Kind auf den Arm, so muss er eine fromme Formel sprechen; glaubt man, dass er etwas neidisch bewundere, so weist man ihn zurecht mit dem Worte: Segne den Propheten. Gehorcht er, so fürchtet man keine weiteren Folgen. Es gilt für unpassend etwas zu bewundern mit den Worten: Gott bewahre uns! oder: Wie schön! Der beste Ausdruck ist: Was Gott will! Lane erzählt, wie in Kairo ein Moslim ihm geklagt habe, dass die Fleischer ihr Fleisch öffentlich ausstellen, so dass jeder Bettler, der vorübergehe, es neidisch bewundern könne, und man wirklich eben so gut Gift ässe als solches Fleisch.

Allgemein verbreitet ist der Glaube an Alchymie, Astrologie und Zauberei; Wahrsager, Traumdeuter und Zauberer findet man in den Ländern des Islam ohne Zahl. Ueber Traumausslegung giebt es grosse Werke, die selbst von Gelehrten zu Rathe gezogen werden. Gegen Krankheit, Unfall oder irgend welche schädliche Einflüsse schützt man sich durch geschriebene Zaubermittel oder durch Staub vom Grabe des Propheten, Wasser von Zamzambrunnen und Aehnliches. Ein in Egypten

sehr beliebtes Mittel gegen Krankheit besteht darin, dass man gewisse Koranstellen auf die innere Fläche einer Schüssel schreibt, Wasser darauf giesst, bis die Schrift abgewaschen ist, und dann das Wasser einnimmt. Als Schutz gegen Wechselfieber hängt man Finger von Juden und Christen um den Hals. Den Willen Gottes sucht man zu erfahren, indem man unter bestimmten Ceremonien den Koran aufschlägt; die göttliche Antwort befindet sich auf der siebenten Zeile der rechten Hand. Man braucht dazu auch gewisse mit Buchstaben bedeckte Tafeln und Rosenkränze; nicht selten weiss man dieselben so einzurichten, dass mit grosser Wahrscheinlichkeit herauskommen muss, was der Mensch wünscht.

Die angeführten Beispiele von Aberglauben sind grossentheils dem Vorstellungskreise Egyptens entnommen *). Ist auch dort, in dem alten Lande der Zauberei, der Aberglaube vielleicht stärker entwickelt als anderwärts, so finden sich doch auch in andern Ländern dieselben oder verwandte Vorstellungen, welche stets einen höchst schädlichen Einfluss auf das Leben der Menschen üben, ihnen die Thatkraft rauben, Furcht einflössen und sie die natürlichen Hilfsmittel bei Krankheiten, Unglücksfällen und Gefahren verschmähen lassen. Der Islam hat nun allerdings diese abergläubischen Vorstellungen nicht erzeugt sondern schon vorgefunden; allein es trifft ihn, wie schon angedeutet worden ist, der Vorwurf, dass er diese Reste des Heidenthums nicht nur nicht überwunden sondern entschieden begünstigt und grossentheils mit seinen Glaubenslehren unlösbar verschmolzen hat.

In noch höherm Masse hat sich seine Machtlosigkeit heidnischen Ideen gegenüber darin offenbart, dass in einem grossen Theile der islamitischen Welt sich Secten bilden konnten, welche die Lehre des Propheten durch Vermischung mit heidnischen

*) Lane, Sitten und Gebräuche u. s. w. II. S. 32 ff.

Vorstellungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Man fasst die meisten dieser Erscheinungen unter dem Namen des Schiitismus zusammen.

Fragen wir einen Moslim, was die Schiiten (die Anhänger der Schia, Trennung) von den Rechtgläubigen oder Sunniten scheide, so wird er als Gegenstand des Streites unfehlbar die Chalifats- oder Imamatsfrage nennen. Die Schiiten behaupten, die drei ersten Chalifen oder Imame (Souveräne), Abu Bekr, Omar und Othman hätten sich die Chalifenwürde nur angemasst; der einzig berechtigte Nachfolger des Propheten sei dessen Schwiegersohn, der Gatte Fatimas, Ali, gewesen. Darum erkennen sie auch die Sonna, die Ueberlieferung der Rechtgläubigen, welche grossentheils durch die drei ersten Chalifen gesammelt wurde, nicht an *), sondern stellen derselben ihre eigene Ueberlieferung gegenüber. Dieser Zwiespalt zwischen Ali und den übrigen Gefährten des Propheten hat schon fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des Letztern zu furchtbaren Kämpfen unter den Gläubigen geführt. Seither ist der Streit nie mehr zur Ruhe gekommen; denn die Kluft erweiterte sich dadurch immer mehr, dass der Racenhass zwischen Persern und Arabern und tiefgreifende religiöse Unterschiede sich zu dem ursprünglichen Scheidungsgrunde gesellten.

Die Bewohner des Ostens übertrugen die altasiatischen Ideen von der Göttlichkeit der Fürsten auf Ali und erklärten ihn für eine Verkörperung der Gottheit. Wie gross die Neigung zur Fürstenvergötterung bei den Persern war, erkennen wir aus der Erzählung Tabaris, nach welcher die Rawendisecte den zweiten Abbasidenchalifen Manssur durchaus als Gott verehren wollte, den Statthalter von Mekka als Erzengel Gabriel und den Führer der Leibwache als den, in welchen Adams Seele herniedergestiegen sei.

*) Man hat die Schiiten deswegen mit den Protestanten verglichen. Eine unglücklichere Vergleichung ist wohl nie gemacht worden.

Nach dem Sturze der Omajjaden wurden auch die Abbasiden von der Mehrzahl der Schiiten nicht als rechtmässig anerkannt, obwohl Anhänger Alis bei ihrer Erhebung mitgewirkt hatten. Vergeblich suchten die ersten Abbasiden eine Versöhnung herbeizuführen; die Leidenschaften wuchsen immer mehr; fast jedes Jahr kam es nicht nur in den Provinzen sondern sogar in der Hauptstadt Bagdad zu furchtbaren Tumulten, bei denen Tausende, ja Hunderttausende niedergemetzelt wurden.

Die Schiiten theilten sich bald in eine gemässigte und eine ultraschiitische Partei. Während die erstere sich in Bezug auf die eigentlichen Glaubenslehren wenig von den Rechtgläubigen unterschied, drangen bei der letztern immer mehr altheidnische oder andere fremde Ideen ein. Man lehrte, der Geist Gottes sei auf Ali herabgestiegen, Ali sei darum ein Theil der Gottheit; er sei nicht getödtet worden — bekanntlich fiel er durch den Dolch eines Fanatikers — und werde einst auf den Wolken kommen, der Donner seine Stimme, der Blitz seine Geissel; so werde er auf die Erde herabsteigen, sie mit Gerechtigkeit zu erfüllen, wie sie jetzt voll sei von Ungerechtigkeit. Nach Alis Verschwinden sei das Göttliche von ihm auf seine Nachkommen übergegangen von Geschlecht zu Geschlecht. So galt der Imam als eine fortdauernde göttliche Offenbarung in menschlicher Gestalt.

Die unausgesetzten Verfolgungen der Schiiten durch die sonnitischen Chalifen und ihre Statthalter liess die Lehre von dem unsichtbaren Imam und seinem Stellvertreter entstehen. So behauptete z. B. die Secte der Ismailier, die Welt sei nie ohne einen Imam, aber manchmal bleibe derselbe unsichtbar; bis auf die Zeit Ismaïls, des siebenten Enkels Alis, sei er sichtbar gewesen, von da an aber verborgen geblieben, einst aber werde er als Mahdi oder Messias wieder offen auftreten. Inzwischen rede er durch Stellvertreter, die nicht immer aus Alis Hause seien. Als ein solcher trat zu Mamuns Zeit, also im Anfang

des neunten Jahrhunderts, Abdallah, der Sohn Maimuns, auf; er gründete eine Missionsschule und sandte seine Boten bis in die entlegensten Theile des Chalifenreiches. »Der Missionär sollte,« so schildert uns Gustav Weil *) das Treiben dieser Leute, »durch allerlei hingeworfene schwierige Koranstellen und dunkle Glaubensfragen die Wissbegierde der Jünger reizen, sie aber nicht eher befriedigen, bis sie ihm durch die heiligsten Schwüre Verschwiegenheit und unbedingte Hingebung gelobt hatten. War einmal der Proselyte zu der Ueberzeugung gelangt, dass der Koran nicht nach dem Wortsinne sondern allegorisch gedeutet werden müsste, so wurde er immer mehr dem Boden des ursprünglichen Islam entrückt. Mohammed galt nicht mehr als der letzte Prophet, sondern der erwartete Imam, welcher erst den Schleier von dessen Offenbarung lüften sollte. Folge dieser Lehre war auch, dass die Eingeweihten nicht mehr den Vorschriften des Korans, denen ein ganz anderer Sinn gegeben wurde, nachzukommen brauchten, und dieser Umstand führte ihr alle Freigeister zu und alle diejenigen, denen das islamitische Gesetz lästig war. Man ging aber natürlich bei diesem Bekehrungssystem nur stufenweise zu Werk, je nach der Geistesrichtung oder dem Grade der Bildung und Hingebung der Proselyten. Schwachköpfe, welche geneigt waren, Wunder zu glauben, liess man das Wiedererscheinen Ismaïls erwarten, den Freidenkern stellte man vor, dass er durch die von seinen Getreuen gepredigte Lehre sich täglich offenbare und geistig mit ihnen vereine. So wurden Freigeister, welche die Religion nur als einen Zaum für das gemeine Volk ansahen, mit religiösen Schwärmern zugleich gewonnen. Den Juden wurde der erwartete Imam als Messias, den Christen als Paraklet dargestellt, und den Anhängern der Parsismus schilderte man den Islam als eine noch der Vervollkommnung bedürftige Religion, deren

*) Geschichte der islamitischen Völker, S. 196 ff.

Grundzüge mit der Lehre Zoroasters in Uebereinstimmung gebracht werden sollten."

Die Erfolge dieser Methode waren ganz ausserordentlich; überall fanden die Missionäre Gläubige, die bereit waren mit Gut und Blut für die neue Lehre einzustehen, und die Verkündigung einer ultraschiitischen Geheimlehre erwies sich bald als das geeignetste Mittel zur Gründung eines Reiches. Es traten daher eine Menge solcher Abenteurer wie Abdallah auf, die scheinbar für das Haus Alis wirkten, in Wahrheit aber nach einer geistlichen und weltlichen Herrschaft für sich selber trachteten. Manchen von ihnen gelang es, an der Peripherie des Chalifenreiches selbständige kleinere Reiche zu gründen; so entstanden z. B. in Nordafrika die mächtigen Reiche der Edrisiten und der Fatimiden. Eine der bekanntesten ismailischen Secten sind die Assassinen, welche zwei Jahrhunderte lang von zwei Gruppen von Schlössern im Libanon und im nördlichen Persien aus sich allen Dynastien furchtbar machten, indem sie gegen die Fürsten fanatische Meuchelmörder aussandten. Der Fatimidenchalif Hakim, der sich um das Jahr 1000 in Egypten göttliche Verehrung erweisen liess, wird noch heute von den Drusen des Libanon als Gott angesehen. Am Ende der Tage soll er, oder vielmehr Gott in seinem Körper, von China her wiedererscheinen, um in Mekka Weltgericht zu halten. Auch den Glauben an Seelenwanderung finden wir bei den Drusen; sie betrachten den Tod nicht als ein Unglück, weil die Seele jedes Gläubigen nach demselben wieder einen Leib in der drusischen Gemeinde erhält. Ein Rest der Ismailier hat sich in der Secte der Nussairier im Dschebel Nussairijah, nördlich vom Libanon, erhalten, die noch jetzt etwa 200,000 Anhänger zählen soll. Nach Schahrastani *) lehren sie ursprüng-

*) Schahrastani, Religionsparteien und Philosophenschulen, übers. v. Haarbrücker. Halle 1850. I. S. 217.

lich, dass Gott oder die Wahrheit in der Gestalt Alis und seiner Söhne erschienen sei. »Gott spricht mit ihrer Zunge und greift mit ihren Händen, und deswegen wenden wir den Namen der Gottheit allgemein auf sie an,“ so sollen sie gesagt haben. »Mohammed hat gemäss dem buchstäblichen Sinn des Korans gekämpft, Ali gemäss seiner allegorischen Deutung; er ist's der den Schuh fertig macht.“ Noch immer wird Ali von ihnen als Gott verehrt. Nach v. Kremer *) fasste ein Scheich vor einigen Jahren ihren Glauben so zusammen: »Der Himmel ist der Körper Alis; sind wir einmal befreit von dieser irdischen Körperhülle, so erheben sich unsere Seelen zu dem Sternenheer in der Milchstrasse und kleiden sich in Lichthüllen. Wer aber zweifelt, dessen Seele muss in Thierkörpern die irdische Wanderung fortsetzen. Die Andersgläubigen und Fremden aber gehen auch in Thierkörper über und sind auf ewig verbannt. Die Sonne ist Mohammed, der Mond ist Selman (ein Perser, der Bartscheerer des Propheten) und alle Sterne am Himmel sind Engel, die schon vor Erschaffung der Welt bestanden.“

In einem Nussairierkatechismus mit hundert Fragen und Antworten heisst es **): »Wer hat uns erschaffen? Ali ibn Abu Talib, der Fürst der Gläubigen. Wer hat uns zur Erkenntniss unseres Herrn berufen? Mohammed, wie er selbst gesagt hat in einer Rede, die also schliesst: Er (Ali) ist mein Herr und der eure.“

Die Nussairier sollen ein Fest der »Lichtauslöschung“ in dunkeln Höhlen feiern, bei dem grobe Unsittlichkeit den Gipfel der Feier bildet. Von den Türken sind sie häufig blutig verfolgt worden; sie bitten daher am Schlusse jedes Gebetes um Vernichtung der türkischen Herrschaft.

*) Im »Ausland“ 1872.

**) Zeitschrift der d. morgenl. Gesellsch. III. S. 302 ff.

Im sechzehnten Jahrhundert genoss die ismailische Secte der Roschenis grosses Ansehen in Indien und Afghanistan, so dass das Reich des Grossmogul durch sie in seinen Grundvesten erschüttert wurde. Ihr Stifter, der sich als Mahdi verehren liess, nannte sich Pir roschan, Vater des Lichts. Auf den untern Glaubensstufen beobachtete man die Korangebote, auf den höhern ergab man sich wilder Sinnenlust *).

Solche Erscheinungen wunderlicher Religionsmengerei können uns nicht befremden, wenn wir bedenken, wie der Islam in die Welt getreten ist. Der altheidnischen Ideen hatte auch das Christenthum sich einst zu erwehren; in heissem Kampfe rang es mit dem Gnosticismus, aber seine religiöse Kraft verhalf ihm zum Siege. Der Islam hat sich in diesem Kampfe wesentlich schwächer bewiesen, obwohl er den heidnischen Einflüssen ein festgeschlossenes System religiöser Formen entgegensetzen hatte, ohne Zweifel darum, weil seine Gedankenarmuth fremden Ideen grossen Spielraum liess, und weil er das Heidenthum nicht innerlich überwunden hatte. Häufig waren nur die Leiber, aber nicht die Geister unterworfen worden; die asiatischen Gedanken traten daher immer auf's Neue mit grosser Kraft auf. Ueberdiess war im Islam von Anfang an die politische Weltherrschaft zur Hauptsache gemacht worden, so dass die religiöse Idee nicht ihre volle Kraft zu äussern vermochte. Und wie die Moslime ihren Glauben zur Erreichung politischer Zwecke benützten, so nahmen nun politische Abenteurer die religiösen Gedanken, welche in den unterworfenen Völkern noch lebten, in ihren Dienst; diess konnte mit um so grösserm Erfolge geschehen, als der Islam die Gemüther der Nichtaraber nicht befriedigt, aber in religiöse Erregung gebracht und durch seine an Aberglauben überreiche Vorstellungswelt auch für die abenteuerlichsten reli-

*) Döllinger, Mohammeds Religion nach ihrer innern Entwicklung u. s. w. 1838. S. 126.

giösen Gedanken empfänglich gemacht hatte, so dass ein neuer Prophet auch für das verwegenste religiös-politische System sofort Anhänger fand. Dem religiösen und sittlichen Leben hat der Ultraschiitismus keinerlei Förderung gebracht, vielmehr hat durch ihn eine durch und durch ungesunde Religiosität und eine höchst mangelhafte Sittlichkeit, ja sogar grobe Unsittlichkeit in weiten Kreisen Verbreitung gefunden. Ueberdiess trägt er die Schuld an Strömen vergossenen Blutes, an namenlosem Elend, das über Millionen gekommen ist, an dem raschen Rückgang der Cultur in den gesegnetsten Provinzen des Chalifenreiches. Der rechtgläubige Islam aber ist an dem Allem mitschuldig, weil er ausser Stande war, jene verderbliche Strömung zu überwinden.

Auch der gemässigte Schiitismus, der im 15. Jahrhundert, nachdem er lange blutig darniedergehalten worden war, durch die Dynastie der Sefewis zur Staatsreligion erklärt wurde, hat keine guten Früchte getragen. Die Schiiten bezeigen noch immer gegen die drei ersten Chalifen wilden Hass; an ihrer Stelle verehren sie zwölf Imame aus Alis Hause, von denen der letzte verschwunden ist, um einst als Mahdi wiederzukommen. Auch den Stiftern der vier rechtgläubigen Schulen sagen sie viel Böses nach, besonders werfen sie ihnen vor, die religiösen Bräuche gefälscht zu haben. Sie verrichten deshalb ihre Waschungen und Gebete etwas anders als die Sunniten. Statt nach Mekka, wallfahrten sie zu den Gräbern der Aliden; ihr grösstes Fest ist das Moharramfest, welches zur Erinnerung an den Tod Hosains, der bei Kerbela im Jahre 680 den Omajjaden erlag, gefeiert wird.

Im Ganzen werden in den schiitischen Ländern die Gesetze des Korans laxer beobachtet als in den sunnitischen; die Religion scheint überhaupt eine geringere Rolle zu spielen. Die Bewohner der Städte huldigen meist dem Indifferentismus; die Geistlichkeit geniesst wenig Achtung, da sie sittlich tief gesunken

ist und allen natürlichen und unnatürlichen Lastern fröhnt. Immerhin dürfte die Religion bei den untern Classen noch tiefer eingewurzelt sein, als von den Kennern Persiens in der Regel behauptet wird; darauf deutet der Enthusiasmus hin, der sich nach übereinstimmenden Zeugnissen bei den religiösen Festen und Wallfahrten kund giebt, darauf auch die starke Verbreitung der Heuchelei; auch die höhern Stände tragen immer noch eine erborgte Frömmigkeit zur Schau.

Eine der Hauptuntugenden der Perser und der Schiiten überhaupt, der Hang zur Lüge und Verstellung, ist ohne Zweifel eine Folge der Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren. Durch die schiitische Tradition wird die Lüge geradezu empfohlen. »Es ist nicht Recht, die Wahrheit zu sagen, wenn sie einem Gläubigen schaden oder sein Leben gefährden kann; und es ist Recht und Pflicht, eine Lüge zu sagen, wenn durch sie ein Gläubiger vor Tod, Gefängniss, oder anderm Schaden bewahrt bleibt“ — so heisst es in einer schiitischen Traditionssammlung; und eben dort: »Religiöse Verstellung im Lande der Verfolgung ist geboten.“ »Ein falscher Eid, um sich oder einen Gläubigen der Unterdrückung zu entziehen, ist geboten.“ »Verstellung ist geboten bis zur Gotteslästerung“ *). Während früher dem Perser Wahrhaftigkeit über Alles ging, heisst es jetzt: »Der Perser lügt, so lange seine Zunge geht.“

*) Ain al Hayat, Blatt 242; bei J. M. Arnold, Der Islam, S. 146.

IV.

WEITERBILDUNGEN UND REFORMVERSUCHE. *)

Bei den mancherlei Mängeln des Islam sowohl hinsichtlich der Form der Glaubenslehre als seiner religiösen Kraft und Tiefe konnte es an Widerspruch gegen die rechtgläubige Theologie und an Versuchen, die Religion zu vertiefen, nicht fehlen. Ebenso musste das Eindringen fremder Ideen, wie wir es im Schiitismus kennen gelernt haben, und wie es auch bei den Verbesserungsversuchen, die wir noch zu besprechen haben, vorkam, den Gedanken einer Reform des Islam, einer Reinigung desselben von allen im Laufe der Zeit eingedrungenen fremden Ideen rufen. Wir begegnen denn auch nicht nur in der ersten Zeit sondern auch später noch mancherlei religiösen Bewegungen, Neubildungen und Reformversuchen, welche uns zeigen, dass das religiöse Leben der islamitischen Welt zu keiner Zeit der Entwicklung entbehrt hat. Aber wie diese Bewegungen von der gewaltigen Macht Kunde geben, welche die wenigen religiösen Gedanken des Propheten über die Gemüther geübt haben, ebenso lassen sie uns auch deutlich erkennen, dass alle

*) Hauptquellen: Ausser v. Kremer, Dozy und Lane: Steiner, Die Muta-
zeliten. Leipzig 1865. Spitta, Zur Geschichte Abulhasan al Ascharis. Leip-
zig 1876.

Versuche, den Islam zu verbessern, erfolglos geblieben sind und erfolglos bleiben müssen.

Schon im ersten Jahrhundert der Hedschra begannen einzelne Secten, so die Mordschiten und Kadariten in Damascus, wohl unter dem Einfluss christlicher Theologie, sich mit Speculationen über die Willensfreiheit und die Eigenschaften des göttlichen Wesens zu befassen; sie suchten die Gottesvorstellung zu vergeistigen, den finstern Fatalismus zu brechen und die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen. Ihre Versuche wurden mit Eifer fortgesetzt durch die Secte der Motaziliten, d. h. der Dissidenten, welche erst in Damascus, dann in den Städten des Irak und auch in Spanien während der Blütezeit des abbasidischen Chalifates thätig waren. Mit Hilfe der dialectischen Methode, die man durch das Studium platonischer und aristotelischer Schriften kennen gelernt hatte, wurden scharfsinnige Untersuchungen angestellt über die Frage, wie sich die Einheit Gottes mit seinen Eigenschaften, Allmacht, Allwissenheit u. s. w., und seine Unveränderlichkeit mit den Veränderungen in der Welt vertrage, sodann über das Verhältniss der göttlichen Allmacht und Allwissenheit zum Willen des Menschen, über die Bedeutung des Korans als Quelle der Offenbarung. Sie traten den sinnlichen Vorstellungen, welche sich die rechtgläubigen Theologen auf Grund von Koran und Sonna über Gott machten, entschieden entgegen, indem sie die Eigenschaften Gottes entweder für verschiedene Erscheinungsweisen des göttlichen Wesens erklärten oder alle Eigenschaften Gottes leugneten, mit andern Worten, die Anwendbarkeit unserer Begriffe auf Gott bestritten. Während die Strenggläubigen lehrten, dass Gott nach Willkür sowohl Gutes als Böses thun könne, suchten die Motaziliten Gott als den absolut Guten darzustellen, auch behaupteten sie die menschliche Freiheit. Den Koran erklärten sie bloss für die Schrift eines gotterleuchteten Lehrers, nicht für das ewige Wort Gottes, oder, um in ihrer eigenen

Sprache zu reden, sie erklärten ihn für »geschaffen“. Wer ihn für ewig halte, der sei ein Ungläubiger, sagten sie, weil er zwei ewige Wesen setze. Auch die Unübertrefflichkeit des Korans in Bezug auf Klarheit, Poesie und Redeschmuck wurde von ihnen bestritten. Ja sie lehrten sogar, eine Erkenntniss Gottes sei auch ohne Koran, überhaupt vor der Offenbarung Gottes möglich, durch die Vernunft, und der Mensch, der nicht dazu gelange, werde gerechter Weise dafür bestraft.

Allein die Versuche der Motaziliten, Koran und Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, scheiterten. Denn so einleuchtend auch die Lehre des Korans dem sogenannten gesunden Menschenverstand scheinen mochte, sie erwies sich als ganz untauglich zu wissenschaftlicher Verarbeitung; es blieb unter den Händen der Motaziliten nichts davon übrig als ein sehr verdünnter, dürftiger Rest, so dass die Orthodoxen sie mit Recht als Abgefallene bezeichneten. Vergeblich gaben sie sich alle Mühe die Uebereinstimmung ihrer Lehren mit dem Koran nachzuweisen, immer deutlicher trat zu Tage, dass aller Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit, die man an diese Arbeit wandte, verloren waren. Schon den Lehren des Korans über den Gerichtstag und das Jenseits gegenüber hatte der Spiritualismus der Motaziliten Halt machen müssen, und im Grunde vertrug sich derselbe mit allen übrigen Lehrstücken des Islam um nichts besser. Wir können daher die Ansicht von Kremers, dass die Cultur des Islam eine erspriesslichere Richtung genommen hätte, wenn die Motaziliten länger mächtig geblieben wären, nicht theilen. Man hatte nur Eine Wahl: entweder blindlings als Gottes Wort zu nehmen, was »zwischen den beiden Seitendeckeln des Korans“ stand, oder vollständig mit dem Islam zu brechen. Durch den Motazilitismus wären die Völker des Islam entweder dem Nihilismus und damit einem schnellen Verfall zugeführt worden, oder es hätte eine andere Religion den Islam verdrängt. Dass dem so ist, scheint uns die Geschichte zu

lehren. So gewiss es ein berechtigtes sittliches Gefühl war, was zu der Geistesarbeit der Motaziliten den Anstoss gab, und so sehr dieselbe ursprünglich von wissenschaftlichem und religiösem Ernste getragen war, bald wurden die Anhänger der neuen Lehre zu Freigeistern, welche sich um die Gebote des Korans nicht mehr kümmerten und überhaupt keiner positiven Religion mehr angehörten. Der Indifferentismus sah im Motazilitismus seine wissenschaftliche Rechtfertigung, er fand daher an dem genussüchtigen, sittenlosen Hofe zu Bagdad und bei den höhern Ständen der Grossstädte im Osten wie im Westen starken Anklang; es verbreitete sich die Ansicht, die Religion sei nur dazu da, das gemeine Volk im Zaume zu halten; ein frivoler Ton riss in den Kreisen der Gebildeten ein, der Koran und der Prophet, alles Heilige durfte ungestraft verspottet werden, wenn es nur auf geistreiche Weise geschah; man durfte an Allem zweifeln, wenn man nur keiner antiislamitischen Secte angehörte. Freigeisterei gehörte so sehr zum guten Ton, dass sogar solche, die im Herzen gut orthodox waren und daheim die Vorschriften des Korans befolgten, sich beim öffentlichen Auftreten den Anschein gaben, Ketzer zu sein.

Ein aufgeklärter Chalif, der manichäischen Ansichten huldigte, der Abbaside Mamun, machte einmal den Versuch, den Motazilitismus zur Staatsreligion zu erheben, indem er im Jahre 827 n. Chr. das Erschaffensein des Korans zum Dogma erklärte. Dass die Motaziliten bis dahin für Geistesfreiheit gekämpft hatten, hinderte sie nicht, nunmehr die Orthodoxen durch ein Inquisitionstribunal, das Prügelstrafe, Kerker und Fasten verhängte, verfolgen zu lassen. Allein die Chalifen mussten bald einsehen, dass der Islam durch diese Freigeister zu Grunde gerichtet wurde: zu eng waren die politischen Einrichtungen und das Rechtssystem desselben mit seinen Glaubenssätzen verflochten, als dass sich das Eine ohne das Andere hätte aufrecht halten lassen, und überdiess war die grosse Masse den Mota-

ziliten abhold geblieben. Der Chalif Motawakkil hob daher zwanzig Jahre später das neue Dogma wieder auf, so dass nun die Orthodoxen ihrerseits die Motaziliten verfolgen konnten. Der Sieg des alten Glaubens wurde um so vollständiger, als inzwischen die Orthodoxen die Waffen der Freidenker führen gelernt hatten. Ein ehemaliger Motazilit, der schon früher erwähnte Abu 'l Hasan al Aschari, den sein religiöses Gefühl zu der altgläubigen Auffassung zurückgeführt hatte, leistete den Nachweis, dass mit Hilfe der dialectischen Methode der alte Glaube sich eben so gut oder besser rechtfertigen liess als der neue. Durch ihn kam eine Art Vermittlungstheologie zur Herrschaft, welche dem Motazilitismus gewisse Zugeständnisse machte, im Wesentlichen aber mit der Theologie der orthodoxen Secten übereinstimmte. Die Motaziliten wurden immer mehr in die Schule zurückgedrängt; auf das Leben der grossen Menge der Gläubigen übten sie keinen Einfluss mehr. Nicht bessern Erfolg hatte der Geheimbund der »aufrichtigen Brüder und treuen Freunde'', der die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung mit dem Glauben zu versöhnen trachtete, aber in willkürlicher Behandlung des Korans noch über die Motaziliten hinausging *). In neuester Zeit haben einzelne moslimische Theologen die Arbeit derselben wieder aufgenommen; man hat in Europa nicht verfehlt ihren Bemühungen gewisse Hoffnungen auf eine Läuterung des Islam entgegenzubringen. Wer aber mit dem Koran und der motazilitischen Theologie sowie mit dem Verlauf des dogmengeschichtlichen Processes innerhalb irgend einer Religion nur einigermaßen vertraut ist, wird auch in diesen neuesten Versuchen Danaidenarbeit erkennen.

Einen andern Versuch, dem Islam aufzuhelfen, haben wir im Sufismus zu erblicken. Wenn der Motazilitismus den Islam

*) Diterici, Die philos. Bestrebungen der lautern Brüder, Zeitschr. der d. morgenl. Gesellsch. XV S. 577 ff.

mit Hilfe der dialectischen Methode zu vergeistigen unternahm, so suchte ihn der Sufismus zu vertiefen, indem er dem Verlangen des menschlichen Herzens nach der Gemeinschaft mit Gott durch Contemplation und Askese zu Hilfe kam. Hatten auch in der ersten Zeit die Sätze des Korans einzelne Gemüther tief ergriffen, so boten doch die Lehre und das Ceremoniell des Islam dem Gefühlsleben auf die Länge zu wenig Nahrung. Wir begegnen daher schon im ersten Jahrhundert der Hedschra einem dem Islam ursprünglich fremden Mysticismus, und als später die Gebildeten mit der Religion in der Form der Rechtgläubigkeit fertig geworden waren, und die altgewohnten Formen den grössten Theil ihrer Kraft eingebüsst hatten, gewann derselbe unter dem Namen des Sufismus Einfluss auf die weitesten Kreise.

Unter einem Sufi verstand man ursprünglich einen Asketen, welcher sich in den suf, einen rauhen Mantel aus Schafwolle, kleidete; später wurden alle die so genannt, welche auf dem Wege der Contemplation oder Askese zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen suchten. Das anstrengende religiöse Ceremoniell, das häufige Fasten und Nachtwachen, verbunden mit Koranlectüre und Gebetsübungen, führte bei Vielen aus den Kreisen der Strenggläubigen zu einer religiösen Ueberreizung, die sich in Hallucinationen und ekstatischen Zuständen äusserte. Da man diese krankhaften Erscheinungen als Zeichen besonderer göttlicher Gnade betrachtete, suchte man sie bald künstlich hervorzurufen, indem man durch asketische Uebungen, consequentes Nachtwachen und stundenlanges Wiederholen bestimmter Formeln das Nervensystem in die dazu nothwendige Verfassung brachte. Bei den Arabern vertrug sich der Sufismus leidlich mit der Orthodoxie; die Sufis bildeten nur eine strenge Fraction der rechtgläubigen Partei, sie hielten durchaus an Koran und Sonna fest und erklärten höchstens, dass die Intuition ebenso hoch stehe als die Tradition.

Anders die Perser. Bei ihnen hatte der Islam leicht Eingang gefunden, theils weil die persische Religion durch das Eindringen fremder religiöser Ideen stark erschüttert war, theils weil die Annahme des Islam grosse äussere Vortheile mit sich brachte. Viele zeigten für den neuen Glauben grossen Eifer; die fleissigsten Koranforscher und die treuesten Bewahrer der Tradition waren Perser. Andere hatten nur äusserlich den Islam angenommen und huldigten heimlich fremden religiösen Ideen. Den Einen wie den Andern aber war die neue Religion zu einfach und nüchtern, sie fühlten, dass die Gesetzesreligion zu wahrer Gottesgemeinschaft nicht führe, und suchten deshalb auf dem Wege der Ekstase zu erlangen, was der Islam in seiner gewöhnlichen Form ihnen versagte. So bildete sich unter dem Einfluss zoroastrischer, buddhistischer und neuplatonischer Gedanken ein pantheistisches System, das mit dem Islam im schärfsten Widerspruch stand. Zwar liess man den Koran als Gottes Wort gelten, allein man legte ihn allegorisch aus, um ihn mit den neuen Ideen in Einklang zu bringen; auch die äussern Gebräuche blieben stehen, doch nicht, weil man auf sie noch Werth gelegt hätte, sonder nur, weil man äusserlich die Rechtgläubigkeit wahren wollte. Die Welt galt den Sufis als eine Emanation der Gottheit, als höchstes Ziel des Menschen betrachtete man das Aufgehen in Gott. »Gott ist in jedem Ding, und jedes Ding ist Gott oder kann wenigstens Gott werden, wenn es das Licht einsaugt wie die Kohle das Feuer'', so lautet ein alter Satz des Sufismus. Es wurden genaue Vorschriften aufgestellt, wie man durch bestimmte Bewegungen und Stellungen des Körpers, durch Athemanhalten, Hersagen von Koranversen, Hymnen und religiösen Formeln die Ekstase herbeiführen könne. Man sagte z. B. die neunundneunzig Gottesnamen her, die sich im Koran finden, oder die zweihundertundein Namen des Propheten, oder man wiederholte Stunden lang die Formel: La ilaha illa-llah (es ist kein

Gott ausser Allah). Zur Erleichterung dieser Uebungen wurde nach buddhistischem Muster der Rosenkranz eingeführt.

Gegen den pantheistischen Sufismus bot die orthodoxe Geistlichkeit die Staatsgewalt auf; so wurde im Jahre 921 n. Chr. ein armer Perser, der Halladsch, d. h. der Wollkrämpler, gefoltert und an's Kreuz geschlagen. Er hatte gelehrt: »Wer sich kasteit durch Verzicht auf jede Lust und Abtödtung des Fleisches und sich von jedem Rest der menschlichen Natur reinigt, in den zieht der Geist Gottes ein, wie derselbe in Jesus einzog, und Alles was man dann thut, ist Gottes That. Dann braucht man nur etwas zu wünschen und es geschieht." Er hatte auch den Ausspruch gethan: »Im Paradiese ist nichts ausser Gott" und hatte sich selbst für eine Verkörperung der Gottheit ausgegeben indem er gesprochen: »Ich bin die Wahrheit." Aehnlich wie ihm erging es Unzähligen, aber der Sufismus der ein Einswerden mit Gott versprach, besass dem geistlosen Formelwesen der Orthodoxie gegenüber eine viel zu grosse Macht, als dass er mit Gewalt hätte überwunden werden können, ja die Orthodoxie selbst konnte sich ihm nicht verschliessen. Der berühmte rechtgläubige Theologe Gazzali ergab sich längere Zeit in Damascus sufischen Bestrebungen, und es erschlossen sich ihm dabei, wie er sagt, Dinge, die nicht geschildert werden können. Er vergleicht die Seele des Sufi mit der Spiegelfläche, die keine eigene Farbe hat, sondern nur diejenige des in ihr erscheinenden Bildes widerspiegelt.

Seine schönsten Blüten hat der Sufismus auf dem Gebiete der mystischen Poesie getrieben. Die bedeutendsten persischen und türkischen Dichter waren Sufis; ihre religiösen Hymnen gehören zum Schönsten, was jemals die pantheistische Mystik hervorgebracht hat. Mit ihrer Philosophie verbinden sie ein Moralsystem, das Herzensreinheit, Selbstentäusserung und Nächstenliebe fordert. Alle Religionen gelten ihnen als Lichtstrahlen einer und derselben Sonne, Glaubenssätze und Formen sind

bedeutungslos, die wahre Religion ist die Versenkung in's All. Der grösste mystische Dichter, Dschelal eddin Rumi, sieht in allen Dingen Gott; er ist die Sonne und das Sonnenstäubchen, die Morgenröthe und der Abendwind, der Hauch der Flöte und des Menschen Geist, er ist was ist, und sein wird, die Seele des Alls. Die Vielheit ist der Schleier, durch den das Antlitz des Einen hindurchblickt. Des Menschen Seelenfrieden ist ein Abglanz seiner Seligkeit; die Sehnsucht des Menschen nach Gott ist ein Ruf Gottes an den Menschen. Beten wir: Herr komm, so heisst das: Mein Kind, hier bin ich.

Eine besonders charakteristische Erscheinung des Sufismus sind die zahlreichen Derwischorden. Durch wilde Tänze oder durch das Hersagen bestimmter Formeln und Hymnen versetzen sich ihre Mitglieder in Verzückung und religiöse Raserei; es ist diess dieselbe Art religiöser Ekstase, die wir schon in den alten Naturreligionen, z. B. im phönizischen Baalsdienste, finden. Die Mitglieder des Nakschbendiordens, der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Persien gestiftet wurde und sich in der Türkei und in Indien stark verbreitet hat, wiederholen unter stundenlangen tactmässigen Bewegungen des Oberkörpers die Formel: La ilaha illa-llah, bis die Verzückung eintritt. Die Derwische des Mewlewiordens, den Dschelal eddin Rumi gestiftet hat, führen heilige Reigentänze auf unter Begleitung der Flöte und des Tamburins und unter dem Gesange der Hymnen des Stifters.

»Kennst du des Reigens Sinn? Des Daseins Lust vergessen
Und im Vergänglichem ein Ewiges ermessen.
Kennst du des Reigens Sinn? Die Selbstsucht zu verneinen,
In sel'ger Liebeslust mit Gott sich zu vereinen" *).

Das Derwischwesen fand in der islamitischen Welt zum Theil unter den abenteuerlichsten Formen rasch eine ungeheure

*) M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung. III. S. 287.

Verbreitung. Das Volk sah in den Verzückungen der Derwische die deutlichsten Beweise einer göttlichen Einwirkung und pries sie als die Männer des Herzens gegenüber den heuchlerischen zünftigen Geistlichen. Ueberall wurden Derwischherbergen und -klöster gebaut. Die Lebensweise ihrer Bewohner ist ähnlich der der christlichen Mönche; während die Einen von Almosen leben, sind Andere verpflichtet sich ihren Unterhalt durch ein Handwerk oder das Abschreiben von Manuscripten zu gewinnen. Noch jetzt stehen manche Orden beim Volke in hoher Achtung, so dass Leute aller Stände sich in ihre Gemeinschaft aufnehmen lassen und ihren Tänzen als Zuschauer beiwohnen oder sogar daran theilnehmen. Höhere Officiere nehmen häufig Derwische mit in's Feld und lassen durch sie die Soldaten anfeuern. Einzelne Orden sind früh in Verruf gekommen, da sich ihre Mitglieder dem Schmarotzerthum und einem sittenlosen Leben ergaben. »Der Mantel macht noch nicht den Derwisch,« sagt ein türkisches Sprichwort. Besonders berüchtigt sind die wandernden Derwische, welche die ganze Welt durchstreifen, um an den Gräbern moslimischer Heiliger ihre Andacht zu verrichten, oder richtiger, um von frommen oder leichtgläubigen Leuten Geld zu erpressen.

Wie einst die Freigeisterei so wurde der Sufismus in seiner Blütezeit zur Modesache, so dass man die Sufis in ihrer äussern Erscheinung nachahmte. »Da gaben die Heuchler,« so berichtet Gazzali, »ihre seidenen und golddurchwirkten Gewänder auf und kleideten sich in geflickte Röcke, aber vom theuersten Zeug; sie führten ihre Teppiche zum Gebete stets mit sich, aber diese Teppiche waren kostbarster Art, und sie trugen Kleider, die werthvoller waren als Seide und Damast, und diese Leute meinten Sufis zu sein.«

Nur die Kehrseite des völligen Verzichts auf alle irdischen Güter war es, wenn manche Sufis, unbekümmert um alle Koran-gebote, sich dem Lebensgenusse hingaben, um im Zeitlichen das

Ewige, im Sinnlichen das Uebersinnliche zu geniessen. Wie man den Koran allegorisch auslegte, so wurde auch weltlichen Gedichten von den Sufis ein mystischer Sinn unterschoben. Zuletzt wusste man den schlüpfrigsten, unsittlichsten Liedern eine religiöse Seite abzugewinnen. Die Sehnsucht nach dem geliebten Knaben ist das Verlangen nach Gott; der Wein ist der Glaube, der Schenke Gott, der Rausch der Zustand der Verzückung. Von da bedurfte es nur noch eines kurzen Schrittes, um im Weingenuss und in der sinnlichen, ja unnatürlichen Liebe das Uebersinnliche, Ewige zu suchen. Besser ist's, zur Schenke als zur Moschee zu gehen, sagt der Sufi dieser Art; vernünftig ist, wer sich dem Wein ergiebt; im Wein ist Wahrheit, er entselbstet uns und lässt Gott in uns walten. Im Kuss der Geliebten empfindet man die Liebe Gottes, in ihren Armen verschmilzt die Seele mit dem All-Einen.

So hat der Sufismus den Islam, statt ihn zu vertiefen, völlig untergraben. Wohl spricht sich in den bessern Erzeugnissen desselben, so besonders in der Poesie mancher sufischer Dichter, ein aufrichtiges Verlangen nach Gott aus, aber der Weg, auf dem man zur Gemeinschaft mit Gott gelangen will, ist ein gefährlicher; er führt dicht am Abgrunde der Sinnlichkeit vorbei, ja die Grenze zwischen diesem Mysticismus und der Sinnlichkeit ist kaum anzugeben. Höchste und niedrigste Triebe mischen sich auf wunderliche Weise; der Sufi schwelgt in unmittelbarer Gottesanschauung,

»Um dann die hohe Intuition —

Ich darf nicht sagen wie — zu schliessen.“

Auch wo diese Gefahr vermieden wurde, führte der Sufismus in eine ungesunde, müssiggängerische, den sittlichen Aufgaben des praktischen Lebens abgewandte Frömmigkeit hinein. Und überdiess mussten die Sufis früher oder später zur Erkenntniss kommen, dass sie in der Ekstase nichts schauten, als ein Spiegelbild ihres eigenen religiösen Bewusstseins; dann aber war

man beim Indifferentismus angelangt. In den Kreisen, in denen der Sufismus sich bis heute erhalten hat, ist man daher gegen alle positive Religion gleichgiltig geworden, so im ganzen Bürgerstande Persiens. Man spottet dort des Propheten und des Korans und huldigt einem unbestimmten Theismus, der jeder sittlichenden Kraft entbehrt, aber den Glauben an böse Geister, Zauber- und Wahrsagerkünste bestehen lässt. Einzelne sufische Secten predigen Weibergemeinschaft und grobe Unsittlichkeit.

Dass diese Art Frömmigkeit in der islamitischen Welt so mächtig wuchern konnte, ist ein neuer Beweis für die religiöse Ohnmacht des orthodoxen Islam. Der Mysticismus ist überall da zur Macht gelangt, wo die Religion äusserlich geworden oder sonst in Verfall gerathen war und darum der wahren Mystik, der innerlichen Religiosität, keine Nahrung mehr gab. Er hat deswegen auch im Christenthum zu verschiedenen Zeiten grosse Ausdehnung gewonnen, allein dem christlichen Geiste ist es doch immer wieder gelungen, ihn zu überwinden oder in engen Schranken zu halten; der Islam aber steht ihm wehrlos gegenüber, weil er ihm keine gesunde innerliche Frömmigkeit entgegenzusetzen hat.

Noch haben wir kurz eine Erscheinung zu besprechen, die mit dem Sufismus in Zusammenhang steht, die Heiligenverehrung. Bei der ungeheuern Bedeutung welche dieselbe im Christenthum überall da erlangt hat, wo die Erlösungsreligion zur Gesetzesreligion herabgedrückt worden, oder wo an die Stelle des Lebens in und mit Gott ein bloss äusserlicher Gottesdienst getreten ist, kann es uns nicht befremden, wenn dieselbe auch im Islam aufgekommen ist, so sehr sie ihm auch anfänglich ein Greuel war. Dem Gott des Korans gegenüber konnte der Moslim nur Furcht empfinden, Heilsgewissheit war unmöglich; man musste daher nach irgend einem neuen Gedanken suchen, der diesen Mangel ergänzte. Auch hatte die Verflüchtigung des Gottesbegriffs durch den Sufismus das Bedürfniss geweckt, das

Göttliche in einer greifbarern Gestalt zu finden. Da nun der Sufismus zugleich den Gedanken in die Gemüther geworfen hatte, dass gewisse Menschen mit Gott in einer geheimnissvollen Verbindung ständen, lag es nahe, diesen eine Mittlerrolle zwischen Gott und den übrigen Menschen zuzutheilen. In den der Orthodoxie nahestehenden Kreisen wurde die schon früher aufgenommene Vorstellung von der Fürbitte des Propheten weiter ausgebildet; infolge dessen ist sein Grab in Medina zum eigentlichen Centralheiligthum geworden; die Mekkapilger betrachten den Besuch desselben für wichtiger als die Uebung aller andern Bräuche. Das Gebet, das dort gesprochen werden muss, lautet: »O Prophet Allahs! vor dir erscheinen Wanderer, die aus fernen Landen gekommen sind; sie sind bei Tag und Nacht gereist unter Beschwerden und Gefahren, aber mit brennendem Verlangen dir zu danken für das, was sie dir schulden, und die Wohlthat deiner Fürbitte zu erlangen. Denn unsere Sünden haben uns das Rückgrat gebrochen, und du wirst für uns eintreten bei dem, der da heilt. Und Allah hat gesagt: Obgleich sie sich selbst Unrecht zugefügt haben, so sind sie doch zu dir gekommen und haben dich gebeten, dass du Vergebung für sie auswirkest, und sie haben gefunden, dass Gott erbarmungsvoll ihre Reue annimmt. O Prophet Allahs! Vermittlung, Vermittlung, Vermittlung! O Allah, segne Mohammed und seine Familie!"

Auch sonst wird der Name des Propheten vorgeschoben, wo man von Gott etwas erbitten will. An der Leichenbahre z. B. heisst es nicht: O Gott, sei dem Verstorbenen, sondern: sei unserm Herrn Mohammed gnädig, und wer einen bösen Traum gehabt hat, betet für den Propheten.

Obwohl der Gedanke der Mittlerschaft des Propheten gewiss für Unzählige eine Quelle des Trostes geworden ist, müssen wir doch bedauern, dass eine Persönlichkeit mit so vielen sittlichen Schwächen in solcher Weise idealisirt worden ist; denn auf die Sittlichkeit musste diess eine trübende Wirkung üben. In noch

höherm Masse freilich gilt diess von den übrigen Heiligen des Islam. Ausser dem Propheten und den Gliedern seiner Familie werden als Heilige oder als Walis Leute verehrt, welche sich einem beschaulichen oder asketischen Leben ergeben haben, nicht bloss Todte sondern auch Lebende. Sie sollen die Macht besitzen, Wunder zu thun. Manche derselben sind aufrichtig fromme Menschen, andere aber listige Betrüger, welche unter dem Deckmantel der Frömmigkeit selbstsüchtige Zwecke verfolgen. Wer im Rufe eines Heiligen steht, kann die unsinnigsten Handlungen begehen, ohne dadurch seinem Rufe zu schaden; denn man nimmt an, dass er sie begehe, weil seine Seele gänzlich in Andacht versunken sei. Nach Lane sind die meisten Heiligen in Egypten Betrüger, Verrückte oder Blödsinnige; sie geniessen trotzdem beim gemeinen Volke einer hohen Verehrung.

Bei den Berbern in Nordafrika besteht die Religion fast nur in der Heiligenverehrung. Die Marabuts, die bald allein, bald in Gesellschaft ein beschauliches und asketisches Leben führen, werden vom Volke nicht nur mit allen Lebensbedürfnissen versorgt und mit Geschenken überhäuft, sondern ihre Stimme ist auch von entscheidendem Einfluss in den Volksversammlungen bei der Berathung über Krieg und Frieden. Ihren Befehlen wagt Niemand sich zu widersetzen, und auch ihr unsinnigstes Gebahren wird mit Ehrfurcht betrachtet. In Marokko leben viele Heilige in Höhlen, mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt; bei ihren Umzügen durch die Dörfer zerfleischen sie sich die Leiber mit den Fingernägeln oder mit Messern; lebendige Esel und Hammel zerreißen sie mit den Zähnen, um ihnen das Blut auszusaugen. Eine Frau darf sich nicht in ihre Nähe wagen, denn Niemand würde sie vor diesen Menschen schützen *).

Auch in Persien und Indien, überhaupt in der ganzen mo-

*) J. Braun, Gemälde der moh. Welt. Leipzig 1870. S. 341.

ammedanischen Welt, werden lebende Heilige verehrt, und überall ist ihr Einfluss ein überwiegend verderblicher. Das Volk gewöhnt sich, in religiösem Müssiggang ein Ideal der Frömmigkeit zu sehen, das sittliche Bewusstsein wird durch die oft genug widersinnigen und unsittlichen Handlungen der Heiligen verwirrt, und der Aberglaube empfängt immer neue Nahrung. Der Einfluss auch der Bessern unter ihnen dient in der Regel nur zur Schürung des Fanatismus.

Weniger verderblich als die Verehrung der lebenden ist die der todten Heiligen, da sich unter ihnen manche finden, welche sich durch eine aufrichtige Herzensfrömmigkeit ausgezeichnet haben. An ihren meist von einer Kuppel überwölbten Gräbern werden Weihopfer dargebracht als Bezahlung für Gelübde. Fast jedes Dorf hat sein Heiligengrab, das allwöchentlich von den Einwohnern, namentlich von den Frauen, besucht wird. Ausser den Dorfheiligen giebt es auch Familien- und Zunfttheilige. Sogar die Janitscharen und die Negergarde der Scherifs von Marokko hatten ihre besondern Schutzheiligen.

Zu ausserordentlicher Bedeutung sind die Gräber Alis und seiner Familie gelangt. Zum Grabe Alis in Nedschef und zu dem seines Sohnes Hosain in Kerbela (beide Orte liegen unweit des alten Babylon) strömen aus ganz Persien die Wallfahrer Jahr aus Jahr ein. Ein Begräbniss in der Nähe dieser Heiligen tilgt alle Sünden, weshalb sich viele Perser dort begraben lassen. Aus den entlegensten Gegenden kommen schauerliche Karawanen mit Leichen auf dem Rücken von Maulthieren durch glühenden Sonnenbrand zu diesen Wallfahrtsstätten. Zu dem Grabe der Alidin Fatima in Kum wallfahrten die persischen Frauen, da die Berührung des Sarkophages genügt, unfruchtbare Frauen fruchtbar zu machen, verlorene Liebe wieder zu gewinnen und für begangene Untreue Verzeihung zu erlangen. Ein Frauenfriedhof, der sich um das Grab dieser Heiligen ausdehnt, hat einen Umfang von einer halben Meile.

Wie am Grabe des Propheten, so giebt sich auch an den übrigen grossen Wallfahrtsorten trotz vielen Aberglaubens noch am ersten etwas von wahrer Religiosität kund. Die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an die Heiligengräber knüpfen, besonders die Erzählungen von den Leiden der Heiligen, machen auf die Gemüther einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Allerdings wird dadurch auch der Fanatismus mächtig gefördert, und die Mängel, an denen der ursprüngliche Islam litt, sind durch den Heiligencult jedenfalls nicht beseitigt worden.

An Versuchen, den Islam zu verbessern, einzelne Lücken desselben auszufüllen oder ihn für die Bekenner anderer Religionen annehmbar zu machen, hat es auch sonst nicht gefehlt. Nur im Vorbeigehen erwähnen wir das Experiment des Mongolenkaisers Akbar, der im sechzehnten Jahrhundert als Beherrscher Afghanistans und eines Theiles von Indien Mohammedaner und Hindus versöhnen wollte. Er schaffte die Ritualgesetze des Islam ab und ersetzte sie zum Theil durch indische; das Verbot des Weines und Hazardspieles schränkte er ein, an die Stelle des Glaubensbekenntnisses der Moslime liess er die Formel treten: Es ist kein Gott ausser Gott, und Akbar ist der Statthalter Gottes. Natürlich endigte dieser Versuch wie die meisten ähnlichen durchaus unglücklich. Mit Akbars Tode gerieth sein Werk in Vergessenheit.

Das Gefühl, dass der Islam durch alle Versuche ihn zu vergeistigen oder zu vertiefen seinem ursprünglichen Wesen immer mehr entfremdet worden sei, hat sich bei den Moslimen nicht selten geltend gemacht; man hat deshalb fast in jedem Jahrhundert ihn von fremden Elementen zu reinigen und die Frömmigkeit der ersten Zeit zurückzuführen gesucht. Schon im ersten Jahrhundert war die Partei der Charidschiten, die am untern Euphrat ihren Hauptsitz hatte, gegen die Verweltlichung des Chalifates und die Veräusserlichung der Frömmigkeit aufgetreten; mit Heldenmuth hatten sie für ihren Glauben gekämpft

und standhaft das schwerste Märtyrerthum erduldet, allein sie waren zuletzt nach langen Kämpfen und furchtbaren Metzeleien den Statthaltern der Omajjaden erlegen. Ebenso hatten die Chalifen und die orthodoxe Geistlichkeit, besonders die Secte der Hanbaliten, gegen die Schiiten, die Sufis und die Motaziliten Jahrhunderte hindurch mit den Waffen des Wortes und noch öfter mit denen der Gewalt gekämpft. Aber wenn es ihnen auch gelungen war, den Motazilitismus zu unterdrücken, so hatten sie doch der Verbreitung des Schiitismus, des Sufismus und der Heiligenverehrung nicht zu wehren vermocht.

Der gewaltigste Versuch, den Islam von allen fremden Elementen zu reinigen, war die Bewegung der Wahabiten, die, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnend, etwa siebenzig Jahre lang Arabien erschütterte. Ein Nordaraber, Mohammed ibn Abd al Wahab, der in Medina, Damascus und auf andern Hochschulen des Ostens studirt hatte, begann den Nomadenstämmen Arabiens, die sich bis dahin um den Islam wenig bekümmert hatten, zu predigen und gewann, nachdem der erste hartnäckige Widerstand gebrochen war, grossen Anhang. Von hanbalitischen Grundsätzen ausgehend, eiferte er besonders gegen die Heiligenverehrung. Er erklärte dieselbe für Götzendienst und verlangte, dass man auf die Fürbitte der Heiligen, auch auf die des Propheten, gänzlich verzichte und allein auf Gott vertraue. Sodann verbot er jede Pracht beim Gottesdienst, ebenso Rosenkränze, seidene Kleider und den Tabak. Wie das Schwert einst dem Islam zum Siege verholfen hatte, so sollte es ihn auch reformiren; der heilige Krieg gegen die »Götzendiener« wurde den Gläubigen zur Pflicht gemacht. Der Häuptling Mohammed ibn Saud, der sich dem Reformator angeschlossen hatte, hinterliess im Jahre 1765 seinem Sohne Abd al Aziz ein mächtiges arabisches Reich mit der Hauptstadt Darijjah. Dasselbe dehnte sich rasch weiter aus. Wie einst nach dem Tode des Propheten, so brachen jetzt arabische Heere in die Nach-

barländer ein, Sonniten und Schiiten als Feinde behandelnd, mit Mord und Verwüstung ihren Weg bezeichnend. Der Grimm der Wahabiten richtete sich besonders gegen die Heiligengräber. Im Jahre 1801 wurde Kербela genommen und die prachtvolle Moschee über dem Grabe des Aliden Hosain zerstört. Fünftausend Menschen kamen an der heiligen Stätte um, und unermessliche Beute wurde nach Arabien geführt. Saud II., der 1803 zur Herrschaft gelangte, eroberte kurz nach dem Antritt seiner Regierung Mekka; man zerstörte die Heiligengräber, und reinigte das Heiligthum, indem man alles Gold und Silber aus dem Tempelschatz wegführte und die Kramläden entfernte. Sogar der schwarze Stein wurde in Stücke zerschlagen, da man in seiner Verehrung Götzendienst sah. Im folgenden Jahre wurde auch Medina erobert und das Grab des Propheten seines Schmuckes beraubt.

Saud II. bemühte sich nicht ohne Erfolg, strenge Sitte und geordnete politische Verhältnisse in seinem Reiche einzuführen; es schien, als sollte der Geist der ersten Chalifen in Arabien wieder zur Herrschaft kommen. Allein der Pascha von Egypten, Mohammed Ali, brach die Macht der Wahabiten; in den Jahren 1812 und 1813 entriss er ihnen die heiligen Städte, 1818 wurde auch Darijjah erstürmt und zerstört und Abdallah, der Sohn und Nachfolger Sauds II., gefangen und in Constantinopel enthauptet.

Seither ist die Macht der Wahabiten wieder langsam gewachsen; es ist nicht unmöglich, dass früher oder später ein neuer Sturm losbricht, aber dass der Islam dadurch auf die Dauer reformirt werde, lässt sich nicht erwarten. Denn wo eine nur einigermaßen höhere Cultur herrscht als bei den arabischen Halbnomaden, lassen sich die wahabitischen Grundsätze nicht durchführen, und überdiess würde die religiöse Armuth des ursprünglichen Islam die Menschen immer auf's Neue veranlassen, ihre Zuflucht zu fremden religiösen Ideen zu nehmen.

Die wahabitische Bewegung hat ihre Spuren weithin verbreitet, bis tief nach Afrika und Ostasien hinein. In Tingilkum fand der Reisende Barth im Jahre 1850 eine Secte, welche gegen die Heiligen eiferte und deren Gräber verfallen liess; ähnlichen Tendenzen begegnete er bei einem Stamm im Gebiete von Tripolis; es gilt dort als Gotteslästerung, wenn ein Moslim sich als Sklaven des Propheten bekennt.

In Sumatra entstand zu Anfang dieses Jahrhunderts die Reformbewegung der Padris, wahrscheinlich durch Pilger hervorgerufen, die in Mekka mit den wahabitischen Ideen bekannt geworden waren. Die genaueste Befolgung der Korangesetze wurde jedem Moslim zur Pflicht gemacht und auf ihre Uebertretung der Tod gesetzt. Tabak, Opium, Betel, Hazardspiel und Hahnenkämpfe wurden verboten; den Widerspänstigen erklärte man den Krieg. Erst im Jahre 1840 gelang es den Holländern die Macht der Padris zu brechen.

In Britisch-Indien trat als Reformator des Islam ungefähr gleichzeitig Sayid Ahmed auf; auch er stand mit den Wahabiten in Verbindung. Seine Anhänger haben zur Neubelebung des Islam in Indien bis in die jüngste Zeit nicht wenig beigetragen.

Einen andern Reformversuch, jedoch mehr auf sufisch-schiitischer Grundlage, hat in neuester Zeit Persien gesehen. Ein aufrichtig frommer, sittenreiner junger Mann, Ali Mohammed aus Schiras, der im Jahre 1835 in Kerbela studirt hatte, empfing, während er in Kufa vierzig Tage in Gebet und Fasten zubrachte, göttliche Offenbarungen. Tagelang blieb er schweigsam, als wäre er der Welt entrückt, dann liess er wieder in hinreissender Beredsamkeit ausströmen, was sein Inneres erfüllte. Er eiferte gegen religiöse Misstände, besonders gegen die Sünden der Geistlichkeit. Seine Anhänger nannten ihn Bab, d. h. Pforte, weil er versichert hatte, dass nur durch ihn der Weg zu Gott führe. Das Volk sah in ihm den verheissenen Mahdi.

Als er in Kerbela zu lehren begann, sammelten sich Tausende von Schülern um ihn, und durch das ganze Land wurde die heilbringende Lehre vom Bab gepredigt.

Sein dogmatisches System war eine sufische Emanationslehre; aus der grenzenlosen Urgottheit sollte ein Demiurg, aus diesem das All hervorgegangen sein. Durch Propheten wie Mohammed und Bab und einen letzten, grössern, der nach ihm kommen würde, sollte die Welt in Gott zurückgeführt werden. Wichtiger als seine Emanationstheorie sind die socialen Reformen, die er anstrebte, besonders seit er bei einer Wallfahrt nach Mekka mit Wahabiten in Berührung gekommen war; er verbot die Ehescheidung und die Ehe auf Zeit und suchte die Stellung des weiblichen Geschlechtes zu verbessern. Von seinen Feinden wurde ihm, wahrscheinlich mit Unrecht, nachgesagt, er habe auch Güter- und Weibergemeinschaft gepredigt. Die Geistlichkeit verklagte ihn beim Schah; vergeblich bat er um eine Disputation mit ihr, er wurde in sein Haus in Schiras eingeschlossen, aber achtzehn Apostel, die er ausgesandt, und viele andere Missionäre wirkten für ihn weiter. Unter ihnen war auch ein junges Mädchen von ausserordentlicher Schönheit, das trotz den flehentlichen Bitten seiner Eltern öffentlich ohne Schleier predigte und durch seine erschütternde Beredsamkeit Tausende für Babs Lehre gewann. Als Babs Anhänger, wohl gegen seinen ursprünglichen Willen, Gewalt zu brauchen begannen, wurde er gefangen genommen und zum Tode verurtheilt; er endete im Jahre 1849 zu Tebris unter den Säbelhieben und Kugeln persischer Truppen. Die Secte aber erhielt sich; im Jahre 1852 wurde durch drei Glieder derselben ein Mordanfall auf Nasreddin Schah gemacht. Nun begannen furchtbare Verfolgungen. Die »Babis« starben mit Heldenmuth. In Teheran sah man Frauen und Kinder zur Hinrichtung ziehen mit brennenden Dochten in den offenen Wunden und unter dem Gesang:

»Wir kommen von Gott und kehren zu ihm zurück.«

Der Islam hat wenige Erscheinungen aufzuweisen, welche uns so wohlthuend berühren, wie die Persönlichkeit Babs. Sein Character, sein Auftreten und besonders sein Ende erinnern in merkwürdiger Weise an Jesus *). Wir können nur beklagen, dass eine so reine, edle Gesinnung keine Besserung herbeizuführen im Stande war, weil Babs Werk auf ungesunder dogmatischer Grundlage ruhte.

Fassen wir das Ergebniss unserer bisherigen Untersuchung kurz zusammen, so werden wir sagen können: Sofern der Islam eine grosse Zahl Völker aus dem Heidenthum herausgerissen und ihnen den Glauben an Einen Gott, an eine Vorsehung und ein künftiges Leben mit Lohn und Strafe eingepflanzt und damit die Keime einer höhern Sittlichkeit gegeben hat, ist er der Welt zum Segen geworden. Er hat viel heidnischen Greuel abgeschafft, viel Roheit überwunden, manch tieferes Gefühl und höheres Streben geweckt und in der Noth des Lebens unzähligen Menschen Trost gewährt. Diejenige Art von Frömmigkeit, über die auch in der Christenheit nur ein kleiner Bruchtheil hinaus kommt, Gott fürchten und recht thun, hat er in seiner orthodoxen Form nicht selten zu Stande gebracht; besonders im Westen, wo er weniger von den altasiatischen Ideen angefochten wurde, hat längere Zeit eine relativ gesunde gesetzliche Frömmigkeit geherrscht. Allein als eine wahrhaft erlösende Macht hat er sich doch nicht bewiesen. Nur dem götzendienerisch gewordenen Christenthum der orientalischen Kirche gegenüber hatte er ein gewisses Recht, sonst aber kann er sich mit keiner auch nur halbwegs gesunden Form des Christenthums messen. So einfach und einleuchtend die Lehre des Islam der christlichen gegenüber scheinen mochte, sie hat sich doch bald als

*) Genaueres bei A. v. Kremer, *Gesch. der herrsch. Ideen*, S. 202 ff.

Gobineau, *Les Religions et les Philosophies dans l'Asie centrale*, p. 145 ff.

Mirza Kazem Beg, im *Journal asiatique*, Paris, 1866.

durchaus widervernünftig und religiös wenig fruchtbar erwiesen. Tiefere religiöse Bedürfnisse hat sie auf die Länge nie befriedigt; eben darum haben fremde, sogar heidnische Einflüsse sich mit so ungeheurer Macht geltend machen können. Alle Versuche den Islam zu vertiefen oder zu reformiren sind fruchtlos geblieben; es sind daraus durchaus ungesunde Formen des religiösen Lebens hervorgegangen; das Ende war gewöhnlich finsterer Fanatismus oder Gleichgiltigkeit gegen alle Religion.

Zwar auch das Christenthum hat selten eine ganz reine Religiosität und Sittlichkeit zu Stande gebracht; die grosse Mehrzahl der Christen wird sich von Gott, seiner Offenbarung und dem zukünftigen Leben nicht wesentlich reinere Vorstellungen machen als Mohammed und die bessern Theologen des Islam sie gehabt haben; Formelwesen, Mysticismus, Heiligenverehrung, wahabitischer Fanatismus und Schlimmeres haben sich auch im Christenthum gezeigt. Allein es ist, wie wir schon früher zu zeigen versucht haben, doch ein fundamentaler Unterschied vorhanden. Das Christenthum ist auf ein wahres Princip gebaut, und so oft man auch diesem Princip untreu geworden ist, es hat dasselbe in einer kleinen Minderzahl seiner Anhänger doch jederzeit Ausdruck gewonnen und immer auf's Neue sich als eine Macht bewiesen, welche die ungesunden fremden Elemente zu überwinden vermag. Für den Islam liegt die Sache anders, weil er auf ein falsches Princip gegründet ist. Die krankhaften religiösen Erscheinungen sind entweder folgerichtige Aeusserungen dieses Princips, oder sie erhalten wenn sie fremden Ursprungs sind, ein gewisses Recht dadurch, dass sie die Mängel islamitischer Religiosität, allerdings wieder auf verkehrte Weise, ausfüllen. Für diesen Unterschied haben nun freilich wenige Beurtheiler des Islam ein Auge gehabt; die meisten haben zwischen ihm und dem Christenthum nur eine graduelle Verschiedenheit in Bezug auf die Reinheit der

religiösen Vorstellungen und der Sittenlehre finden wollen und glauben darum an eine allmähliche Vervollkommnung des Islam.

Wir möchten hoffen, dass es uns gelungen sei, durch die vorstehenden Capitel den von uns behaupteten Unterschied und seine Tragweite auch dem nichttheologischen Leser einigermaßen verständlich zu machen. Wer diesen Unterschied nicht sollte gelten lassen, dem wird die Schwäche oder richtiger die verderbliche Macht des Islam deutlich genug in's Auge fallen, wenn wir von dem religiösen zu den andern Gebieten des Lebens übergehen und den Einfluss des Islam auf die natürlichen Lebensordnungen und die gesammte Culturentwicklung untersuchen.

V.

DAS LEBEN DER FAMILIE.

Dass für eine gedeihliche Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ein gesundes Familienleben die unentbehrliche Grundlage sei, wird allgemein zugestanden. Ebenso das Andere, dass nur da das Leben der Familie normal beschaffen sei, wo das Weib die Gehilfin des Mannes ist. Es erhebt sich uns daher die Frage, wie sich in der islamitischen Welt das Leben der Familie gestaltet habe; dabei wird das Hauptgewicht auf die Frage gelegt werden müssen, welche Stellung durch den Islam dem Weibe angewiesen werde.

Mohammed traf im häuslichen Leben der Araber Misstände, die er zu beseitigen für nothwendig erachtete *). Bei der grossen Masse der Beduinen wie der Städtebewohner war die Polygamie herrschend geworden. In Medina sollen acht bis zehn Frauen die Regel gewesen sein. Bei den Armen war das Weib die Sclavin, bei den Reichen das Spielzeug des Mannes; keine festen Gesetze boten ihm Schutz. Es war auf die Achtung angewiesen, die es sich durch seine persönlichen Vorzüge zu erringen wusste. Deshalb war die Lage der Frauen mit Ausnahme der Araberinnen aus den edelsten Geschlechtern eine sehr ge-

*) G. Weil, Gesch. der islamit. Völker. S. 37.

drückte. Die Ehescheidung war sehr leicht; es bedurfte dazu von Seiten des Mannes nur des Wortes, das die Entlassung aussprach. Vom Erbrecht waren die Frauen gänzlich ausgeschlossen, dagegen wurden sie von den Verwandten des Verstorbenen wie eine Sache geerbt. Diess hatte häufig die später als »hassenswerth« bezeichneten Heirathen zwischen Stiefsohn und Stiefmutter zur Folge. Dass ein Araber zwei Schwestern zu Frauen hatte, war nichts Seltenes; auch die »Genussehen«, die auf bestimmte Zeit gegen Bezahlung geschlossen wurden, waren sehr verbreitet. Aermere Araber überliessen ihre Frauen gegen Lohn andern Männern, und bei manchen Stämmen pflegte man den Gast dadurch zu ehren, dass man ihm Frau oder Tochter überliess.

Mohammed trachtete die Stellung des Weibes zu verbessern; er empfahl dem Manne grossmüthige Milde, wie sie dem Stärkern gegenüber dem Schwächern ziemt. Nach guter Ueberlieferung hat er gesagt: »Behandle das Weib mit Rücksicht; denn sie ist aus einer gekrümmten Rippe gebildet, und das Beste an ihr trägt die Spuren der gekrümmten Rippe. Wenn du sie gerade zu biegen suchst, wird sie brechen; wenn du sie lässt wie sie ist, wird sie fortfahren gekrümmt zu sein. Behandle das Weib mit Rücksicht.« In der letzten Predigt soll er gesagt haben: »Ihr habt Rechtsansprüche auf euere Weiber und sie haben Rechtsansprüche auf euch. Sie sind verpflichtet, ihre eheliche Treue nicht zu verletzen noch eine Handlung von offenbarem Unrecht zu begehen. Thun sie dergleichen, so habt ihr die Macht sie mit Peitschen zu schlagen, aber nicht streng (d. h. nicht so, dass ihr Leben gefährdet wird). Doch wenn sie davon ablassen, so kleidet und nährt sie, wie es sich geziemt. Behandelt eure Frauen wohl; denn sie sind bei euch wie Gefangene; sie haben nicht Macht über irgend etwas, was sie angeht« *).

*) Muir, Life of Mahomet. IV. p. 239.

Der Prophet blieb aber nicht bei allgemeinen Ermahnungen stehen, sondern suchte durch bestimmte Gesetze dem Weibe eine feste rechtliche Stellung zu geben *). Er beschränkte die Zahl der rechtmässigen Gattinnen auf vier und gestattete auch diese Zahl nur dem Manne, der im Stande war, seinen Frauen einen gewissen Comfort zu gewähren. Eheliche Treue und durchaus gleichmässige Behandlung der Frauen machte er dem Manne zur Pflicht. Eine mündige Frau darf zur Heirath nicht gezwungen werden. Bei der Hochzeit muss der Mann seiner Frau ein gewisses Heirathsgut zusichern, das bei der Scheidung ihr Eigenthum bleibt; auch kann die Frau gewisse Bedingungen stellen, z. B. dass der Mann keine zweite Frau nehme, und dass er sie nicht von ihrem Geburtsort, wo sie des Schutzes ihrer Verwandten geniesst, wegführe. Das Weib kann nicht geerbt werden, sondern wird selbst erbberechtigt; eine Tochter erbt halb so viel als ein Sohn. Die Heirath innerhalb gewisser Verwandtschaftsgrade wird verboten; die Bestimmungen hierüber treffen im Wesentlichen mit denen des mosaischen Gesetzes zusammen. Ebenso darf ein Mann nicht zwei Schwestern gleichzeitig zu Frauen oder Concubinen haben, und wer sich mit einer Frau vergangen hat, darf deren Tochter nicht heirathen.

Durch diese Bestimmungen, wie sie theilweise durch den Koran, theilweise durch die Sonna gegeben sind, ist ohne allen Zweifel das Loos des Weibes bei den untern Classen der Araber wesentlich verbessert worden; die Willkür des Mannes ist eingeschränkt, dem Weibe ein gesetzlicher Halt gegeben, so dass es nicht mehr bloss auf den Schutz seiner Verwandten oder auf die Macht seiner persönlichen Vorzüge angewiesen ist. Leider aber sind diese Bestimmungen durch eine Reihe anderer

*) v. Kremer, Culturgeschichte, I. S. 487 ff. N. v. Tornauw, Das Moslimische Recht. Leipzig 1855. S. 175.

sehr beeinträchtigt worden, so vor Allem durch die Gesetze über die Ehescheidung. Der Mann kann jeden Augenblick, sobald es ihm beliebt, ohne Angabe eines Grundes die Scheidung aussprechen. Er muss seiner Frau dann allerdings das Heirathsgut verabfolgen und ihr über ihre Iddahzeit, d. h. über die dreimonatliche Frist, während welcher sie sich nicht wieder verheirathen darf, oder bis zu ihrer Entbindung den Unterhalt gewähren.

Allein diese schützende Massregel hat wenig zu bedeuten; denn wenn die Frau durch Ungehorsam die Scheidung veranlasst hat, oder wenn der Mann »die Gebote Gottes nicht erfüllen zu können« fürchtet, falls er das Gut herausgiebt, so darf er einen Theil desselben oder das ganze behalten.

Gänzlich fremd ist dem Koran der Gedanke, dass die Frau auf Scheidung dringen könnte. Allerdings hat das moslimische Recht hierüber einige Bestimmungen getroffen; es kann das Weib bei gewissen Gebrechen des Mannes oder bei hoffnungslosem ehelichem Zwist Scheidung verlangen, aber dann hat es den Mann zu entschädigen oder auf das Heirathsgut zu verzichten. Um allzu häufigen, leichtsinnigen Scheidungen vorzubeugen, ist festgesetzt, dass der Mann die Geschiedene nur zwei Mal wiederheirathen darf, eine Bestimmung die ihre Bedeutung dadurch gänzlich verliert, dass eine dritte Wiederheirath gestattet ist, sobald die Frau inzwischen einem andern Manne gehört hat. Wichtiger ist, dass die ausgesprochene Scheidung unwiderruflich gilt, wenn sie durch Zeugen beglaubigt ist; manche Frau ist aus drückender Knechtschaft befreit worden, weil der Mann in der Hitze des Zorns sein »du bist entlassen« sprach.

Nicht weniger verderblich als die Scheidungsgesetze haben die Vorschriften des Korans über die Verhüllung der Frauen gewirkt. Ein Mann darf nur seine eigenen Frauen und Slavinnen unverschleiert sehen und solche Frauen, welche er wegen

zu naher Verwandtschaft nicht heirathen darf. In Sure 24 heisst es: »Sage den gläubigen Frauen, dass sie ihre Augen niederschlagen und sich bewahren vor Unkeuschheit und ihre Reize (dazu gehört ganz besonders auch das Angesicht) nicht entblößen, ausser was nothwendig erscheinen muss, und dass sie ihren Busen mit dem Schleier verhüllen sollen. Sie sollen ihre Reize nur vor ihren Ehemännern zeigen oder vor ihren Vätern u. s. w.« Und in Sure 33: »Sage, o Prophet, deinen Frauen und Töchtern und den Frauen der Gläubigen, dass sie ihr Uebergewand *) umwerfen sollen, wenn sie ausgehen; so ist's schicklich, damit man sie als ehrbare Frauen erkenne und nicht beleidige.« Das Weib ist durch diese Bestimmungen von allem geselligen Verkehr mit dem andern Geschlechte und von der Theilnahme an allen geistigen Interessen ausgeschlossen worden; es bleibt zeitlebens in den engen Kreis des Hauses gebannt, und geistige Ausbildung ist ihm beinahe unmöglich gemacht.

Was Mohammed zu dieser Einschränkung der Frauen bewog, waren ohne Zweifel zunächst die mancherlei Versuchungen, denen er in der lockern Gesellschaft der reichen Städter das Weib ausgesetzt sah. Es fehlte dort nicht an leichtsinnigen Lebemännern, welche durch ihre Künste der weiblichen Tugend gefährlich wurden. Den tiefsten Grund für die Haremsgesetze haben wir aber in dem Misstrauen und der Eifersucht des Propheten zu suchen. Er traute dem Weibe wenig Gutes zu, namentlich in Bezug auf eheliche Treue. Der Ueberlieferung zufolge hat er gesagt, die meisten Weiber kämen in die Hölle. Mohammed wusste überdiess nur zu gut, wie gefährlich es für einen Mann werden kann, wenn seine Frau den begehrliehen Blicken fremder Männer ausgesetzt ist. Hatte doch er selbst

*) Ein Gewand, das die Frauen vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt und nur vor den Augen eine kleine Oeffnung hat.

seinen Adoptivsohn Zaid zur Scheidung von seiner Gattin genöthigt, nachdem er einmal ihr Gesicht gesehen hatte.

In Zusammenhang mit der Eifersucht des Propheten mag auch die harte Strafe stehen, welche bei Ehebruch über das Weib verhängt wird. Der Koran befiehlt, das Weib, welches durch vier Zeugen des Ehebruchs überführt ist, im Hause einzukerkern, bis der Tod sie befreit oder Gott ihr ein Befreiungsmittel an die Hand giebt. Später liess man dem Weibe die Wahl zwischen Einkerkierung und Steinigung. Gemildert wird die Strenge des Gesetzes dadurch, dass vier Zeugen erforderlich sind, um den Ehebruch zu beweisen. Wer ein Weib dieses Vergehens bezichtigt, ohne den Beweis dafür erbringen zu können, erhält achtzig Peitschenhiebe. Der Ehemann kann die vier Zeugen durch einen fünffachen Eid ersetzen, jedoch steht es der Frau frei, sich durch denselben Eid zu reinigen, und wenn sie diess thut, ist die Ehe gelöst.

Für den Character des Propheten und für die Art seiner Gesetzgebung ist es bezeichnend, dass die Bestimmungen über den Erweis des Ehebruchs erlassen wurden, als ihm durch die Verdächtigung seiner Gattin Aïscha Verlegenheiten erwachsen waren, wie denn überhaupt die Bestimmungen, welche das Leben der Frauen angehen, grossentheils Gelegenheitsgesetze sind oder im besten Fall Compromisse zwischen einem höhern Ideal und arabischer »Herzenshärte.« Der Gesetzgeber, der auf die bestehenden Verhältnisse Rücksicht nehmen muss, hat hier, wie fast überall in den Vorschriften des Korans, den Sieg davon getragen über den Propheten, der, unbekümmert über das augenblicklich Erreichbare, seine Principien mit ganzer Schärfe in die Welt wirft.

Jedenfalls hat der Prophet die Würde des Weibes nicht richtig erfasst und ihm die Stellung der dem Manne ebenbürtigen Gefährtin nicht eingeräumt. Als die Krone der Schöpfung gilt der Mann; das Weib ist zu seinem Genuss da, hat aber aller-

dings als vernünftiges, fühlendes Wesen auf Schonung Anspruch. Die Beschränkung der Zahl der rechtmässigen Frauen auf vier verliert ihre Bedeutung dadurch fast gänzlich, dass dem Manne der Umgang mit einer unbeschränkten Zahl von Slavinnen gestattet ist. Die Vielweiberei und damit die Knechtung des Weibes ist dadurch in ihrem vollen Umfange aufrecht gehalten, ja förmlich sanctionnirt worden, und dadurch sind, wie wir sehen werden, die verderblichsten Folgen für das häusliche, sociale und sogar politische Leben unausweichlich geworden *).

Zwar scheinen manche Thatsachen dafür zu sprechen, dass eine hohe Stellung des Weibes und echtes Familienleben mit dem Islam vereinbar sei. In den ersten Jahrhunderten der Hedschra finden wir manche edle Frau, welche als ebenbürtige Gehilfin ihrem Manne zur Seite steht.

Die Gattinnen des Propheten genossen nach dessen Tode grosses Ansehen. Es ist bekannt, wie Aïscha auf einem Kameele sich mitten in's Schlachtgewühl tragen liess und in der Politik eine bedeutende Rolle spielte. Als ein Beispiel der hohen unabhängigen Frauen steht eine andere Aïscha da, die Nichte der Prophetengattin. Sie nahm sich unter Anderm die Freiheit, öffentlich ohne Schleier zu erscheinen, indem sie sagte: »Gott hat mir das Siegel der Schönheit aufgedrückt, und mir ist es lieb,

*) Man kann häufig die Behauptung hören, die Vielweiberei sei in südlichen Ländern eine Nothwendigkeit, weil dort das Ende der Zeugungsfähigkeit beider Geschlechter zu weit auseinander liege; die Männer sollen sie oft bis zum achtzigsten Jahre behalten, die Frauen sie mit dem fünfunddreissigsten bis vierzigsten verlieren. Dabei läuft aber viel Uebertreibung mit unter. Bei den Arabern wird angenommen, das ein Weib bis zum fünfundfünfzigsten Jahre Kindersegen bekommen könne. In sehr vielen Fällen hängt das frühe Aufhören der Zeugungsfähigkeit mit allzufrüher Verheirathung zusammen. Bei Männern ist in den Ländern des Islam frühzeitige Impotenz sehr häufig, und zwar gerade als Folge der Polygamie. Ist diese eine Nothwendigkeit, warum ist sie dann bei den untern Ständen so selten?

wenn man es sieht und daraus die Gnade Gottes erkennt. Deshalb werde ich mein Antlitz nicht verhüllen; denn es ist bei Gott kein Fehl daran." Die Frauen der höhern Stände bewegen sich in der Zeit der Omajjaden und ersten Abbasiden sehr frei; ohne Anstoss zu erregen, empfangen sie in ihrer Wohnung männliche Besucher; sie verkehren mit Dichtern, Sängern und Gelehrten und gehen zur Stunde des Gebets zur Moschee wie die Männer. Eine Omajjadenprincessin betheiligt sich sogar bei einem Wettrennen. Der edle Araber wählt seine Gattin nur aus edelm Geschlecht; nur der Sohn einer adligen Araberin kann Chalif werden. Mit Dichtkunst und Wissenschaft sehen wir viele Frauen sich beschäftigen, an den Hochschulen des Westens wie des Ostens finden wir zum Theil noch in ziemlich später Zeit Professorinnen. So lehrte im zwölften Jahrhundert n. Chr. Schohda, »der Stolz der Frauen" im eigenen Hause zu Bagdad vor einer zahlreichen Hörschaft, und in Damascus trägt noch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine Frau, »die Meisterin der Juristen", ein staatsrechtliches Werk vor.

Auch bei den untern Ständen ist die Stellung der Frau in sehr vielen Fällen eine durchaus würdige. Mit dem Aufhören der grossen Eroberungen und des reichen Zuflusses an Geldmitteln gewinnt bei den untern Classen die monogamische Richtung die Oberhand. Die Frau waltet als Herrin des Hauses, es entwickelt sich ein echtes Familienleben, Leid und Freude sind den Gatten gemein und Züge rührender ehelicher und kindlicher Liebe, edler Entsagung und Aufopferung von beiden Seiten, werden viele erzählt. Einen Charidschitenhäuptling, der in's Feld ziehen soll, hören wir klagen: »Die Liebe zum Leben erhöhten mir meine Töchter; hilflos sind sie, und ich besorge, dass sie, wenn ich sterbe, das Elend kennen lernen, und dass sie trübes Wasser werden trinken müssen nach reinem Tranke."

Zur Zeit Harun ar. Raschids singt ein Dichter:

»Nach der Herrin meines Hauses
Währt schon lang mein Grämen.
Wüsst ich nur, ob je die Trennung
Soll ein Ende nehmen!
Ach, für sie entsagt' ich gerne
Allen Diademen!»

Der ritterliche Dichter Abu Firas, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts n. Chr. lebte, spricht als Gefangener: »Wäre meine Mutter nicht, ich würde nicht Lösegeld zahlen, mich zu befreien, sondern sterben, aber sie könnte leiden von des Krieges Wildheit» *).

Auch in »Tausend und eine Nacht» begegnen wir noch Spuren ähnlicher Verhältnisse. Ein grosser Irrthum aber wäre es, in solchen Zügen eine Frucht des Islam zu sehen; sie sind ein Ausfluss des Geistes, der in den adligen Familien der Araber lebte. Bei ihnen finden wir, wie schon früher im Vorbeigehen bemerkt worden ist, eine ganz andere Behandlung der Frau als bei den gewöhnlichen Arabern. Aus der Hamasa, jener bekannten im neunten Jahrhundert nach Chr. zusammengestellten Liedersammlung, treten uns zahlreiche Beispiele tief empfundener Frauenliebe entgegen; nicht bloss äussere Schönheit sondern auch des Weibes Sittsamkeit und innerer Adel werden gefeiert. Ein alter arabischer Schriftsteller versichert: »Der echte Araber hatte nur Eine Geliebte und von der liess er nicht ab bis zum Tode und dasselbe gilt von ihr.» Bei den reichen Städtebewohnern verkehrten die Frauen sehr frei in der Gesellschaft; sie verschönerten die Gastmähler und nahmen auch an religiösen Festen Theil, ja es hatte sich sogar ein ritterlicher Minnedienst entwickelt, wie wir ihn später im Abendlande finden. So blieb noch lange in den Kreisen der arabischen Aristokratie dem Weibe eine höhere und freiere

*) Die angeführten Beispiele sind A. v. Kremers Culturgeschichte des Orients (II. Bd. S. 94 ff.) entnommen.

Stellung, als sie der Islam ihm zugestand. Der strenggläubigen Geistlichkeit waren solche Zustände ein Greuel; sie klagte über den Unfug, dass Männer und Frauen in der Moschee sich gegenseitig die Andacht störten, und schalten auf den freien Verkehr der Frauen im geselligen Leben. Ihre fromme Entrüstung über die Leichtfertigkeit der Frauen und ihre gleichzeitige Freude an einem reichbesetzten, den Blicken der Welt entzogenen Harem stehen in schönster Harmonie mit der Sinnesweise des Propheten und den Gesetzen des Korans. Je mehr sie daher diese zur Geltung bringen konnten, desto mehr wurde das Weib herabgesetzt. Allerdings nicht ihnen allein gehört die Schuld der Zerstörung eines gesunden Familienlebens; durch verschiedene Umstände hatte der Verkehr der beiden Geschlechter und das Leben bei den höhern Ständen sich so gestaltet, dass die strenge Befolgung der Korangesetze als ein Gewinn für die Sittlichkeit erscheinen konnte.

In den ersten Zeiten des Islam war für die Araber die möglichst starke Vermehrung ihrer Familien wünschenswerth, da man die Welt zu beherrschen hatte und dazu vieler Leute bedurfte. Eine zahlreiche Familie zu erhalten hatte nicht die mindeste Schwierigkeit, weil die Reichthümer der alten Culturländer den Eroberern zur Verfügung standen; wir finden daher arabische Familien, welche tausend, ja mehrere tausend Köpfe zählen. Je grösserer Werth aber auf die Zahl gelegt wurde, desto weniger Aufmerksamkeit konnte man dem Adel der Race schenken; die edeln Araberinnen wurden nicht mehr gesucht, man lernte die Reize der ausländischen, im Osten besonders die der türkischen, Slavinnen würdigen. So aber gingen die Reinheit der Race und der arabische Stammesgeist verloren, und das Familienleben wurde zu Grunde gerichtet. Das Haremsleben mit allen seinen Schattenseiten entwickelte sich nun, und das um so rascher, als der Koran es begünstigte. In den Häusern der Vornehmen wuchsen zwanzig, dreissig und

mehr Söhne und ungezählte Töchter auf, und da der Vater sich um die vielen Kinder nicht kümmern konnte, waren dieselben völlig den Einflüssen ihrer meist völlig ungebildeten, im besten Falle einseitig musicalisch gebildeten Mütter preis gegeben, deren Leben in Sinnengenuss und Intriguen aufging; sie wurden Zeugen des leichtfertigen, sittenlosen Lebens, das im Harem herrschte, der Intriguen, die eine Frau gegen die andere, oder alle zusammen gegen den Herrn des Hauses anzettelten; ihre Phantasie wurde verdorben durch die rücksichtslose Art, wie die Geheimnisse des Geschlechtslebens vor ihnen besprochen wurden. So wuchs ein Geschlecht heran, das, allen höhern Interessen fremd, nur in den Freuden des Harems Befriedigung suchte. Die vornehme Jugend verbrachte ihre Tage und Nächte in den Häusern der Sklavenhändler und verschleuderte ungeheure Summen im Verkehr mit den musicalisch gebildeten türkischen Sklavinnen. Brachte der Vater endlich seinen Sohn dahin, dass er eine edle Araberin heirathete, so wurde die Sache wenig besser. Die legitime Gattin wurde eifersüchtig bewacht und vernachlässigt, weil der blasirte Gatte an dem raffinirten Liebesspiel türkischer Sklavinnen grösseres Gefallen fand.

Natürlich kamen im Harem, wo der unsittliche Ton an der Tagesordnung war, zahllose unerlaubte Beziehungen zu Stande; da der Hausherr, wenn etwas davon offenkundig wurde, mit blutiger Strenge einschritt, nahm man seine Zuflucht zur Unnatur; der Harem wurde zur Brutstätte der Knabenliebe und aller unnatürlichen Laster. Schon zur Zeit Harun ar-Raschids waren diese Dinge in Bagdad und allen Grosstädten des Ostens allgemein verbreitet. Ursprünglich stand Steinigung darauf, gewöhnlich aber wurden höchstens Peitschenhiebe ertheilt. Unter der Regierung Mamuns wird in einem Pamphlet geklagt: »Unser Fürst lässt sich bestechen, unser Richter treibt Sodomiterei. O schmachvolle Regierung! Der Kadi straft den Ehe-

bruch und findet nichts zu bemerken gegen die Sodomiter." Der Kadi von Bassora, dem dieser Vorwurf gemacht wird, ein beim Chalifen in hoher Gunst stehender Mann, hielt sich zur Beförderung seiner Depeschen vierhundert Knaben *).

Auch da, wo man noch höhere Interessen kannte, war es mit der Sittlichkeit schlecht bestellt. Die wissenschaftlich oder künstlerisch gebildeten Frauen der höchsten Stände setzten sich über weibliche Zucht und Sitte ganz hinweg, in ihren Liedern herrscht häufig ein sehr leichtfertiger Ton, und aus ihren unerlaubten Verhältnissen machen sie kein Hehl. Die durch ihre dichterische Begabung ebenso sehr als durch ihre Schönheit berühmte Wallada spielte in Cordova die Rolle einer Hetäre, um deren Gunst die angesehensten Männer wetteiferten. Und Harun ar-Raschids Schwester, die als Dichterin und Modedame gefeierte Olajja, unterhielt mehrfach verbotene Beziehungen; so kletterte sie einst bei einem Liebesabenteuer mit Lebensgefahr über eine Dachrinne.

Wir brauchen kaum zu sagen, dass der Prophet solche Verhältnisse nicht gewollt hat. Die gute altarabische Sitte ist hauptsächlich durch fremde, persische und byzantinische Einflüsse zerstört worden. Auch am Hofe von Constantinopel herrschten damals solche Zustände; so ist z. B. das Eunuchenwesen von dorthier bei den Arabern eingedrungen. Ein moslimischer Theologe der ältesten Zeit sagt: »Die Sitte des Verschneidens stammt von den Byzantinern, und wunderbar ist es, dass gerade sie Christen sind und vor allen andern Völkern der Milde, der Humanität und der Barmherzigkeit sich rühmen. Diese Sitte genügt als Beispiel ihrer Grausamkeit, und dieses scheussliche Handwerk sei dir ein Beweis ihrer Roheit." Die Chalifen von Damascus bezogen ihre Eunuchen ursprünglich aus dem byzantinischen Reiche, und die von Cordova die ihrigen aus Frank-

*) A. v. Kremer, a. a. O. II. S. 130.

reich, besonders aus Verdun, wo die Juden weltberühmte Eunuchenanstalten hatten *).

Trotzdem fällt ein grosser Theil der Schuld an diesen Verhältnissen auf den Islam. Wenn das Christenthum auch Jahrhunderte lang ausser Stande war, gewisse Mängel des häuslichen Lebens, insbesondere die Unsitten des asiatischen Hoflebens, zu überwinden, so nimmt es doch eine principiell verurtheilende Stellung dazu ein, so dass sie früher oder später schwinden mussten. Anders der Islam. Zwar die unnatürlichen Laster, das Eunuchenwesen, das ganze sittenlose Leben, wie es in den Harems der Grossen immer geherrscht hat, will auch er nicht, aber die böse Wurzel, aus der diese Früchte mit Nothwendigkeit erwachsen, Polygamie und Haremsleben, lässt er bestehen, ja er macht sie zur Grundlage des Familienlebens und umgiebt sie mit dem Nimbus göttlicher Gebote. Unsittlichkeit wird die Folge sein, wo das Weib sich in die vom Koran gezogenen Schranken fügt, aber ebenso gut da, wo es nach grösserer Freiheit trachtet; denn dass es nur durch Uebertretung des göttlichen Gesetzes sich eine freiere Stellung in der Gesellschaft erringen kann, führt natürlich zu einer ungesunden, unsittlichen Freiheit.

So wurde es denn in der Welt des Islam nicht besser, als man sich in Betreff des häuslichen Lebens genauer nach den Vorschriften des Korans zu richten begann, wenn auch der leichte, freie Verkehr der beiden Geschlechter aufhörte. Wie wenig der Islam gesunde häusliche Verhältnisse herbeizuführen vermag, wird uns ein Blick in das Familienleben des mohamedanischen Orients in der Gegenwart zeigen. Wir fassen dabei besonders das Leben der höhern Stände in den islamitischen Culturländern in's Auge, da in ihm das Gesetz des Korans am vollständigsten zum Ausdruck gelangt ist, und da von

*) R. Dozy, Geschichte der Mauren in Spanien. Leipzig 1874. II. Bd. S. 39.

diesen Ständen aus der bedeutendste Einfluss auf die Gesamtentwicklung des Volkes und Staates geübt wird *).

Da der Koran dem Manne verbietet, eine andere als die eigene Frau unverschleiert zu sehen, lernt der Moslim seine Gattin in der Regel erst nach der Hochzeit kennen. Nachdem die Mutter oder eine Verwandte des heirathslustigen Jünglings oder eine Chatbeh, d. h. eine Frau, welche gewerbsmässig Heirathen vermittelt, eine für ihn passend scheinende Lebensgefährtin gefunden hat und beide Theile ihr Einverständniss erklärt haben, wird der Ehecontract in Gegenwart eines Geistlichen, doch ohne eigentlich religiöse Feier, geschlossen und die Braut in das Haus des Bräutigams geführt. Die Frauen heirathen früh, mit zwölf bis sechzehn Jahren, oft noch jünger. Sehr häufig sind die vom Koran empfohlenen Ehen zwischen Geschwisterkindern. Diese sind in der Regel dauernd, theils weil man sich durch die Bande des Blutes gebunden fühlt, theils weil die Eheleute sich gewöhnlich schon als Kinder kennen gelernt haben. Auch sonst sind Ehescheidungen seltener, als wir erwarten sollten, wahrscheinlich weil die Trennung des Hauses in zwei Hälften, von der sofort die Rede sein wird, kein so inniges Zusammenleben der Gatten möglich macht, wie wir es im Abendlande kennen, und weil darum die fehlende Zuneigung weniger störend empfunden wird. Sodann wird ein Mann nicht leicht ohne dringende Gründe eine Frau verstossen, die ihm Kinder geboren hat. Dennoch fehlt es nicht an leichtsinnigen Scheidungen. Lane sagt **): Es giebt in Egypten viele Männer, die im Laufe von zehn Jahren wohl zwanzig, dreissig und

*) Quellen: Melek-Hanum, Wife of H. H. Kibrizli-Mehemet-Pascha, Thirty years in the harem. Berlin 1872.

H. Vámbéry, Sittenbilder aus dem Morgenlande. Leipzig 1876.

J. E. Polak, Persien. Das Land und seine Bewohner. Leipzig 1865.

M. Lüttke, Aegyptens neue Zeit. Leipzig 1873.

**) Sitten und Gebräuche der h. Egypter, I. S. 196.

noch mehr Frauen geheirathet haben, und Frauen, die noch keineswegs in Jahren sehr vorgerückt sind, und die ein Dutzend und noch mehr Männer hintereinander gehabt haben. Ich habe von Leuten gehört, die gewohnt waren, fast jeden Monat eine andere Frau zu nehmen Doch muss ich hinzufügen, dass diese Aufführung in der Regel sehr getadelt wird, und dass wenige Eltern in den mittlern und höhern Ständen ihre Tochter einem Manne zur Ehe geben, der schon mehrere Frauen verstossen hat." Die Gesetze, welche leichtsinnige Scheidung erschweren sollen, z. B. das Gesetz, dass nach dreimaliger Scheidung eine Frau nicht wiedergeheirathet werden darf, wenn sie nicht inzwischen einem Andern gehört hat, oder das andere, nach welchem die Geschiedene während ihrer Iddahzeit von dem Manne unterhalten werden muss, weiss man sehr geschickt zu umgehen.

Von der Erlaubniss der Polygamie wird nicht in so weitem Umfange Gebrauch gemacht, als man sich im Abendlande gewöhnlich vorstellt. Lane hält dafür, dass unter zwanzig Männern nicht mehr als einer zwei Frauen habe. Vier Frauen sind sehr selten; gewöhnlich verzichtet der Mann dem Hausfrieden zuliebe auch auf das Recht, Concubinen zu halten, und Egypter wie Türken ziehen häufig sogar den Besitz einer Slavin der kostspieligen Erhaltung einer Frau vor. »Ein armer Mann," sagt Lane, »kann sich eher zwei oder mehrere Frauen nehmen, von denen jede im Stande ist, durch irgend eine Kunst oder Arbeit für ihren Unterhalt zu sorgen; in den höhern und mittlern Ständen aber werden die meisten durch die Kosten und Unannehmlichkeiten, welche daraus entspringen können, abgehalten, mehrere Frauen zu nehmen."

Vámbéry äussert sich über die Polygamie in folgender Weise *): »In den mohammedanischen Ländern — ich schrecke vor der

*) Sittenbilder. S. 21.

Kühnheit der Behauptung nicht zurück — wird unter tausenden von Familien höchstens eine einzige gefunden werden, in der man die legale Erlaubniss zur Vielweiberei in Anspruch nimmt. Beim türkischen, persischen, afghanischen und tatarischen Volke (d. h. bei den untern Ständen) ist sie unerhört, ja undenkbar, da mehrere Frauen auch eine grössere Haushaltung, grössern Reichthum und Aufwand bedingen. Eben so selten, und ganz vereinzelt, kommt sie bei den Mittelclassen vor. In den hohen und allerhöchsten Kreisen freilich, und das lässt sich nicht in Abrede stellen, wuchert diess sociale Uebel in erschreckender Weise.”

Vámbéry's Angaben mögen richtig sein, sofern sie sich auf die genannten Völker beziehen. Auf alle Theile der islamitischen Welt* findet seine Behauptung der Seltenheit der Polygamie nicht Anwendung. In den Städten Arabiens z. B. sind nach übereinstimmendem Zeugnisse der Reisenden mehrere Frauen durchaus nichts Ungewöhnliches, sondern die Regel, und die Araber in Jerusalem nehmen, sobald sie sich einen gewissen Unterhalt sichern können, drei oder vier Frauen; die allerärmsten haben wenigstens zwei *).

Das häusliche Leben der Neuvermählten gestaltet sich nach unsern Begriffen wenig anziehend. Das Haus des Moslims zerfällt in zwei getrennte Hälften, welche nur durch das Ansehen des Familienhauptes einigermaßen mit einander verbunden sind. Der eine Theil des Hauses, bei den Türken Selamlık, Begrüssungsplatz, genannt, bildet die Männerwohnung; der Harem, das Heiligthum, ist ausschliesslich für die Frauen bestimmt und darf von keiner andern männlichen Person als dem Hausherrn und seinen nächsten Verwandten betreten werden. »Es ist begreiflich,“ sagt Melek Hanum, »dass der Grad der Trennung, welche in türkischen Haushaltungen zwischen Männern und

*) H. Maltzan, Meine Wallfahrt nach Mekka. Leipzig 1865. II. S. 179.

Melek Hanum, Thirty years etc. I. p. 76.

Frauen besteht, am grössern oder geringern Wohlstande gemessen werden kann, in welchem die Familie lebt. Ein armer Moslim hat nur ein oder zwei Zimmer für sich und seine Familie, er ist gezwungen sich einzuschränken und darum isst, trinkt und schläft er als guter Familienvater mit seiner Frau und seinen Kindern. Der Mann des wohlhabenden Mittelstandes richtet seinen Haushalt auf viel orthodoxere Weise ein und fängt damit an, dass er eine greifbarere Demarkationslinie zwischen sich und seinem Harem zieht. Zwei oder drei Zimmer sind völlig vom übrigen Hause getrennt; diese bilden den Selamluk, der Rest des Hauses macht den Harem aus, den verbotenen Grund. Gehen wir nun zu dem Reichen, zu dem Pascha mit drei Rossschweiften oder zum Minister mit einem Portefeuille, so finden wir seinen Palast in grossem Stil eingerichtet und die Trennung zwischen Männern und Weibern noch vollständiger. Der Selamluk eines hohen Herrn umfasst ein völlig getrenntes Gebäude, und der Harem hat die Verhältnisse eines colossalen Palastes mit eisernen Thoren, vergitterten Fenstern und einem von hohen Mauern umgebenen Garten. Die Männer und Frauen, welche in diesen zwei Theilen des Hauses eingesperrt sind, bleiben gänzlich von einander geschieden und haben kein Mittel mit einander zu verkehren als durch Eunuchen oder durch die christlichen Dienerinnen, welche zum Harem gehören. Der Pascha, seine Söhne und nahen Verwandten, welche allein das Vorrecht freien Eintritts in den Harem haben, können ihn nur mittelst einer Art Brücke betreten, die durch eiserne Gitter abgeschlossen ist, und die man unter Begleitung und Aufsicht eines Eunuchen überschreitet."

Trotz dieser Abgeschlossenheit darf man sich das Haremsleben nicht als eine Art Gefangenschaft vorstellen. Die meisten Frauen dürfen ausgehen und Frauenbesuche machen oder solche annehmen, wenn sie wollen. In Constantinopel fahren oder reiten z. B. die Frauen der höhern Stände am Nachmittag nach den

Promenaden in der Umgebung der Stadt, um dort, auf Teppichen gelagert, mehrere Stunden zu plaudern, zu essen und Musik anzuhören. In Persien begiebt man sich zu den von schattigen Gärten umgebenen Heiligengräbern. Bei den Frauen der niedern Stände ist die Freiheit noch grösser; in Egypten z. B. sieht man sie öffentlich mit Männern scherzen. Die Frauen der höhern Stände, welche am meisten eingeschränkt und überwacht werden, empfinden diess in der Regel nicht als einen Druck; im Gegentheil, eine Frau meint leicht, dass ihr Mann sie vernachlässige und nicht genug liebe, wenn er ihr ungewöhnliche Freiheit gestattet.

Den getrennten Räumen des Hauses entspricht das Familienleben. Gemeinsame Mahlzeiten kennt man nicht; denn die Frau der höhern, häufig auch der niedern Stände darf nicht mit dem Eheherrn essen. Speist derselbe in seiner Wohnung, so wird er von seinen Dienern bedient, speist er im Harem, so wartet ihm die Frau auf. Sie kocht einen Theil der Mahlzeit, sie trägt auf, reicht dem Manne den Kaffee und stopft ihm die Pfeife. Die Tagesstunden im Harem werden ausgefüllt durch Besorgung der Toilette, durch Kinderpflege, weibliche Handarbeiten, z. B. Sticken von Tüchern und Schleiern, die man durch Vermittlung von Trödlerinnen verkaufen lässt. Häufig macht ein Harem dem andern einen Besuch; dann wird die Zeit durch Essen, Rauchen, Scherbet- und Kaffeetrinken verkürzt. Die Unterhaltung der Haremsdamen ist häufig in hohem Grade frivol. »Man ist,« sagt Vámbéry, »in der Wahl des Gesprächsgegenstands nichts weniger als scrupulös, und nichts ist peinlicher, als alte Matronen und junge Mädchen ein Thema ausführen zu hören, das selbst der Verworfensten ihres Geschlechts in Europa das Blut in die Wangen treiben würde.« Die Geheimnisse des ehelichen Lebens werden auch vor den Kindern ohne Scheu besprochen.

Ist genug geplaudert worden, so ruft man etwa eine Märchen-

erzählerin, oder man unterhält sich durch Gesellschaftsspiele oder durch den Tanz von Slavinnen, welche sich selbst mit einer Art Tamburin oder Trommel begleiten. Den Bewohnerinnen des Harems wird in der Regel auch gestattet, von ihren Gemächern aus den unsittlichen Erzählungen und Liedern zuzuhören, welche von Männern in der Männerwohnung vortragen werden, und den üppigen Tänzen zuzusehen, welche von öffentlichen Dirnen, oft auch von Männern in weiblicher Kleidung aufgeführt werden. Doch kennt man auch anständigere Unterhaltung. Bei häuslichen Festen z. B. unterhält man die Gäste durch Recitation einer Katme, d. h. des ganzen Korans, oder die Aufführung eines Zikr, das in der Wiederholung des Namens Gottes oder des Bekenntnisses der Einheit Gottes besteht.

Die Frauen der untern Classen haben meist ein ziemlich mühseliges Leben; sie bereiten den Männern das Essen, tragen Feuerung und Wasser herbei, kurz sie bestellen Haus und Hof, während die Männer nicht selten dem Müssiggang fröhnen. In den Harems der Vornehmen dagegen fehlt es an äusserer Bequemlichkeit nicht; harte Arbeit ist keine zu verrichten, da der Hausherr seinen Frauen eine genügende Anzahl Slavinnen hält. Aber die geistige Ausbildung des Weibes wird vollständig vernachlässigt. Die Fälle, wo eine Frau lesen und schreiben kann, sind sehr selten. Auch von dem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes in den Moscheen sind die Frauen in der Regel ausgeschlossen. Zwar hat der Prophet ihnen die Theilnahme am öffentlichen Gebete gestattet; aber er selbst schon fand zweckmässiger, dass die Frauen zu Hause beteten.

Während der zwei ersten Jahrhunderte der Hedschra nahmen sie noch überall am Gottesdienste Theil, ebenso die Kinder. Aber schon im dritten Jahrhundert kam diese Sitte in Abnahme, wie wir schon früher berührt haben, weil die Andacht der Gläubigen häufig eine unrechte Richtung nahm. So spottet

z. B. Abu Nowas zur Zeit Harun ar-Raschids über die Gläubigen Bagdads, die in der Hauptmoschee, »der Rattenfalle Satans«, bei dem Anblick der lieblichen Knaben in Entzücken gerathen. Auch später scheint noch oft ein gemischtes Publicum in den Moscheen sich eingefunden zu haben, aber so oft eine Sittenreform versucht wurde, wurde auch gegen die Theilnahme der Frauen am Gottesdienste geeifert.

Heute verrichten nur wenige Frauen die täglichen Gebete; ihr Gottesdienst beschränkt sich meist nur auf den Besuch der Moschee an bestimmten Feiertagen oder auf den der Gräber ihrer Verwandten. Doch darf nicht vergessen werden, dass die Frauen auch das Recht haben, in Begleitung ihrer Männer die Wallfahrt nach Mekka mitzumachen. Von diesem Rechte wird noch heute häufig Gebrauch gemacht. Auch Witwen und Geschiedene begeben sich auf die Wallfahrt; sie pflegen dann in Mekka eine zeitweilige Ehe mit einem Bewohner der Stadt zu schliessen. Nach Beendigung der Wallfahrt wird dieselbe geschieden.

Dass bei der Vernachlässigung ihrer geistigen Ausbildung die Frauen auch moralisch auf tiefer Stufe stehen, kann nicht befremden. Der Glaube an die eheliche Treue des Weibes ist früh schon erschüttert worden. Heute wie früher sind unerlaubte Liebeshändel sehr häufig. Von der Raffinirtheit und Gewissenlosigkeit, mit der dabei von Seite der Frauen zu Werke gegangen wird, finden wir bei Lane sprechende Beispiele *). Auch die Frauen der allerhöchsten Kreise, die meist eine gewisse Bildung besitzen und sich am politischen Leben oder wenigstens an Palastintriguen betheiligen, scheinen häufig jedes moralischen Haltes zu entbehren. Melek Hanum erzählt Beispiele aus neuester Zeit, wie es im Harem des Sultans und der türkischen Grossen mit der Moral bestellt ist, unter Anderm, wie

*) Sitten und Gebräuche. II. S. 126 ff.

hochgestellte Frauen ihre Liebhaber mit kaltem Blute tödten lassen, um vor jeder Entdeckung sicher zu sein *).

Auf Ehebruch steht noch jetzt der Tod durch Steinigung. Doch kommt diese Strafe nur selten zur Ausführung, weil der Beweis des Ehebruchs sehr schwer zu führen ist. Auch wenn eine Frau durch vier Zeugen überführt ist, gelingt es ihr oft, durch Bestechung ihr Leben zu retten; doch wird auch manche Frau im Einverständniss mit der Obrigkeit in den Haremsräumen geräuschlos aus der Welt geschafft. Lane erzählt mehrere Fälle, wo Egyptianen wegen Ehebruchs getödtet wurden. An die Stelle der Steinigung tritt in Egypten Ertränkung im Nil. Eine Frau, die gleichzeitig drei Soldaten geheirathet hatte, wurde bis an die Brust in die Erde gegraben und erschossen. Wenn eine Fellahin der Untreue überführt ist, wird sie mit einem Stein am Halse in den Nil geworfen, oder sie wird in Stücke zerschnitten, und diese werden dann in den Fluss gestreut. Sehr häufig wird auf gleiche Weise ein unverheirathetes Mädchen, das sich vergangen hat, von ihren nächsten Verwandten bestraft.

Die schlimmste Folge der Haremsgesetze ist das vollständige Fehlen dessen, was wir Familienleben nennen. »Das Gesetz des Korans,« sagt Melek Hanum, »welches die Menschen in zwei gesonderte Classen theilt, lässt das Bestehen einer Familie, in welcher jedes Glied lebt wie das andere und einen Theil eines harmonischen Ganzen bildet, nicht zu. In der moslimischen Gesellschaft haben die Männer besondere Ideen, Gewohnheiten, Interessen, während auf der andern Seite die Frauen wieder andere haben, die ihnen ausschliesslich angehören. So haben Personen, welche angeblich ein Theil einer und derselben Familie sind, in Wirklichkeit nichts mit einander gemein, weder Wohnung, noch Güter, noch Hausrath, noch Freunde, ja sie

*) Thirty years etc. I. p. 127 ff.

haben nicht einmal dieselben Ruhestunden.... Die Frauen haben ihre eigenen Privatgeschäfte, ihren eigenen Haushalt und ihre eigenen Intriguen; sie bewirthen ihre Freundinnen, nehmen ihre Besuche an und unterhalten sich auf ihre eigene Weise. Im Selamlık thun die Paschas mit ihren Freunden und Dienern dasselbe; dort empfangen sie ihre Besucher und Gäste und verbringen ihre Zeit mit Intriguen und Klatsch oder damit, dass sie sich wie Puppen anziehen, um sich von ihren Schmarotzern und Schmeichlern bewundern zu lassen."

Die Trennung der Geschlechter wirkt auch auf die Männerwelt sehr verderblich. Die Männergesellschaften sind langweilig, und der Ton, der darin herrscht, spottet jeden Anstandes. Die Mahlzeiten werden, im Widerspruch mit dem ganzen Wesen des Orientalen, sehr rasch abgethan, ohne dass eine lebendige Unterhaltung das Mahl würzte.

Der Riss, der durch das Haus geht, macht sich besonders auch bei Familienfesten geltend, bei der Geburt eines Kindes, bei der Feier der Beschneidung, beim Feste der Koranbeschliessung, beim Hochzeitsfeste. Wir finden bei allen diesen Festen manche recht hübsche, oft sogar recht sinnvolle Gebräuche, aber die vollständige Trennung der Geschlechter bei den Feierlichkeiten und Festmahlzeiten greift störend in Alles hinein.

Besonders nachtheilig aber wirkt die Einrichtung des Hauses auf die Erziehung der Kinder. Zwar ist der erste Eindruck, den die Besucher des Ostens von der Kindererziehung erhalten, ein günstiger. Ungehorsam gegen die Eltern gilt als eine der sieben grossen Sünden. So sehr auch die Kinder der höhern Classen verzogen und verzärtelt werden, den Eltern sind sie gehorsam, und auch gegen andere Erwachsene legen sie grosse Hochachtung an den Tag. Dem Vater begegnen sie mit Ehrfurcht. Wenn sie am Morgen zu ihm gebracht worden sind und ihm den Handkuss gegeben haben, bleiben sie in unterwürfiger Stellung eine Weile stehen, bis sie in den Harem zurückge-

schickt oder auf den Schooss genommen werden. Ein Kind wagt in Gegenwart des Vaters weder laut zu sprechen noch sich zu setzen, ehe es dazu aufgefordert worden ist. Allein diese Ehrfurcht ist leider häufig bloss eine äusserliche, angelernte Form, der wahre Liebe nicht zu Grunde liegt. Wie könnte solche auch im Herzen des Kindes Raum finden, wenn es täglich Zeuge der Intriguen ist, die im Harem gegen den gefürchteten Vater angezettelt werden? Auch der Mutter und den andern erwachsenen Verwandten begegnet das Kind mit Achtung, und der Mutter gegenüber fehlt es ihm gewöhnlich nicht an wahrer Liebe.

Auch die Erwachsenen begegnen ihren Eltern mit hoher Ehrfurcht gemäss der Vorschrift des Korans (Sure 17): »Dein Herr hat befohlen, ihn allein zu verehren und den Eltern, wenn das hohe Alter sie erreicht, sei es Vater oder Mutter, oder seien es beide, Gutes zu thun; und dass du zu ihnen nicht sagest: Pfui, oder sie sonst schmähest, sondern ehrfurchtsvoll mit ihnen sprichst. Aus zärtlicher Liebe neige ihnen die Flügel der Demuth zu und sprich: O Herr, erbarme dich ihrer, so wie sie sich meiner erbarmt und mich genährt haben in meiner Kindheit.» »Kaum kommt es vor,« sagt Lane, »dass die Söhne sich ohne besondere Aufforderung in Gegenwart des Vaters niedersetzen, essen oder rauchen, und oft warten sie ihm und seinen Gästen bei Gastmahlen und andern Gelegenheiten auf.»

Abgesehen aber von der Ehrfurcht gegen die Eltern, welche ihm eingeprägt wird, lernt das Kind wenig Gutes. Bis zum zehnten Jahre bleibt auch der Knabe im Harem, wo er unzähligen schädlichen Einflüssen preisgegeben ist. Verkehrt er doch, abgesehen von der Zeit, die er in der Schule verbringt *), nur mit ungebildeten, abergläubischen und entarteten Frauen, welche

*) Näheres über den Schulunterricht siehe Cap. VIII.

für seine geistige Ausbildung nichts zu leisten vermögen. Was etwa in der Schule gelernt wird, geht im Harem häufig über andern Eindrücken verloren. Die edlern Triebe werden erstickt, der Horizont der Wünsche und Ideale bleibt ein sehr enger; tritt der Knabe in's Leben hinaus, so bringt er keine höhern Interessen mit. Das Schamgefühl ist in frühester Kindheit ertödtet, die Phantasie verdorben worden. Die Eifersucht bringt oft entartete Frauen dazu, das Kind ihrer Nebenbuhlerin auf gemeinste Weise zu demoralisiren. Ja es kommt sogar das Unglaubliche vor, dass dem zwölfjährigen Knaben eine junge Slavın als »Gespielin« zugesellt wird *).

Auch die körperliche Erziehung wird vernachlässigt, die Kinder werden durchgehends verweichlicht; hindert doch die Furcht vor dem bösen Auge viele Mütter, ihre Kinder auch nur in's Freie zu führen.

Bei dieser Art Jugenderziehung darf es uns nicht wundern, dass noch jetzt in den höhern Ständen alle Laster wuchern wie einst in der Chalifenzeit. Die Knabenliebe ist in der ganzen islamitischen Welt, besonders bei Beamten und Gelehrten, verbreitet, von Unzucht und Ehebruch gar nicht zu reden. In schiitischen Ländern besteht heute noch die »Ehe auf Zeit.« In Persien z. B. werden Ehen auf einzelne Tage, ja sogar auf Stunden geschlossen. Natürlich ist die Eheschliessung bloss Deckmantel der Unzucht, aber die persische Geistlichkeit schämt sich nicht, sich zu dem heuchlerischen Spiele herzugeben. Bei den Sunniten ist die Ehe auf Zeit verboten; doch hindert diess nicht, dass während der Mekkawallfahrt viele Pilger zeitweilige Ehen mit käuflichen Frauen schliessen.

Wir haben so viele Mängel in den häuslichen Verhältnissen der islamitischen Völker aufdecken müssen, dass wir gern noch einige bessere Seiten hervorheben. Der Prophet hat durch sei-

*) Schweiger-Lerchenfeld, Unter dem Halbmonde. Jena 1876. S. 79.

ne Gesetze im Einzelnen manches Gute erreicht; er hat in Arabien den Mädchenmord abgeschafft, dem Weibe seine feste Stellung gegeben, es erbberechtigt gemacht, überhaupt der Willkür des Mannes Schranken gezogen. Die Massregeln, welche er zum Schutze des Weibes getroffen hat, haben sich im Ganzen nicht unwirksam bewiesen; es ist mit der milden Behandlung der Frauen in den mohammedanischen Ländern mehr Ernst gemacht worden, als man hätte erwarten können. Ehrbaren Frauen wird von Seiten der Männer mit Achtung begegnet; insbesondere hat sich das Weib, das Mutter eines Sohnes geworden ist, einer rücksichtsvollen Behandlung zu erfreuen.

Bei den untern Ständen finden wir in der Regel bessere häusliche Verhältnisse als bei den höhern. Die Polygamie ist da nur selten zu treffen, wenigstens in den Culturländern. Es fehlen die Mittel, das Haus nach den Vorschriften des Korans einzurichten; die Noth des Lebens und die Arbeit führen die Gatten zusammen; der geistige Horizont und die Interessen beider sind dieselben, so dass nicht selten ein gesundes Familienleben sich zu entwickeln vermag. Manchen Roheiten, wie sie bei den untern Ständen im Morgen- und Abendlande gegen das Weib geübt werden, ist durch die Korangesetze gewehrt worden. Vergessen wir nicht, dass diese Stände die Hauptmasse der Bevölkerung bilden! Der Islam hat ohne allen Zweifel eine grosse Summe persönlichen Glückes geschaffen.

Bei manchen Völkern des Islam ist die Stellung des Weibes eine freiere, so besonders bei den Beduinen Arabiens. Da finden wir noch jetzt etwas von dem ritterlichen Frauendienst, den wir in der alten Zeit getroffen haben. Noch jetzt schwört der Araber einen hohen Eid bei der Ehre seiner Frauen. In unserm Jahrhundert hat sich die Frau eines Wahabitenhäuptlings in den Kämpfen gegen Mohammed Ali ausgezeichnet. Die Schwester eines durch Verrath gefallenen Häuptlings nahm

Männertracht an und lauerte am Arafatage mit brennender Lunte auf ihren Feind. Das muthige Mädchen wurde zwar gefangen genommen, aber es erwarb sich Ruhm weit und breit *).

Bei den meisten Beduinenstämmen gehen die Frauen unverschleiert. Aehnlich ist es bei den Kurden; die kurdischen Frauen, soweit sie nicht den vornehmen Ständen angehören, verschleiern sich nicht; sie gehen frei umher und verkehren ohne Scheu mit andern Männern. Allein diese günstigere Stellung der Frauen ist nicht dem Islam zuzuschreiben; sie beruht vielmehr darauf, dass die alte Stammessitte sich mächtiger bewiesen hat als das Korangesetz.

Um den Islam von der Schuld an den Missständen des häuslichen Lebens zu entlasten, weist man häufig darauf hin, dass die niedrige Stellung des Weibes im Orient älter sei als der Islam, und dass sie auch bei den Christen des Orients sich finde. Allein, was wir dem Islam vorwerfen, ist nicht, dass er Polygamie und Haremsleben geschaffen, sondern dass er sie befestigt, sanctionirt habe. Was aber die Stellung des Weibes bei den Christen des Orients betrifft, so darf nicht vergessen werden, dass sie beständig unter der Herrschaft der Mohammedaner gelebt und daher manches von ihren Sitten angenommen haben. So kann es uns nicht wundern, dass die christlichen Kopten, die Nachkommen der alten Egypter, beinahe dieselben häuslichen Sitten haben wie ihre moslimischen Landsleute, da sie Jahrhunderte lang einer furchtbaren Bedrückung ausgesetzt waren, die jede selbständige Entwicklung unmöglich machte.

Bei manchen christlichen Völkerschaften treffen wir trotz den Einflüssen des Islam bessere Zustände, so z. B. bei den Nestorianern. Die Frauen genossen da einer höhern Achtung als bei den benachbarten mohammedanischen Stämmen.

Sie werden geschildert als reinlich, bescheiden, keusch, frei

*) K. Andree, Burtens Reisen. Leipzig 1861. S. 213.

von falscher Scham und unbefangen im Umgang mit Männern. Aehnlich ist es bei den christlichen Armeniern. Die jungen Mädchen gehen unverschleiert mit blossem Kopfe wohin sie wollen; die jungen Männer dürfen sich offen um ihre Liebe bewerben, und auf Liebesbündnisse begründete Ehen sind nicht selten. Die Stellung der verheiratheten Frau ist allerdings eine andere. Sie ist in ähnlicher Weise wie die Frau des Moslims an das Haus gebunden; mit fremden Männern verkehrt sie nur verschleiert; doch werden von ihr keine schweren Arbeiten gefordert, und wenn sie den Mann überlebt, so tritt sie in dessen Rechte als Familienhaupt, und man gehorcht ihr mit derselben Ehrfurcht wie dem Vater. Sie hat dann eine Stellung, wie sie kein Weib im Orient hat, ja selbst eine ehrfurchtgebietendere als bei uns in Europa *).

So werden wir denn, auch wenn wir anerkennen, dass die Mängel im Familienleben der islamitischen Völker mit uralten Schäden des Orients zusammenhangen, doch kein günstiges Endurtheil über den Einfluss des Islam auf das häusliche Leben seiner Bekenner fällen können. Wohl ist die materielle Stellung des Weibes bei einem grossen Theil der Bevölkerung nicht schlechter als im christlichen Abendlande. Ideale Verhältnisse herrschen auch da nicht; das Weib wird häufig mit tyrannischer Härte behandelt, und die Bande der Ehe werden für manches Weib zur drückenden, unzerreissbaren Kette. Ja wer das Hauptgewicht auf materielles Wohlsein legt, mag leicht finden, es sei zwischen dem islamitischen Osten und dem christlichen Westen kein wesentlicher Unterschied. Die moslimischen Frauen empfinden die Erniedrigung, der sie preisgegeben sind, in der Regel nicht, sie begehren es nicht besser zu haben, und das freie Wesen der christlichen Frauen erscheint ihnen höchst anstössig. Allein das ändert nichts an der Thatsache, dass der

*) Hellwald und Beck, Die heutige Türkei. Leipzig 1878 und 1879. II. Bd. S. 104, 194.

Islam den Fluch der orientalischen Welt, Polygamie und Haremswesen, nicht aufgehoben sondern feierlich bestätigt hat; dass dadurch das häusliche Leben der höhern Classen, auf deren geistiger Gesundheit das Wohl der Gesellschaft wesentlich beruht, unheilbar geschädigt und die Geistes- und Herzensbildung des Weibes, die Grundlage eines echten Familienlebens und einer gesunden Erziehung, unmöglich gemacht worden ist. Eine der grössten Segnungen des Christenthums, die Hauptstütze abendländischer Sittlichkeit, ist damit dem Osten geraubt worden.

VI.

DAS LEBEN DER GESELLSCHAFT.

Wie der Islam dem häuslichen Leben seiner Bekenner seinen Stempel aufgeprägt hat, so hat er auch dem Leben der Gesellschaft seine eigenthümliche Gestaltung gegeben, indem er die Volksmasse in drei grosse Gruppen geschieden hat. Obwohl er alle Gläubigen für Brüder erklärt, lässt er doch die Sklaverei bestehen. Neben Herren und Sklaven finden wir aber noch eine dritte Gruppe, die Bewohner der unterworfenen Länder, welche nicht zum Islam übergetreten sind. Wir beginnen die Beschreibung des Lebens der Gesellschaft mit der Schilderung der Sklavenverhältnisse, da die Sklaverei mit dem häuslichen Leben der Moslime auf's Engste zusammenhängt.

An eine Aufhebung der Sklaverei hat der Prophet nie gedacht, so wenig, dass eine dem Koran entsprechende Hauseinrichtung bei den höhern Ständen ohne Sklaven ganz unmöglich ist; wohl aber ist er bestrebt gewesen, das Loos der Sklaven möglichst zu erleichtern. In der Abschiedspredigt empfiehlt er Schonung gegen sie. »Seht,« sagt er, »dass ihr sie mit solcher Speise nährt, wie ihr sie selber esset, und kleidet sie mit dem Stoff, den ihr traget. Und wenn sie einen Fehler begehen, den ihr nicht geneigt seid zu vergeben, so verkauft sie; denn sie sind die Diener Gottes und sollen nicht gemartert werden.«

Der Slave ist nach moslimischem Recht *) Eigenthum seines Herrn; dieser hat das Recht über Leben und Tod desselben, aber der Slave hat Anspruch auf menschenwürdige Behandlung, er ist nicht eine Sache, er ist Mensch. Slavinnen dürfen daher nicht aus Gewinnsucht zur Hurerei gezwungen werden, wenn es auch ihrem Herrn freisteht, sie zu seinen Concubinen zu machen. Die Ehe eines Freien mit einer Slavinn ist gestattet, doch darf der Herr nicht seine eigene Slavinn, die Herrin nicht ihren eigenen Sklaven heirathen. Hat eine Slavinn ihrem Herrn ein Kind geboren, so ist das Kind frei, und die Mutter darf nicht mehr verkauft oder verschenkt werden; beim Tode des Herrn erlangt sie die Freiheit. Sklaven und Slavinnen dürfen nur mit Bewilligung ihres Herrn heirathen; doch soll ihnen diess bei guter Aufführung gestattet werden, nur darf ein Slave nicht mehr als zwei Frauen haben.

Die Freilassung eines Sklaven gilt für ein religiös-verdienstliches Werk. »Der allmächtige Gott,« sagt eine Ueberlieferung, »wird Jeden, der einen rechtgläubigen Sklaven freilässt, von ewigen Höllenqualen erlösen, indem im Verhältniss zur Zahl der freigelassenen Sklaven Theile des Körpers desjenigen, der ihm die Freiheit schenkte, vom ewigen Feuer werden befreit werden.« Als Sühne für gewisse Sünden, z. B. für Meineid, ist Freilassung eines Sklaven vorgeschrieben. In der ersten Zeit wurde ein Theil der Staatseinkünfte auf den Loskauf gläubiger Sklaven verwendet. Als verdienstlich gilt es auch, einem rechtschaffenen Sklaven den Selbstloskauf zu gestatten, indem man ihm innerhalb eines gewissen Termins soviel freie Zeit gewährt, dass er sich die zum Loskauf nöthige Summe durch Arbeit verschaffen kann. Diese Gesetze über Freilassung gelten bei den Schiiten nur für gläubige, bei den Sunniten auch für ungläubige Sklaven.

*) Hauptquellen: N. v. Tornauw, Moslemisches Recht, S. 176 ff. A. v. Kremer, Culturgeschichte I. 510 ff.

Eine schöne, der Billigkeit entsprechende Bestimmung ist es, dass Slaven nicht so hart bestraft werden wie Freie. Bei Unzucht oder Verleumdung einer Frau z. B. erhält der Slave nur halb so viel Hiebe als der Freie.

In der ersten Zeit genossen die Slaven eine sehr milde Behandlung; sie wurden ganz als Familienglieder betrachtet; man liess sie sogar im Koran unterweisen. Noch heute werden in vielen türkischen Häusern die Kinder der Slaven wie die eigenen unterrichtet. Milde gegen die Slaven galt stets als sehr löblich. Von einem Könige rühmt das Märchen in »Tausend und eine Nacht«: »Seine Slaven lebten wie freie Leute. Seines Lebens Freude bestand darin, seine Slaven und Truppen zu beschenken.« Als die Zahl der Slaven sich mehrte und der Reichthum abnahm, wurde ihr Loos ungünstiger, über ihr Leben wurde häufig mit rücksichtsloser Härte verfügt, aber im Allgemeinen muss anerkannt werden, dass weder bei den Völkern des Alterthums, noch bei den Christen die Slaven sich einer so milden Behandlung erfreut haben wie bei den Moslimen. So begrüßten z. B. die Slaven und Leibeigenen der spanischen Bischöfe den Islam und sein Slavengesetz als eine Erlösung; nicht nur wurden die Slaven und Leibeigenen der Ungläubigen, welche den Islam annahmen, »Freigelassene Allahs«, sondern auch die, welche Christen blieben, fanden die Slavery der Araber erträglicher, als die der christlichen Bischöfe *). Dennoch hat die Beibehaltung der Slavery auf die Völker des Islam sehr schädlich gewirkt in mehr als einer Hinsicht.

Die Eroberungskriege brachten eine ungeheure Menge Slaven in die islamitischen Länder, indem die Kriegsgefangenen dem Loose der Slavery verfielen. So füllten sich die Häuser der Vornehmen mit Slaven; dadurch aber wurden die unnatürlichen Laster in hohem Grade befördert, sie gewannen bei

*) Dozy, Essai sur l'hist. de l'islamisme. p. 346.

den höhern Ständen aller Länder, besonders aber in Persien, eine furchtbare Ausdehnung. Von dem schädlichen Einflusse der türkischen Slavinnen auf das häusliche Leben, auf die erwachsene Jugend u. s. w., haben wir schon gesprochen. Für schöne, gebildete Slavinnen wurden ungeheure Summen bezahlt; Dichter besangen ihre Reize, und ihr Besitz wurde zur wichtigsten Bestrebung der vornehmen Männerwelt. Wie die theuersten derselben gebildet wurden, ersehen wir aus »Tausend und eine Nacht.« Dort heisst es einmal von einer derselben: »Der Kaufmann verlangt 10,000 Dinar (100,000 Franken) und hat geschworen, dass diese Summe nicht einmal die Geschenke bezahlte, die ihren Lehrern gemacht worden seien. Sie hat schön schreiben und zierlich reden gelernt, die arabische Sprache und ihre Regeln, die Erklärung des Korans, die Heilkunde, die Grundlehren der Theologie sind ihr bekannt; dazu spielt sie mancherlei Instrumente.« Die Mehrzahl dieser gebildeten Slavinnen empfing bloss Unterricht in Toilettenkünsten und der Musik; es braucht daher kaum gesagt zu werden, dass ihre Bildung dem häuslichen Leben in keiner Weise zu gute kam.

Besonders verderblich erwies sich die Slaverei für das politische Leben der islamitischen Völker. Wir werden genauer davon reden, wenn die staatlichen Verhältnisse zur Sprache kommen. Wenden wir uns jetzt den Slavenverhältnissen der Gegenwart zu.

In der Türkei *) hat seit 1827 die Regierung darauf verzichtet, die Kriegsgefangenen zu verkaufen, und seit 1855 werden die öffentlichen Slavenmärkte nicht mehr geduldet. Aber der Slavenhandel wird nichts desto weniger lebhaft betrieben; er hat sich nur in die Privathäuser zurückgezogen. Vier Fünftel der türkischen Slaven sind Schwarze, die man meist aus Egypten bezieht. Die weissen Slavinnen sind in der Regel

*) Zeitschrift der d. morgenl. Gesellsch. XIV. 242 ff. : Pischon, Das Slavenwesen in der Türkei. Melek Hanum, Thirty years, I. S. 174 ff.

junge Tscherkessinnen, doch giebt es auch Perserinnen und Araberinnen unter ihnen. Nach Constantinopel werden sie entweder durch Zwischenhändler oder durch ihre Eltern verkauft. Das Loos des tscherkessischen Weibes in der Heimat ist kein angenehmes. Die Männer halten es unter ihrer Würde sich mit anderm als dem Waffenhandwerk zu befassen, die Frauen haben daher die sämmtlichen Haus- und Feldarbeiten zu besorgen und werden wenig besser als Lastthiere behandelt.

Deshalb glauben manche Tscherkessen zum Glücke ihrer Töchter beizutragen, wenn sie dieselben den Türken überliefern. In Egypten werden Kinder des Landes unter dem Vorgeben verkauft, sie seien aus fremdem Lande in frühester Jugend gekommen. Oft geschieht der Verkauf mit ihrer Zustimmung, indem man ihnen schöne Kleider und ein sorgenloses Leben in Aussicht stellt.

In Constantinopel werden die jungen zwölfjährigen Mädchen zu hohen Preisen verkauft; eine schöne Tscherkessin gilt 4000 bis 20,000 Franken, eine hässliche immer noch 1500 bis 2000 Franken. Gekauft werden sie meist von Frauen, die sich dem Geschäfte der Slavinnenerziehung widmen. Bei diesen werden sie in den Künsten der Toilette, im Serviren, im Tanz, im Flöten- und Castagnettenspiel, oft sogar im Clavierspiel unterrichtet, um nach 4 bis 5 Jahren zum drei- bis vierfachen Preise verkauft zu werden. Die meisten kommen dann in die Harems der höhern Classen von Constantinopel, manche auch nach Tunis und Egypten, andere in den Harem des Sultans. Wird eine Slavine als Frau oder Odaliske von einem höhern Beamten oder Offizier gekauft, so lebt sie eine Zeitlang im Ueberflusse; sie wird reich gekleidet, mit werthvollem Schmuck ausgestattet und mit allem möglichen Luxus umgeben. Aber nach einigen Jahren sieht sie sich gewöhnlich durch eine neue Gattin verdrängt und auf den zweiten Rang hinabgedrückt. Die mächtige, eifersüchtige Rivalin quält und demüthigt sie auf jede

Weise. Oft wird sie verkauft; dann fällt sie gewöhnlich einem verliebten Alten oder einem durch Ausschweifungen entnervten Menschen in die Hände; manchmal wird sie auch freigelassen und mit einem armen Manne verheirathet, der ihr von den Bequemlichkeiten, die sie von Jugend auf gewohnt war, nichts bieten kann.

Die Slavın einer Dame von Stand ist meist in einer beklagenswerthen Lage; des Nachts muss sie stehend den lärmenden Vergnügungen ihrer Gebieterin zusehen; wehrlos ist sie den Launen der Herrin, der Peitsche des Eunuchen preisgegeben. Richtet der Herr des Hauses seine lüsternen Blicke auf sie, dann scheut die eifersüchtige Herrin gewöhnlich keine Grausamkeit; das unglückliche Wesen wird misshandelt oder verkauft oder schlecht verheirathet. Dem Uebelstande, dass eine Slavın, welche Mutter geworden ist, nicht mehr verkauft werden darf, versteht man vorzubeugen. In der Regel ist das Ende dieser Slavinnen ein trauriges; einzelne allerdings steigen zu hohem Range. Die meisten Sultaninnen sind ursprünglich tscherkesische Slavinnen gewesen.

Weniger stark ist die Nachfrage nach Slaven. Schöne Knaben werden von Paschas und Prinzen angeblich als Gespielen für ihre Söhne gekauft; mancher berühmt gewordene Staatsmann hat seine Laufbahn als »Page'' oder »Gespiele'' im Hause eines hochgestellten Türken begonnen.

Obwohl das Gesetz verbietet, Gläubige zu Slaven zu machen, so hindert das die Türken nicht, den Kurden und andern Stämmen die Frauen und Töchter zu rauben oder sie von den rohen Tscherkessen zu kaufen. »Die Sünde falle auf das Haupt des Verkäufers!'' spricht der fromme Moslim; »wir sind genöthigt unsere Harems zu erhalten, darum sind alle Mittel, diess zu erreichen, gut.''

Grausamkeit und Erniedrigung des Menschen hangen mit der Slaverei so eng zusammen, dass auch die mildesten Gesetze

vor barbarischer Roheit nicht zu schützen vermögen. Das zeigt sich besonders deutlich im Sklavenhandel der Turkmanen *).

Früher wurden die Kinder der Turkmanen nach Persien verkauft, jetzt hat sich das Blatt gewendet. Turkmanische Reiter fallen in das nördliche Persien ein und schleppen von dort zahllose Gefangene mit sich fort. Durch diese Räuber wird Handel und Wandel auf den Strassen gelähmt; der Landmann, der seinen Acker bebauen will, muss erst einen Thurm bauen, um sich vor plötzlichem Ueberfall schützen zu können. Die Dörfer sind mit hohen Mauern umgeben, und im Winter wagt sich oft Niemand in die Wälder, um Holz zu holen, aus Furcht, den Turkmanen in die Hände zu fallen. Der Raubzug wird als heiliger Krieg betrachtet, da die Perser Schiiten sind. Die Räuber werden daher mit dem Segen der Geistlichkeit versehen, und wenn einer seine schändlichen Thaten mit dem Leben büsst, gilt er als Märtyrer, und Andächtige wallfahrten zu seinem Grabe. Man beschönigt den Menschenraub durch den Hinweis auf die verhältnissmässig milde Behandlung, welche manchen Sklaven zu Theil wird, wenn die furchtbaren Qualen der ersten Zeit der Gefangenschaft vorüber sind. Oder man sagt: »Der Koran, das Buch Gottes ist gewiss edler als der Mensch, und man kauft und verkauft ihn für einen Kran. Joseph, der Sohn Jacobs, war ein Prophet und ist doch verkauft worden. Hat ihm das etwas geschadet?»

Nur schwer gelingt es den europäischen Einflüssen sich gegen den Menschenhandel in Mittelasien geltend zu machen. Doch haben die Russen durch das Verbot der Sklavenmärkte wenigstens den ärgsten Scheusslichkeiten zu wehren vermocht, und es ist zu hoffen, dass mit dem siegreichen Vordringen der russischen Macht dem turkmanischen Sklavenhandel immer engere Schranken gezogen werden.

*) Vámbéry, Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Pest 1868. Reise in Mittelasien. Leipzig 1865. Skizzen aus Mittelasien. 1868.

Kaum weniger schändlich als der Handel mit Persern ist der mit schwarzen Slaven in Afrika. Durch Livingstone, Baker und andere Reisende sind die furchtbaren Greuel, welche von mohammedanischen Slavenhändlern in Ostafrika verübt werden, genügend bekannt geworden, so dass wir die grossen Slavenjagden, bei denen Tausende von Menschenleben geopfert werden, und die Slaventransporte mit ihren Grausamkeiten nicht zu beschreiben brauchen. Zwar ist es den Bemühungen der europäischen Regierungen, insbesondere der englischen, gelungen das Uebel zu mildern; der vorletzte Chedive von Egypten, Ismail, ist nicht müde geworden zu versichern, dass der Slavenhandel in seinem Reiche so gut wie völlig ausgerottet sei, dass jährlich nicht mehr als etwa vierhundert Slaven eingeführt würden. Allein man findet noch immer Mittel und Wege, den Handel mit Menschenfleisch im Verborgenen weiter zu treiben. Je schärfer die neuen Handelsstrassen überwacht werden, desto erfinderischer sind die Händler, sich neue Wege zu bahnen. Wo die Haremsgebote gelten, sind Slaven unentbehrlich; denn viele Hausgeschäfte können nur durch Slaven besorgt werden, weil die Frau sich vor einem freien Manne nur verschleiert zeigen darf. Die Nachfrage nach Slaven wird daher nicht aufhören und darum auch das Angebot nicht. Mögen immerhin mohammedanische Herrscher, sei es aus Einsicht, sei es unter dem Drucke der europäischen Regierungen, die Slavery für abgeschafft erklären, ihre Unterthanen sehen sich dadurch in einem durch den Koran ausdrücklich gewährleisteten Rechte verkürzt und werden darum das Regierungsgebot stets zu umgehen suchen. Die Moslime schreiben der Slavenfrage mit vollem Rechte religiöse Bedeutung zu; die Abschaffung der Slavery wird als ein Triumph des Christenthums über den Islam aufgefasst. So äusserte sich ein Araber in Zanzibar: »Was haben wir noch, das unser eigen wäre? Nur eins noch, die Slavery. Will man uns die auch noch nehmen?

Bald werden wir auch die europäische Religion hier haben." An eine völlige Aufhebung der Sklaverei kann darum nicht gedacht werden, solange der Islam besteht.

Eine wesentlich andere Stellung als die Sklaven nehmen in den Ländern des Islam die Andersgläubigen ein, welche auch unter der Herrschaft der Moslime ihrer Religion treu geblieben sind.

Der Prophet gestattete den Besitzern schriftlicher Offenbarungsurkunden, also den Christen und Juden, und ausserdem den Anhängern der persischen Religion, bei ihrem Glauben zu bleiben. Später dehnte man diese Toleranz auch auf die Berbern aus. Man betrachtete die Andersgläubigen als Schutzgenossen der Moslime, legte ihnen als Entgelt für die Beschützung eine Kopfsteuer und eine Grundsteuer auf und zwang sie ausserdem zu beträchtlichen Naturlieferungen an die im Lande stehenden Truppen.

Man kann nun häufig die ausserordentliche Toleranz rühmen hören, welche in den ersten Jahrhunderten von den Moslimen gegen die Bekenner anderer Religionen geübt worden sein soll. Sehen wir, wie es sich damit verhalten hat *).

Die Moslime zwangen Niemand zur Annahme des Islam, aus sehr natürlichen Gründen; die Staatseinkünfte, welche grösstentheils aus den Steuern der Schutzgenossen bestanden, hätten dadurch eine empfindliche Einbusse leiden müssen. Wir hören deshalb häufig über die Massenübertritte klagen. So schreibt ein Beamter des Omajjadenchalifen Omars II. aus Egypten: »Wenn Alles in Egypten so weiter geht wie jetzt, so werden die Christen ohne Ausnahme Moslime werden und der Staat wird alle

*) Quellen: Weil, Geschichte der islamit. Völker und Gesch. der Chalifen. J. v. Hammer, Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835. Gesch. des osmanischen Reiches. 1835—36. Fr. Eichmann, Reformen des osmanischen Reiches. Berlin 1858. J. Baker, Die Türken in Europa. Deutsch v. K. E. Franzos. Stuttgart 1879.

Einkünfte verlieren." Und wenige Chalifen würden geantwortet haben was Omar: »Ich würde es als ein grosses Glück betrachten, dass alle Christen sich bekehrten; denn Gott hat seinen Propheten gesandt, um den Beruf eines Apostels, nicht den eines Steuereinnehmers zu üben."

Aber wenn man aus Gründen der Staatsklugheit die Andersgläubigen duldete, so war man weit entfernt ihnen Gleichberechtigung zuzugestehen. Der Koran verlangt, dass diese »gedemüthigt" werden, und der stolze Geist des ersten Omar hat dafür ein für alle Mal die Wege gewiesen. Nicht nur wurde ihnen, was sich ja von selbst versteht, die Beschimpfung des Islam, des Propheten und des Korans verboten, nicht nur durften sie keine Moslimin heirathen, keinen Moslim zum Abfall vom Glauben bewegen und den Feinden des Islam keine Hilfe leisten, sondern es wurden ihnen eine Reihe der erniedrigendsten Vorschriften auferlegt, die ihnen beständig zum Bewusstsein bringen sollten, dass sie die Knechte, die Moslime die Herren seien. Wie stark die Scheidewand war, welche die Schutzgenossen von den herrschenden Classen trennte, geht aus der Unterwerfungsurkunde hervor, welche Omar die syrischen Christen unterschreiben liess. Nach dieser dürfen sie weder eine Kirche noch ein Kloster noch eine Mönchszelle bauen, noch solche die im Verfall begriffen sind, wiederherstellen; sie sollen die Kinder nicht lesen lehren, Niemand am Uebertritt zum Islam hindern, andere Kleider tragen als die Moslime, nicht auf Sätteln reiten, keine Waffen tragen. Auf den Kirchen dürfen sie kein Kreuz haben, die Glocken sollen nur schwach geläutet werden, und auch die Stimme sollen sie bei den Vorlesungen in den Bethäusern nicht zu laut erheben *).

Omar erzog die Moslime systematisch zum Hass und zur Verachtung der Andersgläubigen. Nur darum schonte er sie,

*) Journal asiatique de Paris, Série 7. IV. p. 495.

wie er selbst sagte, damit man sie nicht nur für ein oder zwei Jahre ausnützen könne.

Wo die Andersgläubigen in grosser Zahl vorhanden waren und ihre Steuern pünktlich entrichteten, da nahm man es mit den demüthigenden Bestimmungen nicht sehr genau, um so weniger, als man wissenschaftlich gebildeter Christen und Perser zur Führung des Rechnungs- und Steuerwesens und zu einer Menge anderer Dinge bedurfte. Den meisten Chalifen war ja auch am Islam wenig gelegen, sie liessen daher den Christen freie Hand. Der Patriarch der Nestorianer war in Bagdad eine sehr angesehene Persönlichkeit, ein wichtiger politischer Factor. Die Nestorianer hatten im Chalifenreiche fünf- undzwanzig Metropolitansitze, unter deren jedem sechs bis zwölf Bisthümer standen. Auch die Jacobiten, deren Patriarch in Antiochia wohnte, hatten gegen hundertfünfzig Bischoffssitze. Das Oberhaupt der Juden, der »Fürst der Gefangenschaft«, war eine wichtige Person, der auch die Moslime Verehrung bezeigen mussten.

Kirchen und Synagogen waren auf's Reichste geschmückt, die Klöster zählten nach Tausenden, in Persien hatte fast jedes Dorf seinen Feuertempel. Die Berichte von Palästinareisenden aus verschiedenen Zeiten zeigen, dass in Syrien die Kirchen sich im besten Zustande befanden. Als die Spanier 1085 Toledo eroberten, waren sie erstaunt, die Kirchen dort unversehrt und die Christen in freier Ausübung ihres Gottesdienstes zu finden. Unter der Herrschaft Saladins war den Christen in Egypten der Weg zu den höchsten Aemtern geöffnet.

An manchen Verfolgungen trugen die Christen selbst Schuld, indem sie durch unnöthige Herausforderungen die Moslime reizten. Als im Jahre 859 eine fanatische christliche Partei in Cordova, an deren Spitze Eulogius stand, um jeden Preis den Ruhm des Märtyrerthums erringen wollte, übten die Moslime Schonung, solange es irgend möglich war; erst als man den

Propheten zu lästern anfang, wurden ein Mann Namens Alvar und zwei Jungfrauen, Flora und Leocritia, hingerichtet, und die aufgeklärten Moslime bedauerten, zu diesem Schritte genöthigt zu sein.

Dennoch war die Kirche nicht frei. Auf die Wahl des nestorianischen Patriarchen übte der Chalif häufig entscheidenden Einfluss. Die Verträge, die man mit den Christen geschlossen hatte, wurden nicht immer innegehalten. Auf die Bischöfe wurde starker Druck geübt. In Spanien kam es vor, dass die Moslime christliche Concilien anberaumten, die Bischofswürde an die Meistbietenden versteigerten oder an Ketzer und Ungläubige oder sittenlose Menschen gaben. Auch die Juden und die Feueranbeter mussten sich manches gefallen lassen und den Weiterbestand ihrer Synagogen und Tempel nicht selten durch grosse Summen erkaufen.

Stand es so unter der Regierung toleranter oder freigeistischer Chalifen, so verschlimmerte sich die Lage der Schutzgenossen wesentlich, wenn ein strengerer Geist zur Herrschaft gelangte. Dann wurde mit den Gesetzen Omars Ernst gemacht. In Egypten übten die Statthalter häufig so harten Druck gegen die Kopten, dass diese zur Empörung getrieben wurden. Im Jahre 725 n. Chr. wurde den egyptischen Mönchen ein Brandmal in die Hand gebrannt; jede Hand, welche das Mal nicht trug, wurde abgehauen. Viele Mönche wurden enthauptet oder mit Stockstreichen getödtet. Etwas später zwang man alle Christen das Brandmal zu tragen. Nonnen wurden geschändet, Kirchen und Klöster beraubt und zerstört *).

Der Abbasidenchalif Motawakkil zwang die Christen und Juden, gelbe Lappen auf ihre Kleider zu nähen und hölzerne Steigbügel mit zwei Kugeln an ihren Sätteln anzubringen; an ihren Wohnungen mussten sie eine hölzerne, den Teufel vor-

*) Makrisi bei J. v. Hammer, Länderverwaltung. S. 84.

stellende Figur befestigen. Sogar auf die Gräber erstreckten sich seine Verfügungen; dieselben sollten nicht erhaben sondern der Erde gleich sein.

Noch härtere Verfolgungen trafen die Christen in Egypten unter dem Chalifate Hakims um das Jahr 1000, nachdem zuvor einzelne Christen, die in hohen Aemtern standen, sich Uebermuth und Ungerechtigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen. Der christliche Wezir wurde enthauptet, der Patriarch den Löwen vorgeworfen. Man verbot den Christen die Feier gewisser Festtage, riss Tausende von Kirchen nieder oder beraubte sie wenigstens der heiligen Geräthe. Die Christen mussten schwarz gekleidet sein und schwere Holzkreuze am Halse tragen. Auch den Juden erging es ähnlich; sie durften auf der Strasse nur mit hölzernen Scheiben, in den Bädern nur mit Glocken am Halse erscheinen. Schliesslich wurden sowohl Christen als Juden zur Auswanderung gezwungen.

Natürlich trugen die Kreuzzüge nicht wenig dazu bei, den Hass zwischen Christen und Moslimen zu schüren. Der egyptische Sultan Nassir zwang im vierzehnten Jahrhundert die Christen blaue, die Juden gelbe Turbane zu tragen; auch ihre Frauen mussten ein besonderes Kennzeichen an der Brust befestigen. Es wurde den Ungläubigen verboten auf Pferden zu reiten, und auch auf Eseln durften sie nur seitwärts sitzen. Den Moslimen mussten sie auf der Strasse ehrerbietig ausweichen, und ihre Häuser durften sie nicht höher bauen als die Moslime, ihre Kinder nicht im Arabischen unterrichten.

Besonders häufig wurde das schon von Omar erlassene Gesetz erneuert, welches Christen und Juden von allen Staatsanstellungen ausschloss. Doch hat sich dasselbe bis auf den heutigen Tag als undurchführbar erwiesen, weil Unwissenheit oder Trägheit den Moslimen die Dienste der Christen auf den Staatskanzleien oder in der Diplomatie immer wieder unentbehrlich machten.

Im Osmanenreiche wurden die Schutzgenossen mit dem Namen der Rajahs, d. h. der Heerde, bezeichnet. Ursprünglich war dieser Name nicht, was er später wurde, ein Schimpfname, auch wurden die Rajahs in der ersten Zeit, wenn sie die Kopf- und Grundsteuer regelmässig entrichteten, milde behandelt, gemäss dem Grundsatz des Reiches, dass man ein gebeugtes Haupt nicht abschlagen solle, aber das Recht der Eroberung wurde ihnen gegenüber unerbittlich geltend gemacht. Vom Antheil an der Staatsverwaltung waren sie ausgeschlossen, ihr Zeugniß wurde vor dem Gerichte der Moslime nicht angenommen, sie durften, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Glocken nicht läuten, nicht Waffen tragen und mussten durch den Schnitt ihrer Kleider, durch Farbe und Gestalt ihrer Wohnungen sich von den Moslimen unterscheiden. Lange Zeit mussten sie auch den fünften Theil ihrer Knaben für die Truppe der Janitscharen stellen. Die Verachtung, welche die Moslime den Christen entgegen brachten, hatte für diese allerdings den einen Gewinn, dass man ihnen die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten, den Unterricht der Jugend, die Justizpflege, das Polizeiwesen, überliess. So erklärt sich, dass die christlichen Kirchen sich bis heute erhalten haben. Bei der grossen Zahl der Christen in der Türkei nahmen die Spitzen der Geistlichkeit eine ähnliche Stellung ein wie einst im Chalifenreiche; der griechische Patriarch war eine wichtige politische Persönlichkeit, aber an willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Christen, an aussergewöhnlichen Steuerauflagen, an furchtbaren Gewaltmassregeln bei der Steuererhebung und blutigen Verfolgungen hat es Jahrhunderte hindurch so wenig als in unsern Tagen gefehlt.

Intoleranz gegen Andersgläubige ist bekanntlich nicht dem Islam allein eigen; die Stellung welche die Schutzgenossen in den islamitischen Reichen wenigstens in den bessern Zeiten eingenommen haben, mag sogar den Schein wecken, als sei der Islam toleranter als das Christenthum. Es ist wahr, die

Christen haben Andersgläubige leidenschaftlicher, grausamer verfolgt als die Moslime, aber nie haben sie dieselben so verachtet. Der Duldung, welche der Islam geübt hat, liegt durchaus nicht etwa der Gedanke der Gewissensfreiheit zu Grunde, sondern einzig und allein die Verachtung der Andersgläubigen. Nur insoweit hat der Islam dieselben geschont als nöthig war, um sie mit Erfolg ausbeuten zu können. Wo einzelne aufgeklärte Herrscher eine bessere Duldung geübt haben, da thaten sie es im Widerspruch mit dem Buchstaben und dem Geiste des Korans. Der Islam ist principiell intolerant, während das Christenthum sich stets nur im Widerspruch mit dem Geiste seines Stifters so hat zeigen können. Wenn einzelne Koranstellen aus der ersten Zeit des Propheten Christen und Juden mit den Moslimen auf Eine Linie stellen, so darf man daraus nicht, wie häufig geschehen ist, den Schluss ziehen, der echte Islam sei tolerant. Diesen Stellen stehen andere aus späterer Zeit gegenüber, durch welche sie aufgehoben sind. Der wahre Geist des Islam spricht sich in den Worten Omars aus: »Wir müssen die Christen verschlingen und unsere Nachkommen müssen ihre Nachkommen verschlingen, solange der Islam besteht“ *). Der stolze Geist Omars, der in allen Nichtarabern eine elende, zum Dienen bestimmte Race sah, ist zum Gemeingut der Moslime geworden. Der Moslim weiss sich zur Herrschaft berufen; erst wenn die Andersgläubigen gedemüthigt zu seinen Füßen liegen, kann er ihnen eine verachtungsvolle Duldung gewähren. Wo er sich aber von ihnen überflügelt oder eingeengt sieht, ja wo sie sich nur zu einer gewissen Selbständigkeit emporgearbeitet haben, da wandelt sich die Toleranz der Verachtung in Hass und Verfolgungswuth. Die Aeusserungen des mohammedanischen Fanatismus sind bekannt genug; wir erinnern nur an den grossen Christenmord von Damascus

*) Dozy, Gesch. der Mauren, I. S. 277.

im Jahre 1860, an die zahlreichen Ermordungen von Gesandtschaften, an die bulgarischen Greuel vor dem letzten türkisch-russischen Kriege. Wo vollends Moslime unter christlicher Herrschaft stehen, fühlen sie sich auch bei der mildesten Behandlung in ihrem Herrscherrechte verletzt. Jede Erregung des religiösen Gefühls bei Festen oder Wallfahrten lässt dann die Flamme des Fanatismus emporlodern, und es bedarf jedesmal besonderer Klugheit und Vorsicht von Seiten der Behörden, um blutige Ausschreitungen zu verhindern.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind, beiläufig gesagt, auch die Versicherungen der Treue zu beurtheilen, welche mohammedanische Unterthanen und Fürsten den christlichen Regierungen geben; ebenso die Reformgesetze der türkischen Regierung, der Hatti-scherif von 1839, der Hatti-humajum von 1856, die Irade von 1875, welche Gleichberechtigung der verschiedenen Bekenntnisse im ottomanischen Reiche decretiren. Sie stehen im Widerspruch mit Koran und Sonna; ihre Ausführung würde daher einen Bruch mit dem Islam bedeuten. Wenn Fuad Pascha in seinem politischen Testamente die Behauptung gethan hat, dass die Reformen, welche allen Bekenntnissen gleiche Rechte gewähren, mit dem Geiste des Korans nicht in Widerspruch ständen, so hat er sich einfach in einem grossen Irrthum befunden.

Fassen wir nunmehr noch die socialen Verhältnisse der herrschenden Classen in's Auge *). Gegenüber der aristokratischen Sinnesweise der Araber vertrat der Islam eine demokratische Tendenz. Mohammed hatte die Gläubigen für Brüder erklärt und den Ansprüchen des Adels gegenüber gesagt: »Nur der

*) Quellen: Ausser den S. 182 angeführten Werken: A. v. Kremer, Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islams 1873, S. 18 ff; und die schon mehrmals genannte Culturgeschichte desselben Verfassers, II. S. 136 ff.

von euch ist am meisten von Gott geehrt, der am frömmsten ist." Mit dem Siege der Omajjaden über die demokratische Partei der Frommen in Medina kam noch einmal die arabische Aristokratie zur Herrschaft. Unter dem Chalifate der Omajjaden wurden die wichtigsten Staatsämter fast ausschliesslich an Glieder der edeln Familien gegeben. Allein der demokratische Geist gewann bald wieder die Oberhand. In einem alten Gedichte heisst es: »Mein Vater ist der Islam; keinen andern Vater brauche ich, wenn auch jene mit der Abstammung von Kais und Tamim (edle arabische Stämme) sich brüsten." Gegen die Ansprüche des arabischen Adels erhoben sich ganz besonders die Neumoslime der unterworfenen Länder. Sie waren in der ersten Zeit die Clienten der Araber und mussten sich von diesen eine sehr erniedrigende Behandlung gefallen lassen. Nie wurde der Client mit einem Ehrennamen angeredet; bei der Tafel musste er hinter dem sitzenden Araber stehen; bei einem Begräbniss durfte er das Leichengebet nicht sprechen, wenn ein Araber da war. Wollte einer die Tochter eines Clienten heirathen, so musste er den Schutzherrn um ihre Hand bitten. Als man einst einen Araber tadelte, dass er einen Clienten beim Gebet als Vorbeter hatte auftreten lassen, sagte er: »Ich wollte mich vor Gott dadurch demüthigen, dass ich hinter einem Clienten mein Gebet verrichtete." Natürlich trachteten die Neumoslime nach Gleichberechtigung, auf welche sie um so mehr Anspruch zu haben glaubten, als sie in Koran und Sonna meist viel besser bewandert waren als ihre Schutzherrn. Es entstand in Persien die Partei der Schoubiten, welche die Perser sogar höher stellen wollte als die Araber.

Schon der Omajjade Omar II. begünstigte die Bestrebungen der Clienten. Als man ihm zum Vorwurf machen wollte, dass er in Kairo zwei Clienten neben einem Araber zu Oerrichtern ernannt hatte, sagte er: »Was kann ich dafür, dass die Clienten sich emporarbeiten und ihr zurückbleibt?" Durch die Abba-

siden kam vollends das persische Element zur Herrschaft; die Vermischung zwischen Persern und Arabern, die man früher durch ein Gesetz, laut welchem ein Araber eine Perserin nicht einmal zur Concubine haben durfte, zu hindern versucht hatte, liess sich nicht mehr hintertreiben. Die Einführung fremder Slavinnen half mit, die Reinheit der arabischen Race zu vernichten; es entstand ein Bastardgeschlecht, das von Ahnenstolz nichts mehr wusste. Der Dichter Maarri sagt: »Die Welt hat sich vermengt; die Bewohnerin der Ebene mit der Tochter der Gebirge; die Mutter des Nomairiten ist eine Türkin und die des Okailiten eine Slavinn aus Samarkand.« So bildete die Bevölkerung der besten Länder bald eine chaotische Masse, die nichts mehr von den altarabischen Tugenden, wohl aber viel von den Lasten der Unterworfenen an sich hatte. In Persien ragten über das Niveau der grossen Masse fast nur die Dihkans heraus, die Nachkommen des grundbesitzenden persischen Adels, die den Islam angenommen hatten. Da ihnen als Moslimen in der ersten Zeit kein Grundbesitz gestattet wurde, entschädigte man sie dadurch, dass man sie zu Steuereinnehmern ernannte; so wussten sie sich schnell eine nicht unbedeutende Gewalt zu sichern. In den Städten aber entstand ein zahlreiches Proletariat, das in den Händen von Kronprätendenten und fanatischen Theologen zu einer gefährlichen Macht wurde. In den Zeiten des Glanzes war noch ein guter Mittelstand vorhanden, bestehend aus Kaufleuten, Gewerbtreibenden, Handwerkern, Beamten und Gelehrten. Die Araber hatten sich bald dem Handel zugewandt, während sie die Ausübung des Handwerks lange noch den Slaven überliessen; in den Städten aber begannen auch sie das Handwerk zu treiben, als der Adelsstolz geschwunden war. Früher nannte sich auch der geringste Araber stolz mit dem Namen des Vaters und des Stammes, z. B.: Abdallah, Sohn des Ahmed, der Adite, nun aber fügte man das Handwerk zum Namen, Mohammed, Sohn des Schneiders, oder Ahmed

der Schmied. An die Stelle des Stammes trat die Akilahgemeinde, die Zunft, die auf dem Bazar ihre bestimmte Reihe von Buden hatte und in Strafsachen für jedes ihrer Glieder haftete.

Allein der Mittelstand, der gesunde Kern des Volkes, verlor immer mehr an Bedeutung für das sociale und politische Leben, und eine andere Classe gewann die höchste Macht. Es waren diess die Slaven. Um sich ein Gegengewicht gegen die Araber, Perser und Syrer zu verschaffen, umgaben sich die Chalifen schon in der Glanzzeit der Abbasiden mit einer ungeheuren Menge von Slaven. Es war bequemer, Slaven zu Beamten zu haben, weil man über ihr Leben Niemand Rechenschaft schuldig war und sie nach Belieben ein- und absetzen und hinrichten konnte. Insbesondere schuf man sich eine Leibwache von türkischen und berberischen Slaven. Schon unter Motassim († 842) bestand der Kern des Heeres aus weissen Slaven, den sogenannten Mamluken. Die Araber wurden bald auch aus den Anführerstellen verdrängt, ja sogar die wichtigsten Hofämter kamen in die Hände ausländischer Slaven, die allerdings häufig eine nicht unbedeutende Bildung besaßen, aber weder nationale noch religiöse Interessen kannten. Im Laufe der Zeit sanken die Chalifen zu willenlosen Werkzeugen der fremden Truppenführer herab; sie sahen sich genöthigt, ihre Unterthanen der Willkür der Ausländer preiszugeben, nur um den Thron behaupten zu können. Der Mittelstand verarmte unter dem Druck der Söldner und Beamten, das Volk wurde zur rohen, ungebildeten Masse, die keine höhern Interessen mehr besass und stumpfsinnig sich dem Despotismus fügte.

Zur höchsten Ausbildung kam die Slavenherrschaft in Egypten. Dort waren es hauptsächlich Türken, Griechen und Circassier, welche als Mamluken die Sultane beherrschten. Die sogenannten Mamlukensultane, welche 130 Jahre über Egypten regierten, waren vollständig in der Gewalt ihrer weissen Sla-

ven, die mit Verachtung auf die freien Moslime hinunterschaute und ihren Ruhm darein setzten, auf dem Sklavenmarkte gekauft zu sein.

Im spanischen Omajjadenreiche und in den später sich bildenden kleinern Reichen nahmen die Dinge einen ähnlichen Verlauf wie im Osten. Den Arabern standen dort die Renegaten der einheimischen Bevölkerung gegenüber, mit denen sich nicht selten die Geistlichkeit verband, weil die Araber grossentheils sich um den Islam wenig kümmerten. Die alten arabischen Geschlechter verarmten und starben aus; am Hofe kamen berberische Truppenführer zur Herrschaft und die sogenannten Sklaven, weisse Sklaven, die von Piraten geraubt oder aus jüdischen Händen in den italienischen Hafenstädten gekauft worden waren. Ihren Namen erhielten sie, weil im Anfang die Mehrzahl derselben slavische Kriegsgefangene waren; bald bezeichnete man aber mit dem Namen Sklaven alle weissen Sklaven, Galizier, Franzosen, Lombarden, Deutsche. Sie und die Berbern verdrängten die Araber aus den höchsten Aemtern und Anführerstellen *).

Der Mittelstand, der sich durch Handel und Gewerbsthätigkeit grosse Reichthümer erworben hatte, wurde aufgerieben im Kampfe gegen ein wildes Proletariat, das, bald von ehrgeizigen Abenteurern und fanatischen Theologen geführt, bald auf eigene Faust, Tumulte erregte und dabei grosse Stadtviertel, ja ganze Städte in Asche legte. Das Ende war, dass alle Stände in hoffnungslosem Kampfe gegen allmächtige Hofbeamte und Truppenführer sich aufrieben.

Im Osten entstand in den verschiedenen Sultanaten ein militärischer Lehnsadel. Die Herrscher gaben die eroberten Länder ihren Truppen zu Lehen. Diese hatten dafür im Kriegsfall

*) Dozy, Geschichte der Mauren in Spanien, II. S. 38. ff.

eine der Ausdehnung ihrer Güter entsprechende Zahl Bewaffneter zu stellen. Ursprünglich wurden die Lehen nur auf Lebzeiten gegeben, aber bald vererbten sie sich vom Vater auf den Sohn. Der Grundbesitz kam so in die Hände einer grossen Zahl halbsouveräner Dynasten, die zum Theil nicht unbedeutende Macht erlangten, da Einzelne über Tausende von Kriegen verfügten. Sie sprachen auf ihrem Gebiete Recht, erhoben Ein- und Ausfuhr- und Transitzölle und bedrückten ihre Unterthanen, Moslime und Schutzgenossen, häufig auf's Härteste.

Dieses System, das schon bei den Seldschukken durchgeführt war, wurde durch die Türken und Tataren über alle Reiche des Ostens verbreitet.

In manchen Provinzen des türkischen Reiches, so in Bosnien, gab es einen grundbesitzenden Adel, der ungefähr den Dihkans im alten Persien entsprach. Er bestand aus dem alten zum Islam übergetretenen Adel und anderen Renegaten und übte eine harte Herrschaft wie der Lehnsadel, so dass nicht selten Aufruhr und Massenauswanderung der Rajahs vorkam.

Eine Art militärischer Slavenherrschaft übten im türkischen Reiche lange Zeit auch die Janitscharen, jene ursprünglich aus geraubten Christenknaben gebildete Truppe, zu der sich aber im Laufe der Zeit auch andere Elemente gesellten, und die dann Jahrhunderte hindurch weniger der Schrecken der Feinde als eine Landplage für die einheimische Bevölkerung war, bis sie endlich im Jahre 1826 im Einverständniss mit den Ulema durch Mahmud II. vernichtet wurde.

Dieser Sultan war es, der auch die Macht des Lehnsadels, der Timarlis und der Dereh-begs, brach. Seither giebt es im türkischen Reiche nichts, was einem Geburtsadel gleich sähe. Die Moslime sind eine unorganische Masse, aus der nur die hierarchisch gegliederte Geistlichkeit und die Beamtenwelt hervorragt. Die höhern Civilbeamten und die Officiere bilden eine

Classe für sich, aber echtes Standesbewusstsein, Standesehre, Pflichtgefühl sind ihr unbekannte Dinge. Da häufig Slaven oder Bediente von Beamten zu den höchsten Aemtern gelangen, kennt man dem Sultan gegenüber bloss slavische Unterwürfigkeit; etwas von freiem Gehorsam und ritterlicher Treue gegen das Herrscherhaus würde man vergeblich suchen. Von der Masse unterscheidet diesen Beamtenstand nur der Dünkel, mit dem er auf die Gewerbtreibenden, Ackerbauer und Handwerker hinuntersieht.

Bei solchen Verhältnissen darf es uns nicht wundern, wenn in den meisten Ländern des Islam der Begriff des Vaterlandes so gut wie unbekannt ist. Wie jenem Dichter der Islam sein Vater, so ist jedem Moslim der Islam sein Vaterland. Zur Erstickung des Nationalgefühls hat auch der Umstand viel beigetragen, dass der Islam das ganze äussere Leben in feste religiöse Formen zwingt und für alle Gebiete unabänderliche Gesetze giebt; denn damit hat er den verschiedenen Volkscharacteren die Möglichkeit sich zu äussern geraubt. Nur da, wo früh der Zusammenhang mit dem Chalifenreiche sich lockerte und die Herrscher in den alten nationalen Erinnerungen des Volkes eine Stütze ihrer Selbständigkeit suchten, hat sich noch etwas Nationalgefühl erhalten. Dasselbe macht sich hauptsächlich als Nationalhass geltend, aber auch dieser Hass ist sich seines ursprünglichen, nationalen Characters nicht bewusst geblieben, sondern sucht, wie z. B. im Streit zwischen Schiiten und Sunniten, seine Begründung in religiösen Differenzen.

Blicken wir auf das Leben der Gesellschaft in der Welt des Islam noch einmal zurück, so werden wir sagen müssen, dass der Eindruck, den wir empfangen, nicht günstiger ist als bei dem Leben der Familie. Vor Allem müssen wir dem Islam den Vorwurf machen, dass er die Sklaverei principiell aufrecht hält und damit Millionen Menschen zur Knechtschaft verurtheilt. Trotz der Milde, welche der Koran den Slaven gegen-

über vorschreibt, und welche im Grossen und Ganzen auch geübt worden ist, sind Grausamkeiten aller Art unvermeidlich geworden. Auch die Behandlung der Schutzgenossen war häufig eine sehr harte; man hat dieselben gewaltsam auf eine tiefe Stufe der Cultur hinabgedrückt und systematisch ausgesogen. Die Sklaverei und die Bedrückung der Schutzgenossen sind aber den herrschenden Classen zum Verderben geworden, indem sie zu der Zersetzung der Gesellschaft in den Culturländern des Islam wesentlich beigetragen haben.

Allerdings haben dabei auch andere Factoren mitgewirkt. Die erste Ursache des Zersetzungsprocesses haben wir in dem heiligen Kriege zu sehen, der eine Menge der verschiedenartigsten Völker durcheinander würfelte und so die Nationalitäten zerstörte. Auch in der christlichen Welt hat eine solche Völkermischung stattgefunden, aber nach einer gewisser Zeit haben sich neue Nationen und innerhalb derselben die Stände entwickelt. Bei den Völkern des Islam war die Neubildung ungemein erschwert. Moslime und Schutzgenossen waren durch eine zu weite Kluft von einander getrennt, als dass ein gesunder socialer Organismus sich hätte bilden können. Aber auch das Leben der herrschenden Classen konnte sich nicht in normaler Weise gestalten; dieselben lösten sich in eine characterlose Masse auf. Nicht am wenigsten ist daran die Sklaverei schuld. In den Culturländern bewirkte die Slaveneinfuhr die Zerstörung des Familienlebens bei den höhern Ständen; der alte Adel wurde durch das Haremsleben vernichtet, weil man auf die Abstammung von mütterlicher Seite kein Gewicht mehr legen konnte; und wo sich Ansätze zur Bildung eines neuen Adels zeigten, hinderten dieselben Einflüsse ihre Entwicklung. Durch die endlosen Bürgerkriege und die verkehrte innere Politik der Herrscher wurde der Mittelstand zu Grunde gerichtet, und als vollends die Slavenherrschaft begann, wurde die Gesellschaft zum hoffnungslosen Chaos.

Man muss es als ein tragisches Geschick bezeichnen, dass gerade die grosse Milde, mit welcher man die Slaven gemäss dem Koran behandelte, die Sklaverei für die Völker des Islam hat zum Fluch werden lassen. Deutlich zeigt sich hier, dass alle Verbesserungen einer verkehrten socialen Einrichtung verlorene Mühe sind, dass allein deren völlige Aufhebung eine wirkliche Besserung herbeiführt.

VII.

DIE CULTUR DES ISLAM *).

Es ist bekannt, dass der Islam eine grosse Epoche der Cultur heraufgeführt hat, einer Cultur, von der jetzt nur noch Trümmer vorhanden sind, welche uns indessen doch eine Ahnung der vergangenen Herrlichkeit zu geben vermögen. Häufig ist diese Cultur überschätzt, nicht selten aber auch unterschätzt worden. Ein richtiges Urtheil über ihren Werth oder Unwerth zu gewinnen, ist ausserordentlich schwer; man wird ihr immer mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen. Die sorglose Lebensfreude, die stolze Sicherheit, die aus ihr spricht, üben auf den Betrachter eine bezaubernde Gewalt und reissen ihn fort zu freudiger Bewunderung; bei längerem Verweilen in dieser Welt voll poetischen Zaubers überkommt ihn aber das Gefühl als ob derselben der tiefere geistige Gehalt, die Seele, fehle, und wenn er den Mitteln nachspürt, durch welche sie zu Stande

*) Hauptquellen: A. v. Kremer, Culturgesch. II. S. 176 ff. Die Stände und ihr Leben. S. 273 ff. Handel und Gewerbe.

A. F. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Berlin 1865.

J. v. Hammer, Länderverwaltung unter dem Chalifate. Vámbéry, Der Islam im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1875.

gekommen ist, so vermag er sich eines geheimen Grauens nicht zu erwehren.

Fassen wir zunächst die mehr materielle Seite des islamitischen Culturlebens in's Auge, um die Betrachtung des geistigen Lebens, das in Wissenschaft und Kunst seine Aeusserung findet, einem besonderm Abschnitte vorzubehalten.

Die Araber der ersten Zeit verfügten über Mittel, wie sie kaum in der römischen Kaiserzeit den herrschenden Classen zu Gebote gestanden haben. Die Schätze von drei Welttheilen, die Er rungenschaften der byzantinischen, persischen und westgothischen Cultur waren ihnen so zu sagen in den Schooss gefallen. Es galt keine Neuschöpfung, es handelte sich bloss darum, in die alte Cultur sich hineinzuleben, sie aufrecht zu halten und mehr oder minder frei weiter zu entwickeln.

Rasch, unglaublich rasch fanden sich die Moslime in das neue Leben hinein. Nur die erste Generation stand fast erschrocken vor dem Reichthum der Welt, die Allah seinen Gläubigen gegeben hatte. Mitten unter unermesslichen Schätzen lebten die ersten Chalifen und manche ihrer Statthalter und Feldherrn einfach, dürftig, wie die alten Wüstenbewohner. Omar genoss nur Gerstenbrot und Datteln und schlief auf einem mit Palmenfasern gefüllten Polster. Bei der Pilgerfahrt gönnte er sich kein Zelt; Frauen verschmähten ihn, weil sie das dürftige Leben in seinem Hause fürchteten. In Medina machte er nicht selten des Nachts die Runde durch die Stadt. Man erzählt, dass er einmal eine neu angekommene Karawane persönlich bewachte, damit die Kameeltreiber schlafen könnten. Said ibn Amir, der Statthalter von Himss, musste Staatsgeschäfte versäumen, weil er nur Ein Hemd besass und selbst sein Brot backte. Aber bald lernte man die Reichthümer gebrauchen. Die vornehmen Städtebewohner hatten schon vor dem Islam die Genüsse der benachbarten Culturländer gekannt; sie setzten das alte Leben in grösserm Stile fort, und ihrem Beispiele folgten die Andern.

In den Hauptstädten erhoben sich prachtvolle Bauwerke. »Der Chalifenpalast zu Damascus,« sagt v. Kremer, »strahlte von Gold und Marmor; prächtige Mosaike zierten die Wände und den Boden; immerfliessende Springbrunnen und Cascaden verbreiteten eine angenehme Kühle, und ihr Murmeln lud zum erfrischenden Schlummer ein. Herrliche Schlingpflanzen und schattige Bäume dienten zahllosen Singvögeln zum Aufenthalte. Die Decken der Gemächer glänzten in Gold- und Farbenschmuck und buntem Getäfel, reichgekleidete Sklaven in seidenen Stoffen von greller Farbe erfüllten die Räume, und in den innern Gemächern hausten die schönsten Frauen der Welt.»

Nicht weniger glänzend war der Chalifenpalast zu Bagdad ausgestattet, der ein ganzes Stadtviertel umfasste. In der Erbauung der herrlichsten Paläste und Landhäuser wetteiferten hohe Beamte und reiche Kaufleute mit den Chalifen. In Spanien soll Abderrahman III. zwei Drittel der Staatseinnahmen auf Bauten verwendet haben. Bei Cordova und Sevilla erstreckten sich an den Ufern des Guadalquivir meilenweit schattige Gärten, aus deren Grün zahllose Villen und Paläste hervorschimmerten. Als ein Wunderwerk wird der stadtähnliche Palast Zahra geschildert, den der vorhin genannte Chalif einer Lieblingssclavin zu Ehren im Jahre 936 n. Chr. unweit Cordova zu bauen begann. Man soll in demselben 4312 Säulen und 15000 Thüren gezählt haben. Von unerreichter Pracht soll eine Halle dieses Palastes gewesen sein, deren Dach und Wände aus Marmor und Gold bestanden und mit Perlen und Edelsteinen verziert waren. Von dem Glanze spanisch-arabischer Cultur zeugen unter Anderm heute noch die Reste der Alhambra, des Fürstenschlosses von Granada, das erst im vierzehnten Jahrhundert gebaut wurde, als die maurischen Fürsten schon den spanischen Königen tributpflichtig geworden waren.

In den Palästen der Moslime wurde ein Genussleben geführt, das in der Geschichte fast beispiellos dasteht. Der Hofhalt des

Abbasiden Mamun soll täglich siebzigtausend Franken gekostet haben. Mamuns Grossvater Mahdi verwendete auf eine einzige Wallfahrt nach Mekka sechs Millionen Dinar (zu 10 fr.). An Baumeister, Dichter, Gelehrte, Favoritinnen wurden Hunderttausende gegeben. Zur Fütterung der Fische in den künstlichen Teichen des Palastes Zahra seien täglich, so berichten arabische Schriftsteller, achttausend Laibe Brot bestimmt gewesen, die Anzahl der Diener im Schlosse habe sich auf mehr als dreizehntausend belaufen, wozu noch dreitausend siebenhundertfünfzig Slaven gekommen seien, und der Harem habe sechstausend dreihundert Weiber umschlossen. Im Palaste des Abbasiden Muktadir († 933) befanden sich elftausend Eunuchen. Als er den Gesandten des byzantinischen Kaisers Audienz ertheilte, waren siebentausend Eunuchen und siebenhundert Thürhüter aufgestellt; zur Ausschmückung des Palastes hatte man über zwölftausend Stück golddurchwirkte Seidenstoffe verwendet. Im Hofe standen hundert gefesselte Löwen, und im Hauptsale befand sich ein Baum von massivem Golde, der achtzehn grosse Aeste hatte und mit goldenen und silbernen Vögeln bedeckt war, welche vermittelst einer Maschinerie Töne von sich gaben *).

Zum Haushalte der Reichen gehörten Tausende von Personen; man entwickelte eine Gastfreundschaft ohne gleichen, Schaaren von Parasiten wurden täglich bewirthet, und bei besondern Anlässen speiste man auch das Volk. Ein reicher Privatmann in Bagdad hatte zwei grosse Küchen, jede mit einigen hundert Feuerstellen, die täglich in Anspruch genommen wurden. Einer überbot den andern in der Bewirthung der Gäste durch kostspielige, seltene Gerichte. Ein Prinz aus dem Hause der Abbasiden schrieb selbst ein Kochbuch. Gleichen Luxus trieb man in der Kleidung; die Frauen wurden mit kostbaren

*) Schlosser, Weltgeschichte IV. S. 169.

Stoffen und Schmuckgegenständen so überladen, dass sie sich kaum bewegen konnten. Schon die Frau des ersten Abbasiden besass einen Rosenkranz, der fünfzigtausend Dinar gekostet hatte. Auch die Männer verwandten ungeheure Summen auf ihre Toilette; mit kostbaren Oelen salbten sie sich Bart und Haar, und die Spuren des Alters vertilgten sie durch falsche Locken und Färben des Bartes.

Ausser an den Freuden des Harems ergötzte man sich an Weingelagen, an Wettrennen, an Hunde- und Hahnenkämpfen, an Schachspiel und Hazard. Grossen Gefallen fand man jederzeit an Musik und Dichtkunst.

Vergessen wir über dem, was auf mehr oder minder nutzlosen Luxus verwendet wurde, nicht, was bessern Zwecken diente. Nicht geringere Summen als für den Bau der Paläste wurden für den von Moscheen ausgegeben. Die Johanneskirche zu Damascus wurde mit allen Mitteln byzantinischer Baukunst in die Omajjadenmoschee umgewandelt; in allen Städten entstanden Moscheen, deren Pracht mit derjenigen der christlichen Kirchen mindestens auf gleicher Höhe stand. Bassra wurde wegen seiner zahllosen Moscheen der Dom des Islam genannt. In Cordova zählte man unter Abderrahman III., als die Stadt fünfmalhunderttausend Einwohner hatte, dreitausend Moscheen. An der grossen Moschee dieser Stadt, welche sich an der Stelle der christlichen Cathedrale erhob, wurde über hundert Jahre gebaut.

Auch für die höhern Schulen wurden in allen Städten prachtvolle Gebäude errichtet. Die Freigebigkeit mancher Chalifen zeigte sich dabei im schönsten Lichte, und Favoritinnen, Princessinnen und reiche Beamten wetteiferten mit ihnen. Auch Bäder, Herbergen, Brunnen, Wasserleitungen wurden bald auf Staatskosten, bald von wohlthätigen Privaten gebaut. Cordova hatte unter Abderrahman III. dreihundert öffentliche Badeanstalten. Schon die Omajjaden bauten grosse Spitäler in Da-

mascus, in andern Städten folgte man ihrem Beispiele. Bagdad scheint ihrer eine grosse Zahl gehabt zu haben. Unter Moktadir standen die sämtlichen Spitäler der Stadt unter der Leitung eines christlichen Arztes. Moktadir gründete einen neuen Spital und bestritt auch die Unterhaltungskosten desselben, die sich monatlich auf zweihundert Dinar beliefen.

In den besten Zeiten des Islam wurde von einsichtigen Herrschern und Statthaltern auch dem Bau und der Unterhaltung der Verkehrsstrassen, der Canäle und Dämme grosse Aufmerksamkeit geschenkt. Ackerbau und Handel nahmen gewaltigen Aufschwung. Landstriche, die unfruchtbar gewesen waren, wurden durch systematische Canalisirung in Culturboden umgewandelt. In Sicilien schenkte man der Olivencultur grosse Sorgfalt, die Baumwolle und das Zuckerrohr wurden eingeführt. In Spanien wurden die Ebenen von Granada, Murcia und Valencia mit Bewässerungsteichen und Wasserleitungen versehen, so dass das Land alle Producte im Ueberfluss hervorbrachte.

Bei dem Luxus, der in den Palästen der Grossen getrieben wurde, kamen auch das Handwerk und das Gewerbe zu hoher Blüte. Die Provinzen des Chalifenreiches suchten einander besonders in der Herstellung kostbarer Seidenstoffe den Rang abzulaufen. Schon unter den Sassaniden war in Persien die Seidenindustrie hoch entwickelt, unter dem Chalifate blühte dieselbe weiter. In der Fabrication von Kleiderstoffen nahm Bagdad den ersten Rang ein, dort wurde namentlich die Goldstickerei mit höchster Kunstfertigkeit betrieben. Es kam häufig vor, dass Stoffe aus andern Städten erst nach Bagdad geschickt und dann von dort wieder in die Heimat importirt wurden. Die östlichen Provinzen lieferten ausser Seide Wollen- und Baumwollentoffe. Das westliche Asien zeichnete sich durch Lederarbeiten und Leinwandstickerei aus. In Syrien blühte die Glasindustrie, in Egypten die Papierfabrication. Dem theuern egyptischen Papier machte seit dem dritten Jahrhundert der

Hedschra das wohlfeile Baumwollenpapier, das im Osten fabricirt wurde, erfolgreiche Concurrenz. Der Papierhandel nahm einen ungeheuren Aufschwung; Jahrhunderte lang wurde auch das Abendland vom moslimischen Osten mit Papier versehen. Vorzügliches wurde auch, namentlich von Persien, in Metallarbeiten, in Waffenfabrication, im Einlegen und Ciseliren von Waffen und Geschirren geleistet.

Das Aufblühen des Handels wurde durch die Pilgerfahrt, durch die der Wandertrieb geheiligt war, sehr begünstigt. Der Prophet gestattete, während derselben Handel zu treiben; so nahmen denn die Pilger die Erzeugnisse ihrer Heimath mit auf die Reise und tauschten sie unterwegs oder in Mekka gegen fremde Waaren um. Auch sonst zeigte sich der Prophet dem Handel günstig. »Gott ist es,« heisst es im Koran, (Sure 45) »der euch das Meer unterthänig gemacht hat, damit die Schiffe auf sein Geheiss dasselbe durchsegeln, auf dass ihr durch Gottes Huld Handelsvortheile erlanget und dankbar seiet.« Der Gedanke, dass die Schiffe, »die wie Berge hoch das Meer durchfahren,« eine Wohlthat Gottes seien, kommt im Koran vielleicht ein Dutzend Mal vor.

Dem Handel kam im Chalifenreiche besonders der Umstand zu Statten, dass durch das ganze ungeheure Reich die vollste Freizügigkeit herrschte. So kamen die Erzeugnisse der Länder ungehindert in die entlegensten Gegenden. Auf allen Strassen begegneten sich kleine und grosse Carawanen, und auf den Meeren schwammen zahllose Handelsschiffe. Die Westküste Indiens bedeckte sich früh mit Handelscolonien; der Islam durfte sich dort offen zeigen, schon im zweiten Jahrhundert baute man in indischen Städten Moscheen. In Saimur wohnten zehntausend Moslime, die ihren Kadi, also ihre besondere Gerichtsbarkeit, hatten wie die Bewohner der Städte des Chalifenreiches.

In Spanien scheint der Handel unter den Omajjaden sich

noch kräftiger entwickelt zu haben als im Osten; Ein- und Ausfuhrzölle bildeten in der Glanzzeit den grössten Theil der Staatsseinnahmen. Unter Abderrahman III. war der Wohlstand so allgemein, dass kein Moslim mehr zu Fuss ging.

Wir können die Geschichte der islamitischen Cultur nicht durch ihre ganze Entwicklung verfolgen. Es genügt zu sagen, dass überall, wo neue islamitische Reiche entstanden, eine kürzere oder längere Epoche hoher Cultur begann, die im Wesentlichen denselben Character trug wie die der Chalifenzeit. Das Abendland staunte ob der Pracht und dem Reichthum, denen gegenüber sich die Errungenschaften der eigenen Cultur beinahe ärmlich ausnahmen. Arabisches Hofleben bürgerte sich an manchem europäischen Hofe ein. Von dem Aufsehen, das die Erzeugnisse der mohammedanischen Industrie hervorriefen, legen noch jetzt die arabischen Namen Zeugnis ab, welche in die europäischen Sprachen eingedrungen sind, wie Damast, Atlas, Musseline, Barchent.

Es fragt sich: welchen Antheil hat der Islam an dieser Cultur, und in wie weit lässt sich von ihm behaupten, dass er eine gesunde Culturentwicklung anzubahnen und aufrecht zu halten im Stande sei?

Der Antheil, den der Islam an dem hochgesteigerten Culturleben seiner Völker gehabt hat, ist ein sehr bedeutender. Er hat dazu zunächst den äussern Anstoss gegeben, indem er die Araber aus dem kleinlichen Treiben des Stammlebens heraus hob und den Gedanken der Weltherrschaft in ihnen weckte. Allah gehört die Welt, und er verleiht sie seinen Knechten — dieser Gedanke hat den Arabern das Selbstvertrauen gegeben, durch das sie rasch zu Herren der Erde wurden. Damit erweiterte sich ihr Gesichtskreis; eine Menge früher ungekannter Bedürfnisse und Interessen wurden in ihnen geweckt; Freude am Leben und an den Gütern desselben, den natürlichen und den geistigen, Muth und Lust, die Kräfte zu bethätigen, muss-

ten sich bei dem Volke der Eroberer einstellen. Aehnliches geschah auch später, als andere Völker in das Erbe der Araber eintraten und den Gedanken der Weltherrschaft der Gläubigen aufnahmen.

Der Islam hat die grossen Städte, die Mittelpunkte, in denen alle Güter der Welt zusammenflossen, in's Dasein gerufen, er hat eine Menge Länder, die vorher durch Sprache, Religion, Gesittung und Politik getrennt waren, unter Ein Scepter und was mehr ist, unter die Herrschaft derselben religiösen und politischen Ideen gebracht, durch sein Ceremonialgesetz hat er der ganzen Völkermasse, die er umfasst, ein gleichmässiges Gepräge verliehen, wie es in demselben Masse weder früher noch später irgend anderswo geschehen ist. Das Alles begünstigte das Zustandekommen einer Cultur im höchsten Grade.

Die zahlreichen schönen Züge, welche die islamitische Cultur aufweist, die Humanitätsbestrebungen, die sich in der Gründung von Spitälern und andern Wohlthätigkeitsanstalten geltend gemacht haben, sind gewiss, wenigstens theilweise, auf die Religion zurückzuführen. Allerdings nur theilweise; denn auch das Heidenthum weist da, wo es grosse Culturen zu Stande gebracht hat, ähnliche Bestrebungen auf. Die römischen Kaiser z. B. haben ähnlich wie die Chalifen ihr Augenmerk auf Wohlthätigkeitsanstalten gerichtet, auf Versorgung von Waisen, auf Vertheilung von Lebensmitteln an die Armen u. s. w. Die Chalifen hatten in dieser Hinsicht überdiess ein Vorbild in den byzantinischen Kaisern, die sie nachzuahmen bestrebt waren. Doch hat der Islam gewiss auch directen Antheil an diesen Werken der Humanität, da vom Gesetz des Propheten Wohlthätigkeit und Milde gegen Arme und Schwache nachdrücklich empfohlen wird.

So gewiss aber der Islam am Zustandekommen der Cultur betheiligt ist, so gewiss trägt er auch wesentlich Schuld an ihren Mängeln.

Durch das Gebot des Glaubenskrieges setzte er ein noch rohes Volk mit einem Schlage in den Besitz der Welt und aller äussern Errungenschaften einer Jahrtausende alten Cultur, ehe es für dieselbe geistig reif geworden war; ein Genussleben ohne tiefern Gehalt war die unabweisbare Folge. Dieses Genussleben wurde gefördert durch die Polygamie, die Haremsgesetze und die Slaverei, ganz besonders auch durch die Paradieses-schilderungen des Korans. Die Moslime lernten im Sinnengenuss, in einem Leben, wie man es in den Prachtpalästen Bagdads und Cordovas führen konnte, ihr höchstes Ideal sehen; die Wohnungen der Vornehmen und ihre Festlichkeiten sind nichts anderes als Nachahmungen des Paradieses. Die materielle Richtung des Culturlebens blieb auch später herrschend, weil, wie wir bei der Betrachtung von Wissenschaft und Kunst sehen werden, dem Islam die geistigen Mittel fehlten, das Leben mit tieferm Gehalte zu erfüllen.

Eine gesunde, auf naturgemässer Entwicklung beruhende Cultur, ist die Cultur des Islam von Anfang an nicht gewesen. Sie ist nicht langsam und stetig aus kleinen Anfängen emporgewachsen, sondern plötzlich, wie durch Zauber, entstanden. Man wird unwillkürlich an die römische Kaiserzeit, an diese Culturperiode einer verfallenden Welt, erinnert. Der Glanz in den Städten ist nicht die Frucht eines Jahrhunderte langen Schaffens und Ringens, sondern das Resultat eines grossartigen Raubzuges durch die Welt. Mit dem Aufhören der Eroberungen beginnt der Verfall. Nur einzelne einsichtige Fürsten waren darauf bedacht, der Cultur eine feste Grundlage zu geben, indem sie Ackerbau, Handel und Gewerbe begünstigten. Wo diess geschah, da konnten auch ohne Eroberungen erstaunliche Resultate erzielt werden, weil man über die fruchtbarsten Gegenden der Welt verfügte; aber die Blüte des Landes hing bei dem herrschenden Despotismus zu sehr von der Tüchtigkeit der jeweiligen regierenden Fürsten ab, als dass eine dauernde Cultur

möglich gewesen wäre; die Mehrzahl der Herrscher kümmerte sich um die Zukunft nicht, man sog die Nachbarländer aus, solange dort etwas zu holen war, und nachher die eigenen Provinzen. Selbstverständlich aber waren auch die besten Regenten ausser Stande, dem Volke die geistigen und moralischen Mittel zu geben, auf welche allein eine dauernde Cultur sich gründen kann. Wie wir zum Theil schon gesehen haben, zum Theil noch sehen werden, versagte in dieser Hinsicht dem Islam die Kraft; er zerstörte die Stände, schwächte das Nationalgefühl und die Lust zur Arbeit. Die kriegerischen Tugenden begünstigte er, aber Bürgertugend vermochte er nicht zu entwickeln.

Es ist unbestreitbar, dass die Cultur des Islam gerade wie die der Kaiserzeit sich auf Raub gründete. Die scheinbar ungetrübte Heiterkeit, die aus dem Leben in den Palästen uns entgeglacht, lässt uns den entsetzlichen Hintergrund von Blut und Elend jeder Art, auf dem dasselbe beruht, vergessen. Man hat sich selten klar gemacht, dass Hunderttausende, ja Millionen den Becher der bittersten Noth bis auf die Hefe haben leeren müssen, um einer verschwindend kleinen Minderheit den Genuss höchster irdischer Daseinsfreude zu verschaffen. Man hat auf die christlichen Völker gescholten, welche in den für Musik, Poesie und Naturschönheit schwärmenden Moslimen Spaniens nur Barbaren sahen und mit wilder Grausamkeit sie niedermachten oder aus dem Lande stiessen, als sie nach langem Kampfe ihrer Meister geworden waren, aber man hat wenig bedacht, wie viel sie von denselben zu leiden hatten, solange der Islam siegreich war. Der Lebensfreude gegenüber die in einem Chalifen- oder Sultanspalaste wohnte, sollte die Summe menschlichen Elends, die in der Thatsache liegt, dass Tausende von Slaven, Eunuchen und Haremsfrauen den Palast füllten, doch wohl in Betracht kommen.

Auch ein Anderes wird bei der Beurtheilung islamitischer

Cultur häufig übersehen, dass der grösste Theil derselben byzantinischen und persischen Ursprunges ist, und dass der Islam schon in seiner Glanzzeit durch Krieg und Tyrannei mindestens so viel zerstört als geschaffen hat. Handel und Gewerbe blühten schon unter den Sassaniden eben so gut als unter den Chalifen, für den Ackerbau, für die Herstellung grossartiger Bewässerungssysteme geschah von Seiten der Byzantiner und Perser vielleicht mehr; die Bauwerke der Grossstädte sind zu einem guten Theil aus den Trümmern einer vernichteten Cultur errichtet worden, ja auf jede neu erbaute Stadt kommen zwei bis drei zerstörte.

Von dem Glanze der Chalifenreiche macht man sich überdiess in der Regel übertriebene Vorstellungen. Neben den Palästen standen, wie es in Asien immer der Fall war, zahllose armselige Lehmhütten, in denen Hunger und Mangel wohnten. In Bagdad war Hungersnoth schon in den ersten Jahrhunderten nicht selten, ganze Stadtviertel standen in Ruinen, während in den andern der höchste Luxus wohnte, und grosse Provinzen waren durch Krieg oder gewissenlose Ausbeutung wüste geworden. Von dem Glanze der Paläste reden späte Jahrhunderte, der Jammer in den Hütten und Ruinen vergisst sich schnell.

Die Industrie und der Handel der Chalifenzeit hätten sich nie messen können mit denen des modernen Abendlandes. Die Gewerbthätigkeit war jederzeit mehr auf Farbenpracht und äussern Glanz gerichtet als auf Solidität und Nutzen und diente daher mehr dem verschwenderischen Leben der Grossen als den Bedürfnissen der Gesammtheit.

Wie schwach die Grundlage war, auf der sich die Cultur des Islam erhob, zeigt am deutlichsten ihre kurze Dauer. Zwar trägt daran nicht der Islam allein Schuld, es haben äussere Gründe die Gefahr des Verfalles vergrössert. Ein grosser Theil der Länder des Islam ist nicht culturfähig gewesen in dem

Sinne, den wir mit diesem Worte verbinden. Weite Landstrecken bedürfen der künstlichen Bewässerung; das Versiegen einer Quelle, der Einsturz einer Canalmauer kann für grosse Striche verhängnissvoll werden und die Bewohner zur Auswanderung zwingen. Jeder Krieg, jede sociale Umwälzung, ja sogar die geringere Sorgfalt bei der Landesverwaltung bringt manche Gegenden in Gefahr zu verarmen. Es bedarf häufig grosser vereinter Anstrengung, um ein Land wieder culturfähig zu machen, während bei uns auch nach kriegerischen Verheerungen oder natürlichen Katastrophen das Land auch ohne besondere Anspannung der Kräfte wieder culturfähig wird.

Noch ein Anderes stand der Cultur in den Ländern des Islam im Wege. Wo der Boden sehr reichen Ertrag liefert, und der Arbeitslohn infolge dessen verhältnissmässig gering ist, da häuft sich der Reichthum in den Händen der Grundbesitzer, während die grosse Menge arm bleibt. Bei geringerem Ertrag des Bodens, in einem Clima, wo der Mensch mehr Bedürfnisse hat und also für seine Arbeit grössern Lohnes bedarf, da vertheilt sich der Besitz gleichmässiger, Wohlstand und Bildung werden allgemeiner. In den Ländern des Islam ist durchgängig Ersteres der Fall, es wird daher dort stets bei einer Minorzahl grosser Reichthum sich häufen und Luxus sich entwickeln, die Masse aber wird arm bleiben.

Vor Allem aber sind die Menschen im Osten physisch und geistig anders geartet als bei uns. Der Orientale hat grössere Leidenschaftlichkeit, er ist höherer Begeisterung fähig, überhaupt vielleicht geistig begabter als der Occidentale; dieser dagegen übertrifft ihn an Zähigkeit und Ausdauer, er versteht sich leichter zu anhaltender Arbeit. Und diese Arbeit gerade ist das Geheimniss abendländischer Ueberlegenheit. Auch unter den günstigsten Umständen wird der Cultur des Orients etwas von der männlichen Energie und Nüchternheit des Abendlandes abgehen, was durch jugendliche Leidenschaft und geistige Be-

weglichkeit nie ersetzt wird. Zwar unter glücklichen Verhältnissen scheint auch im Orientalen etwas von jener Arbeitsfreudigkeit erwachen zu können; einzelne kurze Culturperioden islamitischer Völker erinnern lebhaft an abendländisches Wesen. Diess nöthigt anzunehmen, dass auch geschichtliche Einflüsse neben den natürlichen zur Ausbildung des orientalischen Temperaments beigetragen haben. Das Christenthum hätte nie den Indifferentismus und die Indolenz bis zu einem solchen Grade sich steigern lassen, der Islam aber duldete, dass der Fatalismus die Geister in Ketten schlug. Um zu fühlen, wie dieser Fatalismus alle Thatkraft niederhält, braucht man nur in »Tausend und eine Nacht« zu lesen. Selten findet man dort einen Ausspruch, der den Menschen zur Thätigkeit anspornt, sehr häufig dagegen Worte wie die folgenden.

»Was nützt den Klügsten Geist? Alles diess hat der Allmächtige vorher bestimmt.« »Gelobt sei mein Herr! er giebt dem Einen und versagt dem Andern. Der Eine fängt Fische, und der Andere isst sie.« »Glück und Unterhalt sind nur Bestimmung; so herrscht Fruchtbarkeit in einem Lande und Mangel in einem andern.« »Ein Vogel umfliegt die Erde von Osten nach Westen, und ein anderer erhält das Werthvolle, ohne die Flügel zu bewegen.«

Auch die ungesunde Religiosität, wie sie im Sufismus und Ultraschiitismus zu Tage getreten ist, befördert den geistlichen Müssiggang und lähmt die Arbeitskraft. Nicht am wenigsten hat wohl auch das Fehlen eines Ruhetages, wie der christliche Sonntag, geschadet. Der Freitag ruft den Moslim wohl zum gemeinsamen Gebete, aber die übrige Zeit wird gearbeitet, ja man liebt es, wichtige Arbeiten gerade an diesem Tage zu beginnen. Bezeichnend ist das Wort eines Moslims, man feiere den Freitag nicht als Ruhetag, damit man nicht glaube, die andern Tage müsse gearbeitet werden. Eine der unglücklichsten Einrichtungen des Islam ist der Fastenmonat. Durch die

Fastengesetze wird auf einen ganzen Monat der natürliche Gang der Dinge vollständig auf den Kopf gestellt, Arbeit und Verkehr so gut wie unmöglich gemacht, da, wie schon gesagt worden ist, der Moslim während dieser Zeit von der Morgen- bis zur Abenddämmerung nichts geniessen darf.

Man entschuldigt den Verfall der Cultur des Islam gern durch die unglücklichen Schicksale, die kriegerischen Verheerungen und die politischen Umwälzungen, welche seine Länder betroffen haben, insbesondere durch die Verheerungen eines Dschingischan und Timur. Aber der Verfall war längst im vollen Gange, als diese Verwüster erschienen. Schlimmer haben die Kriege gewirkt, welche die Moslime unter einander führten, die Charidschitenkämpfe, die Karmatenverheerungen, die Kriege zwischen Omajjaden und Aliden, um nur einige derselben zu nennen. Diese Kriege aber haben zum grössten Theil in der Religion ihre Wurzeln gehabt, wir müssen daher den Islam für sie verantwortlich machen. Die Geschichte der islamitischen Reiche ist mit Blut geschrieben wie keine andere; der Fanatismus führte zu den beispiellosesten Metzeleien und Verwüstungen in allen Theilen der mohammedanischen Welt und zu allen Zeiten. Was Schwert und Feuer nicht gefunden hatten, das erlag der Theurung und der Pest, die jederzeit dem Kriege auf den Fersen folgten. Welche furchtbare Opfer die religiösen Parteikämpfe forderten, dafür nur einige Beispiele aus der besten Zeit. Im Kampfe Alis gegen Moawija in der Ebene Siffin sollen 70,000 Moslime gefallen sein. Muchtar, ein Nebenbuhler des Omajjaden Abd al malik, liess in Irak 50,000 Menschen durch den Henker sterben. Der ehemalige Schulmeister von Taïf, Hadschadsch, der sich selbst den bittersten Pfeil aus dem Köcher Abd al maliks nannte, soll in Irak und Arabien 120,000 Männer durch das Schwert, 50,000 im Kerker und 30,000 Frauen haben sterben lassen. Ein ultraschiitischer Sectenhäuptling, Babek Horemi, tödtete zur Zeit Mamuns im nördlichen Persien

300,000 Menschen. Motawakkil liess bei einem Aufstande in Armenien und Aderbeidschan 80,000 Menschen umbringen. Bei einem Heereszuge Jakubs des Schmieds, des Stammvaters der Soffariden, starben im Jahre 1873 an der Pest 40,000 Mann seines Heeres. Ein Pseudoalide, der um 890 zwanzig Jahre lang die Gegend von Bassra besetzt hielt, soll sämtliche Bewohner dieser Stadt, der volkreichsten nächst Bagdad, haben umbringen lassen. Die Karmaten tödteten bei der Einnahme von Mekka im Jahre 930 gegen 30,000 Menschen. Mag bei diesen Zahlen zum Theil Uebertreibung mit unterlaufen, sie zeigen uns doch, welchen Erschütterungen der Islam die Cultur aussetzte. In Spanien war es nicht viel besser; denn auch dort nahmen die Aufstände und religiösen Parteiwirren kein Ende. Das oben erwähnte prachtvolle Zahra, das Abderrahman III. gebaut hatte, wurde schon 74 Jahre nach der Legung des Grundsteins durch Berbern zerstört.

Die Moslime selbst hatten nicht selten das Gefühl, wie schwach begründet ihre Cultur war. Ausdrücke eines hoffnungslosen Pessimismus sind häufig. Als z. B. einst der Reichsverweser Almanssur über die von ihm am Guadalquivir gegründete prächtige Stadt Zahira blickte, füllten sich seine Augen mit Thränen und er rief: »Weh um dich, mein Zahira! Wüsste ich doch nur, von der Hand welches Verräthers du verwüstet werden wirst!“ Als man ihm die trüben Gedanken ausreden wollte, fuhr er fort: »Fürwahr, ihr werdet meine Voraussagung in Erfüllung gehen sehen! Mir ist, als sähe ich die Pracht Zahiras schon vom Erdboden vertilgt, seine Spuren ausgelöscht, seine Gebäude niedergerissen und zerstört, seine Schätze geplündert, seine Höfe vom Feuer der Verwüstung verheert.“ Bald nach Almanssurs Tode wurde Zahira durch einen Haufen Empörer in einen Schutthaufen verwandelt *).

*) A. v. Schack, a. a. O. II. S. 211.

Wie wenig die Stämme, welche durch den Islam aus Arabien herausgeführt wurden, im Stande waren, eine dauernde Cultur zu begründen, bezeugt ihr eigener Geschichtsschreiber, Ibn Chal-dun († 1406), der in einem besondern Abschnitte unter dem Titel: »Wie die Araber über die von ihnen eroberten Länder schnellen Verfall bringen«, von den Gründen des Verfalls redet. Er sagt unter Anderm *): »Die Ursache davon ist, dass sie ein wildes Volk sind, welchem wildes Benehmen gleich dem reissenden Thiere angeborne Natur ist, indem sie das Joch der Aussprüche der Weisheit abschütteln, politischer Strenge ihren Gehorsam versagen. Solches Naturell ist aber der Cultur zuwider und zerstört dieselbe. Ihr ganzes Wesen ist Veränderung und Umwälzung, welche entgegengesetzt ist der Ruhe, deren die Cultur bedarf. Der Steine z. B. bedienen sie sich zu ihrer Lebensnothdurft, um ihre Töpfe darauf zu stellen, und sie reissen jene zu diesem Zwecke aus den Gebäuden und zerstören dieselben. So machen sie es auch mit dem Holze, dessen sie zu Stützen ihrer Zelte und zu Pflöcken bedürfen, zu welchem Zwecke sie die Dächer abtragen. Ihre ganze Natur widerstrebt dem Anbau, welcher doch der Grund der Cultur ist. Diess ist insgemein mit ihnen der Fall. Ausserdem leitet sie ihr Naturell zur Plünderung; ihr Nahrungserwerb blüht nur unter dem Schatten der Lanzen, ihre Raubsucht kennt keine Grenzen, und sie plündern, was ihre Hände von Waaren und Gütern erreichen Ferner verwenden sie Künstler und Werkleute, ohne dieselben für ihre Arbeiten zu bezahlen Ihre Hände sind wider einander bei der Einsammlung der Steuern, die Cultur geht zu Grunde, und der Schatz wird vergeudet Seht nur die Länder an, deren sie sich im Namen des Chalifen bemächtigten, wie sie dieselben aller Cultur entblösst, wie sie ihre Einwohner ausgeplündert haben, und wie Grund und Boden

*) Bei J. v. Hammer, Länderverwaltung unter dem Chalifate, S. 62 ff.

ein ganz anderer geworden ist! Jemen, der Sitz ihrer Macht, ist bis auf wenige Strecken, welche die Anssar bebauen, verwüstet; so auch das arabische Irak. Die Cultur Persiens ist untergegangen und desgleichen die Syriens. Die afrikanische Küste und Mauritanien sind, seit dort die Bani Hilal und die Bani Solaim im fünften Jahrhundert der Hedschra sich angesiedelt und vierthalbhundert Jahre gewohnt haben, verwüstet. Wie das Land zwischen Sudan und dem mittelländischen Meere vormals bebaut gewesen ist, zeigen die Ruinen der Bauten, die Stätten der Dörfer und Städte. Bei Gott! Er erbet die Erde und ihre Bewohner, und er ist der beste der Erbenden."

Ibn Chaldun denkt bei seiner Schilderung hauptsächlich an die beutegierigen Beduinenstämme Arabiens, die sich um den Islam nie viel kümmerten und von den Chalifen selbst oft genug als eine Landplage verwünscht wurden. Allein das zerstörende Beduinelement bildet nur einen vereinzelter Factor in dem Niedergang islamitischer Cultur. Wir sehen auch nach dem Verschwinden der Araber überall nach kurzer Blüte den Verfall hereinbrechen, während das Abendland langsam aber stetig sich emporarbeitet.

Bei der Zersplitterung des Chalifenreiches in kleinere Sultanate schienen diese die Träger einer bessern Cultur werden zu wollen. In den Hauptstädten der neuen Reiche begann sich islamitische Civilisation mit scheinbar frischer Kraft zu entfalten, allein weil man nur das alte Raubsystem erneuerte, ging nach kurzer Blütezeit der Verfall mit doppelter Schnelligkeit vorwärts. Im Grossen und Ganzen wirkten die alten zerstörenden Factoren mit ungeschwächter Kraft weiter, während die erhaltenen abnahmen. Die Freizügigkeit, die einst den Handel und die Industrie begünstigt hatten, hörte auf; jeder Herrscher suchte die leeren Cassen durch hohe Erwerbssteuern, durch Ein- und Ausfuhrzölle zu heben. Die Lust zur Arbeit schwand immer mehr, man bediente sich beim Gewerbe und Handwerk der

alten unvollkommenen Werkzeuge, während im Abendland ein rühriger Geist alle Classen der Bevölkerung beseelte, und eine Erfindung um die andere der Industrie zu gute kam. Der Dünkel hinderte die Moslime, die Fortschritte des Auslandes anzuerkennen und ihre Verbesserungen sich anzueignen. Die morgenländische Industrie sah sich daher bald auf allen Gebieten von der abendländischen überflügelt. Schon im elften Jahrhundert fand fränkisches Tuch im Osten Eingang, da die abendländischen Stoffe solider und ehrlicher gearbeitet waren als die einheimischen. Baumwollen- und Wollenstoffe, Glaswaaren, Waffen, ja sogar Seidenstoffe und Goldbrocate wurden eingeführt, noch ehe Dschingischan und Timur die alten Sitze des Gewerbflusses zerstört hatten. Die Nachfrage nach fränkischen Artikeln wurde immer stärker. Das türkische Reich war auch in seiner höchsten Blütezeit auf die Gewerbthätigkeit des Abendlandes angewiesen. Europäische Handwerker, Waffenschmiede und Geschützgiesser waren in allen moslimischen Staaten sehr willkommen. Sogar Schah Abbas I., dem Persien zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine neue Blüte des Handels und der Industrie dankte, liess sich durch einen nach Venedig geschickten Gesandten Panzerhemden, Rasirmesser, Seidenstoffe, Tuche, Spiegel, vergoldete Glaswaaren und ähnliche Dinge zurückbringen *). Schon seit mehr als hundert Jahren ist im moslimischen Asien kaum ein Haus oder Zelt, in dem nicht abendländische Erzeugnisse Eingang gefunden hätten. In der neuesten Zeit hat sich die islamitische Welt zur Anerkennung der Ueberlegenheit abendländischer Industrie auf allen Gebieten gezwungen gesehen. Die Webstühle europäischer Fabriken bringen überall die orientalischen zum Stillstand. Mit der Maschinenarbeit kann das Handwerk, das noch immer von den alten Werkzeugen sich nicht zu trennen vermag, nicht mehr

*) Vámbéry, Der Islam im 19. Jhdt. S. 203.

concurriren. Vergeblich bemühen sich die moslimischen Herrscher, die europäische Industrie nachzuahmen; es fehlt die sociale und politische Grundlage, deren dieselbe zu ihrem Gedeihen bedarf. Nasreddin Schah errichtete mit ungeheuern Kosten Fabriken nach abendländischem Muster. Allein die an Betrug gewöhnten Beamten und Aufseher stahlen mit den schlecht und unregelmässig bezahlten Arbeitern um die Wette; die aus Europa eingeführten Maschinen wurden verdorben und konnten nicht wiederhergestellt werden, so kamen die Fabriken nach kurzer Thätigkeit zum Stillstand. Wo Eisenbahnen, Dampfschiffe und andere europäische Verkehrsmittel eingeführt worden sind, da sind dieselben ausschliesslich den europäischen Kaufleuten zu gute gekommen, die Moslime haben sich in die neuen Verhältnisse nicht zu finden gewusst.

Auf allen Gebieten des Culturlebens beobachten wir ein unaufhaltsames Sinken; die fruchtbarsten Länder sind verödet, die Städte in Ruinen gefallen, die Einwohner in Barbarei versunken. Für den Niedergang der Cultur nur wenige Beispiele. Schah Abbas I. hatte sich bemüht, die persische Cultur zu heben, er hatte Strassen und Brücken gebaut, Gewerbe und Handel auf jede Art zu fördern gesucht; aber unter seinen Nachfolgern ging alles wieder zu Grunde. Die Hauptstadt Ispahan zählte unter Schah Abbas sechsmalhunderttausend Einwohner und war voll der prachtvollsten Bauwerke. Heute liegen neun Zehntheile der Stadt in Trümmern, die Zahl der Einwohner ist auf sechzigtausend herabgesunken. Nasreddin Schah suchte am Ende der vierziger Jahre im ersten Herrschereifer der darniederliegenden Cultur des Reiches wieder aufzuhelfen. Sein Emir, Mirza Taki, brachte Ackerbau, Handel und Gewerbe schnell zu einer gewissen Blüte, aber als er durch Intriguen persischer Grosser gestürzt wurde, gingen auch seine Schöpfungen unter.

In der Vernichtung der Cultur durch systematische Ausbeu-

tung der Unterthanen haben die Türken das Grösste geleistet. Die besten Culturländer sind unter der Herrschaft des Halbmondes zu Grunde gegangen. Das herrliche Irak haben sie zur Wüste werden lassen. Kleinasien *) ist in seinen besten Theilen verödet. An den natürlichen Häfen, wo einst die grössten Stapelplätze des Handels sich erhoben, stehen jetzt armselige Fischerdörfer; die fruchtbaren Ebenen an den Mündungen der Flüsse sind versumpft; die Fruchtgefilde des Innern haben sich in Myrten- und Oleanderwildniss verwandelt. Ueberall zeugen Ruinen von dem Glanz vergangener Tage. Nur Friedhöfe bezeichnen noch die Stätten, wo einst volkreiche Dörfer standen. Nomadisirende Turkmanen brennen die Wälder nieder, damit aus der Asche Futter für die Ziegen und Kameele wachse. Ein harter Winter lässt die Bevölkerung jedesmal in Hungersnoth gerathen.

Das fruchtbare Nordsyrien, das Jahrhunderte lang der Schauplatz höchsten Culturlebens gewesen ist, hat unter türkischer Herrschaft so gelitten, dass gegenwärtig die Zahl der Bewohner nicht grösser sein soll als die der Ruinenstätten. In der Umgebung von Aleppo gab es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dreihundert Dörfer, am Ende desselben waren noch vierzehn übrig. Die Seidenfabricate der Stadt, die auf dreissig- bis vierzigtausend Webstühlen gefertigt wurden, sind durch europäische Waaren verdrängt worden **). Wo einst die üppigste Gartencultur sich erhob, da weiden jetzt arabische und kurdische Nomaden. Als 1570 Cypern den Venetianern entrissen wurde, zählte die Insel vierzehnhundert blühende Städte und Dörfer; hundert Jahre später war ihre Zahl auf die Hälfte zurückgegangen †), und seither ist das Land mit Ausnahme der innern Theile gänzlich verödet.

*) J. Braun, Gemälde der mohammedanischen Welt, S. 379 ff.

**) v. Schweiger-Lerchenfeld, Unter dem Halbmonde. S. 173 ff.

†) Arnold, Der Islam. S. 174.

So giebt die Geschichte der islamitischen Länder den unumstösslichen Beweis, dass der Islam keine dauernde Cultur hervorzubringen im Stande ist. Doch wir haben die Factoren, welche die Cultur hemmen, erst zum Theil kennen gelernt; einige der wichtigsten werden zu Tage treten, wenn wir den Einfluss des Islam auf die Wissenschaft und auf das politische Leben seiner Völker in's Auge fassen.

VIII.

SCHULE, WISSENSCHAFT UND KUNST.

Einen unverkennbar günstigen Einfluss hat der Islam in allen Ländern, wo er zur Herrschaft kam, auf das Schulwesen geübt. Für den Moslim ist die Kenntniss des Korans, wenigstens gewisser Theile desselben, und die Vertrautheit mit dem complicirten religiösen Ceremoniell unumgänglich nothwendig; man betrachtete es daher schon in der ersten Zeit als Gewissenssache, die Jugend im Koran und in den religiösen Gebräuchen zu unterrichten, und zwar nicht bloss die Knaben, sondern auch die Mädchen, und die Kinder der Slaven ebensogut als die der Freien. In Städten und Dörfern wurden Schulmeister angestellt, bei denen die Kinder gegen ein unbedeutendes Schulgeld oder auch ganz unentgeltlich den nöthigen Unterricht empfangen. Da die Schule durch ein religiöses Bedürfniss in's Dasein gerufen wurde, kann es nicht befremden, dass der religiöse Unterricht darin Hauptsache war. Man beschränkte sich meist auf das Lesen, Auswendiglernen und Recitiren von Koransuren und Gebeten und auf die Einübung des Ceremoniells. Daneben trieb man die Schreibekunst und die Anfangsgründe des Rechnens, in den bessern Schulen auch etwas Geschichte, Erdkunde und nationale Litteratur.

In der Blütezeit des Chalifates konnte in den Culturländern

fast jeder Moslim lesen. Fürsten und Vornehme stellten die Mittel zur Hebung des Schulwesens auf's Freigebigste zur Verfügung. Der gelehrte Chalif Hakam II. stiftete zum Beispiel in dem an Schulen ohnehin schon reichen Cordova um's Jahr 970 siebenundzwanzig Schulen, in denen arme Kinder unentgeltlich Unterricht empfangen sollten *). Auch später noch finden wir, dass die Herrscher die Schule begünstigen. Der arabische Reisende Ibn Batutah **), der zur Zeit des Sultanats von Iconium Kleinasien bereiste, spricht seine Freude aus über den guten Zustand, in welchem er dort das Schulwesen getroffen hat. Er ist erstaunt, wie richtig und ausdrucksvoll die Kinder den Koran vortragen. Im Osmanenreiche sorgte Mohammed II., der Eroberer Constantinopels, für die Einrichtung von Elementarschulen; zu seiner Zeit war fast in jedem Dorfe eine solche zu finden.

Mit dem Verfall der Cultur sank auch das Schulwesen. Schon früh erklärte die öffentliche Meinung den Mädchenunterricht für überflüssig. »Lehret die Mädchen spinnen, weben und stricken,« hiess es; »Lesen und Schreiben lasst bei Seiten.« Dennoch wird auch heute noch dem Elementarunterricht eine gewisse Aufmerksamkeit geschenkt. In der europäischen Türkei, in Egypten, Persien, Mittelasien findet man in jedem grössern Dorfe eine Schule, ja sogar in Ländern, wo der Islam nur in sehr mangelhafter Form herrscht, z. B. auf den Sundainseln, werden mohammedanische Schulen gegründet. Nur ist leider der Lehrer in der Regel ein Muster der Unwissenheit. Ausser dem Koran oder einigen Stücken desselben kann er gewöhnlich nur ein paar Gebete auswendig. Die meisten Schüler lernen etwas arabisch lesen, die täglichen Gebete hersagen und einige unverständene Koransuren in der ihnen sonst fremden arabischen

*) Dozy, Gesch. der Mauren in Spanien. II. S. 67.

**) v. Kremer, Gesch. der herrsch. Ideen. Cap. X.

Sprache mechanisch recitiren. Nur wenige bringen es bis zum Schreiben. Durch Katechismen werden sie mit den Hauptsätzen der Religion bekannt gemacht. Dabei versäumt man nicht, ihnen den Hass gegen die Ungläubigen einzupflanzen. Ein Gebet, das am Schlusse des Unterrichts in vielen egyptischen Schulen gesprochen wird, enthält den Satz: »O Gott, vernichte die Ungläubigen und Götzendiener, deine Feinde, die Feinde der Religion! O Gott, mache ihre Kinder zu Waisen und verdirb ihre Wohnungen und lass ihre Füße straucheln und gieb sie und ihre Familien und ihr Gesinde und ihre Frauen und Kinder und ihre Verwandten durch Heirath und ihre Brüder und ihre Freunde und ihren Stamm und ihren Reichthum und ihre Länder den Moslimen zur Beute" *).

Wo man über die einfachsten Elemente hinauskommt, wird auch etwas Kosmologie und Geographie gelehrt, meist den phantastischen Vorstellungen des Korans und der Sonna entsprechend, doch auch manchmal nach Lehrbüchern, die aus europäischen Quellen geschöpft haben. Der geschichtliche Unterricht dreht sich fast ausschliesslich um Propheten- und Heiligenlegenden. Die Mädchen lernen nur sehr selten lesen, noch seltener schreiben, viele kennen kaum die täglichen Gebete. Dagegen giebt es noch heute öffentliche Näh- und Strickschulen.

In manchen Städten Persiens und Mittelasiens wird der Unterricht im Freien, und zwar auf dem Markte mitten unter dem Lärm der Käufer und Verkäufer und arbeitenden Handwerker, ertheilt **). Bei den Berbern giebt es eine Art Klosterschulen, in welcher die Kinder das Glaubensbekenntniss, ein paar Gebete und einige Koranverse lernen. Nur einzelne bringen es bis zum Lesen und Schreiben oder gar bis zur Kenntniss und zum Auswendiglernen des ganzen Korans †).

*) Lane, Sitten und Gebr. III. S. 225.

**) Vámbéry, Skizzen aus Mittelasien, S. 142.

†) Dozy, Essai sur l'hist. p. 520.

In Java lassen angesehene Moslime auf ihren Gütern Schulen bauen, einfache Bambushütten, in welchen ihre Kinder und die ihrer Verwandten und Nachbarn unterrichtet werden. Die meisten Schüler stehen im Alter von sieben bis neun Jahren; Mädchen kommen selten zur Schule. Ist der Lehrer ein Mekkapilger, so nehmen auch ältere Knaben am Unterrichte theil *).

In der Türkei **) sind die endlosen Reformversuche auch auf das Schulwesen ausgedehnt worden. Die Elementarschule ist — natürlich nur auf dem Papier — obligatorisch für Knaben und Mädchen, für erstere vom sechsten bis zum elften, für letztere vom sechsten bis zum zehnten Jahre. Im Jahre 1864 betrug die Zahl der mohammedanischen Elementarschulen 12,509, es sollen darin 524,771 Kinder unterrichtet worden sein. Der Unterricht ist unentgeltlich. Eine obere Abtheilung der Elementarschule bildet die Rutschdijeh, die ebenfalls unentgeltlich, aber nicht obligatorisch ist. Der Unterricht, der sich auf vier Jahre erstreckt, umfasst für die Knaben: Türkisch, Grammatik, Arabisch, Persisch, Arithmetik, Geometrie, Geschichte, Geographie, Zeichnen; für die Mädchen: Religionsunterricht, türkische Grammatik, Anfangsgründe der arabischen und persischen Grammatik, Litteratur, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Haushaltungskunde, weibliche Handarbeiten, Zeichnen und die Anfangsgründe der Musik. Die Zahl dieser Schulen soll eine Zeit lang gegen vierhundert, die Zahl der Schüler zwanzigtausend betragen haben, aber Mangel an Geld und Lehrkräften liess viele wieder eingehen. Die Rutschdijeh ist als Nachahmung der europäischen Schule nie populär geworden; sie wird von der Geistlichkeit aufs Bitterste angefochten. Es soll vorgekommen sein, das Väter ihre Knaben in Mädchenkleider steckten,

*) P. J. Veth, Java. Haarlem 1875. I. p. 380.

**) Vámbéry, Der Islam im neunzehnten Jahrhd. S. 171 ff. Sittenbilder S. 120 ff.

J. Baker, Die Türken in Europa. S. 146 ff. 382.

um sie nicht in solche europäisch zugeschnittene Schulen schicken zu müssen.

Wohlhabende Eltern lassen ihre Knaben häufig im eigenen Hause durch einen Lehrer unterrichten; auch für die Mädchen lässt man etwa eine Lehrerin kommen, damit sie die nöthigen Gebete und Koranstellen recitiren lernen.

Als ein Zeichen, dass ein Gefühl für die Bedeutung der Schule noch immer vorhanden ist, darf der Umstand gelten, dass der erste Gang zur Schule mit gewissen Feierlichkeiten verbunden ist; der angehende Schüler wird durch singende Knaben im Elternhause abgeholt und nach dem Schulhause geleitet. Als Familienfest wird auch, selbst bei den untern Classen, der Tag gefeiert, an dem der Schüler zum ersten Male den Koran beendet hat.

Trotz dem tiefen Stande, auf dem in den mohammedanischen Ländern das Elementarschulwesen sich befindet, muss anerkannt werden, dass der Islam auf diesem Gebiete manches Gute geleistet hat und noch heute leistet. Es liegt unverkennbar im Geiste desselben, eine gewisse Summe von Kenntnissen, sei sie auch noch so gering, zum Gemeingute aller seiner Bekenner zu machen und sie von Jugend auf an Gehorsam und Disciplin zu gewöhnen. Wenn wir bedenken, wie tief in den meisten europäischen Ländern das Volksschulwesen nicht im Mittelalter, sondern vor wenigen Jahrzehnten gestanden hat, und wie sehr noch heute in manchen christlichen Ländern der öffentliche Unterricht vernachlässigt wird, so wird unser Urtheil über die Leistungen der mohammedanischen Elementarschule nicht zu hart ausfallen dürfen.

Vielleicht darf unser Urtheil sich noch günstiger gestalten, wenn wir auf die Leistungen der höhern Schulen in vergangener Zeit hinblicken *). Zur Gründung solcher gab ebenfalls die

*) v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen. S. 424 ff.

Religion Veranlassung. Die zahlreichen Streitfragen, die sich über den Koran und die Sonna erhoben, wurden von Gelehrten in den Moscheen discutirt. Um sie sammelten sich zahlreiche Schüler. Die Vorträge und Disputationen mancher Theologen und Rechtsgelehrten wurden von Tausenden angehört, es scharten sich z. B. um den gelehrten Bochari, der im neunten Jahrhundert zu Bagdad lehrte, zwanzigtausend Zuhörer. Bald genügten die Moscheen nicht mehr, es wurden daher Gelehrtenakademieen oder Medressehs gegründet. Wie das theologische Studium mit dem Nimbus der Heiligkeit umgeben war, so galt auch die Gründung von Medressehs und die Ausstattung derselben mit Professorengehalten und Studentenstipendien als ein gottgefälliges Werk; Chalifen, reiche Kaufleute und Beamte, hochgestellte Frauen liessen sich daher die Unterstützung der Akademieen angelegen sein. Die Gebäude hatten oft ungeheuern Umfang und waren mit höchster architectonischer Pracht ausgestattet. Sie umfassten grosse Lehrsäle, Baderäume, Speisehallen und Wohnungen sowohl für die Schüler als für die Lehrer. Jedem Schüler wurde seine besondere Zelle angewiesen; zu derselben gehörte eine Dotation von Geld, Kleidern, Lebensmitteln, kurz von Allem, was die ungehinderte Hingabe an's Studium möglich machte. Der Zudrang zu den Medressehs war ein ungeheurer. Es fanden sich darin Lehrer und Schüler aus allen Gegenden der Welt zusammen. Bewohner Andalusiens wanderten durch Afrika und Asien bis nach dem fernen Bochara und Samarkand, ja bis nach Indien; ebenso kamen die Bewohner des entlegensten Ostens nach Spanien, um berühmte Lehrer zu hören. Unterwegs besuchte man die Medressehs von Tunis, Kairawan, Bagdad, Bassra u. s. w.

Die tüchtigsten Schüler traten später selbst als Lehrer auf, andere erhielten Prediger- und Vorbeterstellen. Besonders gesucht waren die einträglichen Kadi- oder Richterstellen. Natürlich konnte es nur einem verhältnissmässig geringen Theile

gelingen, solche Posten zu erhalten; es entstand daher ein litterarisches Proletariat, das sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt focht, mit seiner Gelehrsamkeit renommirte und sich durch Spottgedichte, oft auch durch seine Fäuste rächte, wenn es ungünstig aufgenommen wurde. Die Masse der Studirenden bildete jederzeit eine gefürchtete Macht in den Städten; sie übte nicht selten einen moralischen Druck auf die Entschlüsse der Herrscher und bildete bei religiösen und politischen Partiekämpfen den Kern der fanatisirten Volkshaufen.

Es kann sich für uns nicht darum handeln, eine ausführliche Schilderung der wissenschaftlichen Bestrebungen der mohammedanischen Welt zu geben; wir müssen uns begnügen, die einzelnen Zweige der Wissenschaft flüchtig zu berühren und dabei die Frage zu beantworten, welchen Antheil der Islam an dem Aufschwung der Wissenschaft wie an ihrem Verfall gehabt habe *).

Die höchste Aufmerksamkeit wurde von den Moslimen der Theologie und Rechtswissenschaft geschenkt. Beide waren eins und dasselbe, da der Koran ebensowohl Quelle des Rechts als der Glaubens- und Sittenlehre war. Wir haben schon früher Anlass gefunden, die theologische Wissenschaft zu besprechen, können uns daher hier kurz fassen. Die vielen theologischen Streitigkeiten, welche gleich nach dem Tode des Propheten ihren Anfang nahmen, mussten zu wissenschaftlicher Erforschung des Korans führen, dem in allen Fragen die letzte Entscheidung zukam. Man verwandte ungeheuern Eifer auf das Studium desselben; es galt seinen Wortsinn, seine Bilder und Gleichnisse zu erklären, seine göttliche Eingebung, seine unübertreffliche poetische und rhetorische Schönheit nachzuweisen,

*) Hauptquellen: Dozy, Gesch. der Mauren in Spanien. Schlosser, Weltgeschichte, IV. S. 192 ff. v. Kremer, Culturgeschichte, II. S. 396 ff. und an and. Stellen; Geschichte der herrsch. Idéen des Islams.

Widersprüche aufzulösen, die geschichtlichen Verhältnisse zu erforschen, auf welche sich jeder einzelne Vers bezieht, die Glaubens- und Sittenlehre des heiligen Buches im Zusammenhang darzustellen, ganz besonders auch, eine Rechtslehre daraus abzuleiten. Da der Koran manche Lücken enthielt und nur die allgemeinen Grundsätze des Rechts aufstellte, musste in vielen Stücken die Ueberlieferung zu Hilfe genommen werden. Wir haben früher gesehen, wie die Sonna bald in's Riesige schwoll, wie eine Sammlung und Sichtung der Ueberlieferungen nothwendig wurde, wie Malik ibn Anas, Bochari und andere Gelehrte grosse rechtswissenschaftliche Werke zusammenstellten. War die Rechtswissenschaft der ersten Zeit nicht viel mehr als Casuistik, so wurden bald grossartige Rechtssysteme aufgestellt sowohl von orthodoxen als von schiitischen Gelehrten.

In der Bearbeitung der Rechtsidee ist von den Moslimen Grosses geleistet worden, so dass ihre Arbeiten sich füglich denen der Römer zur Seite stellen lassen. Das hochentwickelte Culturleben in der Zeit des Chalifates forderte genaue Bestimmungen über alle Lebensverhältnisse. Es kam das Strafrecht, das Erb-, Ehe- und Slavenrecht zu hoher Ausbildung, es wurden ausführliche Bestimmungen über Clientel und Patronat, Curatel, die Stellung von Findlingen und Verschollenen getroffen, ebenso über Kauf-, Mieth-, Pachtverträge, über Vollmächtertheilung, Bürgschaftsleistung u. s. w. Wie kühn die Gedanken einzelner Rechtslehrer waren, geht daraus hervor, dass auf der Rechtsschule zu Bagdad Sätze aufgestellt werden konnten wie die folgenden: Kein Geständniss ist giltig, das durch Gewalt erpresst wird. Auf blossen Verdacht hin darf Keiner der Freiheit beraubt werden. Das Leben eines Nichtmohammedaners oder eines Slaven ist soviel werth wie das eines Gläubigen oder eines Freien. Einzelne Gelehrte verlangten schützende Bestimmungen für die Thiere, und ein Rechtslehrer wagte sogar die Frage, ob ein Weib das Richteramt bekleiden könne,

nicht nur aufzuwerfen, sondern mit Ja zu beantworten *).

Mit dem Studium der Theologie stand in engem Zusammenhang das der Grammatik. Die zahlreich übergetretenen Perser und andere Nichtaraber mussten die schwierige arabische Sprache studiren, weil von den Theologen auf richtige Aussprache und Recitation der Koranverse und Gebete grosses Gewicht gelegt wurde, und weil die Beschäftigung mit der Glaubens- und Gesetzeslehre ohne Kenntniss des Arabischen unmöglich war. So erfuhr die arabische Grammatik eine bewunderungswürdige Ausbildung. Man stellte die Regeln der Sprache zusammen und sammelte dazu Belege aus den vorislamitischen Sprachdenkmälern.

Auch die übrigen Zweige der Wissenschaft fanden in allen Theilen der mohammedanischen Welt begeisterte Pflege. Wenn wir auf den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften im Orient blicken, klingt es fast märchenhaft zu hören, dass es eine Zeit gab, wo man in Bagdad, in Samarkand, in Marokko mit Feuereifer Plato und Aristoteles studirte, in Chiwa das specifische Gewicht der Mineralien untersuchte, in Damascus und Mossul den Lauf der Planeten berechnete und Fixsternverzeichnisse anlegte. Wohl kann die Frage sich erheben, ob es der Islam sei, der solche Bestrebungen hervorgerufen habe. Für den Zusammenhang der Theologie und Rechtswissenschaft mit der Religion bedarf es wohl des Nachweises nicht, schwieriger mag die Entscheidung darüber scheinen, ob der Islam auch an der Blüte der andern Wissenschaften einen Antheil habe. Man kann versucht sein, darauf mit Nein zu antworten. Erwägt man, dass es das Zeitalter der religiösen Skepsis war, welches vorwiegend durch die Pflege der Wissenschaft sich auszeichnete, und dass mit dem Siege der Orthodoxie die Wissenschaft rasch dem Verfall entgegeneilte, so liegt der Schluss

*) v. Kremer, Culturgeschichte, I. Vorwort.

nahe genug, dass der Islam mit der Blüte der exacten Wissenschaften in seinen Ländern in keinem Zusammenhang stehe. Und doch wäre dieser Schluss ein Fehlschluss. Allerdings, von einem unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Islam und jenen Wissenschaften kann nicht die Rede sein — auch beim Christenthum wird man einen solchen nicht behaupten wollen — wohl aber lässt sich eine mittelbare Förderung der Wissenschaft durch den Islam mit voller Sicherheit nachweisen.

Es ist eine oft beobachtete Thatsache, dass da, wo das religiöse Leben kräftige Anregung erfahren hat, auch auf den andern Gebieten des geistigen Lebens die Kräfte sich frischer zu regen beginnen. Neue religiöse Ideen haben in der Regel einen Aufschwung der Wissenschaft und der Kunst oder des politischen Lebens in ihrem Gefolge gehabt. Beim Islam konnte diess am allerwenigsten ausbleiben, da er sofort als welterobernde Macht auftrat und grosse Culturmittelpunkte in's Dasein rief. Die eroberte Welt wollte beherrscht und verwaltet sein; dazu bedurfte man einer gewissen Summe von Kenntnissen auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften. Diess hat denn auch den ersten Anstoss zu wissenschaftlichen Bestrebungen gegeben. Als Damascus das erste grosse Centrum eines mohammedanischen Reiches geworden war, brauchten die Omajjadenchalifen wissenschaftlich gebildete Leute zur Verwaltung des Reiches. Ohne Kenntnisse auf dem Gebiete der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Geographie war es unmöglich, das eroberte Land zum Zwecke der Steuererhebung einzutheilen, die Steuerregister zu führen, das ganze Verwaltungswesen zu ordnen. Es mussten Bauten für friedliche und kriegerische Zwecke hergestellt werden, und dazu gehörten bedeutende technische Kenntnisse. Man half sich in der ersten Zeit damit, dass man byzantinische Christen und Perser als Verwaltungsbeamte, Baumeister, Ingenieure anstellte, bald aber wandten sich auch Araber den wissenschaftlichen Bestrebungen zu, welche auf den byzantini-

schen Hochschulen zu Edessa, Nisibis, Antiochia und anderwärts geübt wurden. Man begann die mathematischen, naturwissenschaftlichen und medicinischen Werke der Griechen aus syrischen Uebersetzungen in's Arabische zu übertragen, und als einmal der wissenschaftliche Trieb erwacht war, blieb man nicht bei den Zweigen der Wissenschaft stehen, die sich unmittelbar practisch verwerthen liessen, sondern begann zu forschen um des Wissens willen.

Dem scharfen Verstande der Araber sagten am meisten die Mathematik und die mit ihr verwandten Wissenschaften der Astronomie, Physik und Chemie zu. Algebra und Geometrie, besonders die sphärische Trigonometrie, wurden bis zu einem hohen Grade ausgebildet. Durch die Einführung des decimalen Ziffersystems, das man im neunten Jahrhundert aus Indien empfing, wurde die Wissenschaft wesentlich gefördert. Optik, Mechanik und Astronomie machten bewunderungswürdige Fortschritte. Der Chalif Mamun trat mit dem byzantinischen Kaiser in Verbindung, um wissenschaftliche Werke auszutauschen. In den grossen Städten Iraks und Syriens entstanden mathematische und astronomische Schulen; die Tafeln des Ptolemäus wurden revidirt, der grosse Astronom Chowarizmi gab, von Mamun unterstützt, die indischen astronomischen Tafeln heraus. Unter den Augen des Chalifen wurde in der Ebene von Sandschar die Messung eines Breitegrades vorgenommen. Auch die Schiefe der Ekliptik wurde mit damals unerreichter Genauigkeit bestimmt.

Nicht immer war es reiner Wissensdurst, was zur Pflege der Astronomie veranlasste; abgesehen von andern practischen Zwecken spielte dabei die Hoffnung, aus den Sternen die Zukunft lesen zu können, eine grosse Rolle. Aehnlich war es auf dem Gebiete der Chemie. Wie mit der Astronomie die Astrologie, so ging mit der Chemie die Alchymie Hand in Hand. Die Kunst Gold zu machen war ein von Vielen erstrebtes Ziel. Aber auch dadurch empfing die Wissenschaft Förderung, indem

so allmählich die experimentelle Richtung in der Naturwissenschaft zur Herrschaft gelangte.

Auf andern Gebieten der Naturwissenschaft, in Zoologie und Botanik, kam man über Aristoteles nicht hinaus; doch verdient der Sammeleifer, der sich auch hier geltend machte, unsere Anerkennung als ein Zeichen lebendigen wissenschaftlichen Interesses.

Auffallen kann es, dass man die medicinische Wissenschaft meist Christen und Juden überliess, obwohl Mohammed gesagt haben soll, es gebe eigentlich nur zwei Wissenschaften, die der Körper, die Medicin, und die der Religionen, die Theologie *). Es scheint, dass man den ärztlichen Beruf für zu wenig einträglich hielt; wer sich practisch bethätigen wollte, konnte durch das Studium des Rechts mehr gewinnen. So klagt Gazzali: »Wie manches Dorf hat nur einen Arzt und der ist ein Christ oder ein Jude, und dennoch soll nach den juridischen Grundsätzen das Zeugniß von Christen und Juden selbst in ärztlichen Angelegenheiten nicht als rechtsgiltig betrachtet werden! Trotzdem sehen wir keinen Moslim sich mit der Arzneikunst befassen, sondern alle stürzen sich gierig auf das Rechtsstudium und verlegen sich namentlich auf die Polemik und Dialectik **). Völlig hielten sich indessen auch die Moslime von der Medicin nicht fern; stammt doch das bedeutendste medicinische Werk, das auch im Abendlande Jahrhunderte lang das höchste Ansehen genoss, Avicennas Canon der Medicin, von einem Moslim.

Sehr bedeutend sind die Leistungen der mohammedanischen Welt in Geschichte und Geographie. Zu geschichtlichen Forschungen gab die Sammlung von Ueberlieferungen über das Leben des Propheten den ersten Anstoss. Schon im achten Jahrhundert wurden Prophetenbiographien geschrieben. Der

*) M. Garcin de Tassy, *La langue et la littérature hindoustaniées de 1850 — 1869*. Paris 1874. p. 305.

**) A. v. Kremer, *Gesch. der herrsch. Ideen*, S. 180.

grossartige Verkehr in den Städten, wo Menschen aus allen Ländern sich zusammenfanden, die zahlreichen Spuren einer grossen Vergangenheit der unterworfenen Völker, nicht zum wenigsten auch die Wallfahrt nach Mekka, durch welche Menschen aus den entlegensten Zonen mit einander in Berührung gebracht wurden, weckte das Interesse für Völker- und Länderkunde. Man begann nicht nur die Nachrichten über die Araber aus der »Zeit der Unwissenheit« zu sammeln, nicht nur Geschlechtsregister der alten arabischen Stämme anzulegen, sondern auch der Geschichte fremder Völker schenkte man Interesse. Schon gegen das Ende des neunten Jahrhunderts schrieb Ibn Kotaiba sein »Buch der Kenntnisse,« ein Geschichtswerk, das mit Schöpfung und Sündenfall anhebt, die Geschichte der Patriarchen und der alten Araber erzählt und sich dann einlässlich mit den Schicksalen des Propheten und seiner Gefährten befasst. Es folgt darauf eine Geschichte der Chalifen, dann ein Abschnitt mit Biographien ausgezeichneter Moslime, und den Schluss bildet eine Chronik der süd-arabischen Dynastien vor dem Islam und der persischen Könige. Manche Gelehrte unternahmen, um Länder und Völker kennen zu lernen, weite Reisen und scheuten dabei weder Entbehrungen noch Gefahren. So durchzog im zehnten Jahrhundert der Araber Masudi die ganze mohammedanische Welt und einen Theil Indiens. Den Ertrag seiner Forschungsreisen legte er in seinem »Spiegel der Zeit« nieder. Fast ebensoviel hat sein Zeitgenosse, der Reisende Makdisi (Mokaddassi), geleistet. Die Einleitung zu seinem geographischen Werke giebt uns einen Begriff von den Mühen und Gefahren, welche solche wissenschaftlichen Reisen mit sich brachten.

Auch den ersten geographischen Forschungen mögen praktische Zwecke zu Grunde gelegen haben; man wollte die Staatsbeamten über die zu verwaltenden Länder orientiren. Gewiss hat die Pilgerfahrt zu den wissenschaftlichen Reisen den ersten

Anstoss gegeben, da durch sie die Wanderlust geweckt wurde. Man betrachtete denn auch diese Reisen als gottgefällige Werke. So sagt eine alte Ueberlieferung: »Wer eine Reise macht, um der Wissenschaft nachzugehen, dem erleichtert Gott auch den Weg zum Paradiese.“ Und eine andere: »Wer sein Haus verlässt, um der Wissenschaft nachzuforschen, der wandelt auf dem Pfade Gottes (wie im Glaubenskrieg) bis zu seiner Heimkunft.“

Bei dem Eifer, mit welchem die Erfahrungswissenschaften betrieben wurden, konnte es auch an philosophischen Studien nicht fehlen *). Durch die Berührung mit den Byzantinern war man schon im neunten Jahrhundert mit den griechischen Philosophen, besonders mit Platon und Aristoteles, bekannt geworden. Man gab sich unglaubliche Mühe in ihre Gedanken einzudringen, allerdings nur mit zweifelhaftem Erfolg. Dem spitzfindigen Geiste der Araber sagten besonders logische Untersuchungen zu, es wurden daher eine Legion logischer Handbücher, meist auf Aristoteles gründend, geschrieben. Wesentlich Neues wurde durch die Philosophen des Islam auf diesem Gebiete nicht hervorgebracht; noch weniger war es ihnen gegeben, in der Metaphysik schöpferisch zu wirken. Denn so geschickt die Araber sich im Zergliedern von Begriffen und Sätzen zeigten, so schwer fiel es ihnen, aus Begriffen Ideen abzuleiten oder einzelne Sätze zu einem System zusammenzuordnen. Wohl wurden von hervorragenden Geistern neue Systeme aufgestellt, bald mehr theistisch, bald mehr pantheistisch oder materialistisch gefärbt; über einen mit neuplatonischer Mystik und Emanationslehre gefärbten Aristotelismus kam man nicht hinaus. Der strenge Monotheismus des Islam fand in Aristoteles Metaphysik ein verwandtes Element; man suchte daher die Glaubenslehren mit der aristotelischen Philosophie in

*) Fr. Ueberweg, Geschichte der Philosophie 5. Aufl. II. S. 167 ff.

Uebereinstimmung zu bringen. Alfarabi († 950) sieht in der Erkenntniss des Urwesens, Gottes, den Zweck der Philosophie, ihre Aufgabe in der Erhebung zur Gottähnlichkeit, aber die mystische Vereinigung mit Gott, wie sie der Sufismus versucht hat, wird von ihm verworfen. Sein System ist eine Emanationslehre; aus dem Urwesen, das keine Ursache ausser sich hat, aber die Ursache alles Seienden ist, lässt er die Vernunft hervorgehen, aus ihr die Seele; die Körperlichkeit beruht auf den sich mit einander verschlingenden Vorstellungen. Unter der Einstrahlung der göttlichen Vernunft wird die potentielle, an die Materie gebundene Vernunft zur actuellen, die, von der Materie befreit, als einfache Substanz, den Tod des Körpers überdauert.

Andere Philosophen nehmen zur Wiedervereinigung des Menschen mit Gott die Mystik zu Hilfe, so der schon öfters genannte Gazzali, der einer philosophischen Skepsis huldigt, um dem Glauben zum Siege zu verhelfen.

Wenn der Islam auch zu den philosophischen Studien die erste Veranlassung gab, indem er die Fragen über das Wesen Gottes und des menschlichen Geistes, über Stoff und Zweck der Welt nahelegte, so zog er doch den Geistern so enge Schranken, dass, wer ein guter Moslim bleiben wollte, in seinen philosophischen Speculationen bald stehen bleiben musste. Man bemühte sich die Kluft zwischen der Philosophie und der rechtgläubigen Lehre durch allegorische Auslegung des Korans zu überbrücken, doch tritt der Widerspruch oft genug zu Tage, so unter Anderm auch in der Polemik gegen den Eudämonismus des Korans. Averroës sagt z. B.: »Zu den gefährlichsten Einbildungen muss man jene rechnen, welche die Tugend als ein Mittel zur Erlangung der Glückseligkeit darstellen. In diesem Falle hat die Tugend keinen Werth, da man sich der Wollust nur in der Hoffnung enthält, dafür mit reichen Zinsen entschädigt zu werden.»

Viele arabische Philosophen, und unter ihnen die bedeutendsten, wollen Moslime sein und bleiben und beobachten gewissenhaft die religiösen Formen, andere stellen sich wenigstens nicht feindlich zum Islam. Averroës sieht in der Religion die Wahrheit in der Form der Vorstellung; Wenige nur sind nach ihm fähig, zur reinen Erkenntniss, die in der Philosophie zu finden ist, durchzudringen, für die grosse Menge ist daher die Offenbarung nothwendig. Theologisch muss Manches als Wahrheit gelten, was philosophisch nicht Wahrheit ist, und umgekehrt. Wir finden also hier schon die Lehre von der doppelten Wahrheit, die später bekanntlich auch von christlichen Philosophen aufgestellt worden ist.

Diese Andeutungen über die wissenschaftlichen Bestrebungen der Moslime genügen wohl, um zu zeigen, dass der Islam im Stande gewesen ist, eine Epoche der Wissenschaft heraufzuführen, die aller Beachtung werth ist. Jahrhunderte lang sind die grossen Städte der islamitischen Welt Pflanzstätten der Bildung gewesen, während das christliche Abendland sich noch langsam aus der Nacht zum Lichte emporrang. An allen Höfen widmete man der Wissenschaft begeisterte Pflege, Schriftsteller und Gelehrte wurden durch reiche Geschenke und Gehalte angelockt, auch reiche Privatleute, hochgestellte Beamte und sogar Fürsten gaben sich mit bewundernswerthem Eifer den Studien hin. In den Städten wurden öffentliche Bibliotheken angelegt. Bagdad zählte deren, ehe es von den Mongolen verheert wurde, sechs- unddreissig. Der gelehrte Chalif Hakam II. von Cordova hatte in seinem Palaste eine Bibliothek stehen, die viermahl-hunderttausend Bände umfasste. Er selbst soll alle diese Bücher gelesen und viele derselben mit Randbemerkungen versehen haben. Bücher, die im Osten verfasst worden waren, wurden oft an Hakams Hofe früher bekannt als in ihrer Heimat, da der Chalif durch seine Agenten, die er in alle Weltgegenden sandte, hervorragende Werke kaufen liess. Auch Privatgelehrte

legten grosse Bibliotheken an, und bald gehörte eine solche zu den unentbehrlichen Erfordernissen eines grossen Hauses, so dass manche reiche Kaufleute und Rentiers, die von der Wissenschaft wenig oder nichts verstanden, Bücher sammelten. Ein hübsches Beispiel dafür erzählt v. Kremer *): »Ein Gelehrter wünschte in Cordova ein seltenes Buch zu kaufen, konnte es aber nicht bekommen, da schon von einem Andern ein hoher Preis dafür geboten war. Er begab sich zu diesem, einem reichen Privatmann, um mit ihm zu unterhandeln. Da bekannte ihm der Mann, er sei weder Gelehrter, noch wisse er, wovon das Buch handle, da er sich aber eine Bibliothek einrichte und gerade eine leere Stelle habe, in welche das Buch passe, da dasselbe überdiess schön geschrieben und hübsch gebunden sei, so habe es ihm gefallen; er kümmerge sich nicht um den Preis, da Gott ihm ein reiches Einkommen bescheert habe.»

Bei der Beurtheilung der mohammedanischen Wissenschaft dürfen wir uns freilich nicht verhehlen, dass dieselbe stets an einer gewissen Einseitigkeit gelitten hat, und dass der Eifer, den man darauf verwandte, grösser gewesen ist als die Resultate. Es blieb z. B., um nur Eines anzuführen, die Kenntniss der griechischen Litteratur stets auf philosophische und streng wissenschaftliche Werke beschränkt. Von der schönen Litteratur der Griechen, von ihrer Mythologie und Geschichte haben die Araber kaum eine Ahnung gehabt. Averroës sieht in der Tragödie die »Kunst zu loben,“ in der Komödie die »Kunst zu tadeln“ und dem entsprechend in den Lobgedichten der Araber Tragödien, in ihren Satiren Komödien. Von Homer hat auch der gelehrte Ibn Chaldun, der grösste Geist, den die Welt des Islam hervorgebracht hat, nicht mehr als den Namen gehört **).

Auch das dürfen wir nicht vergessen, dass Gelehrsamkeit und

*) Culturgeschichte II. S. 313.

**) v. Schack, Poesie und Kunst der Araber, I. S. 95 ff.

Bildung fast nur an den Höfen und in der Schule zu finden waren, dass nie eine allgemeine Bildung über die Länder des Islam sich verbreitet hat. Allein auch wenn wir abziehen, was abzuziehen ist, wenn wir uns sagen, dass die grosse Mehrzahl der Gelehrten sich nur mit Theologie befasste, und verhältnissmässig Wenige sich den andern Wissenschaften zuwandten, dass nur eine geringe Zahl von Köpfen sich zu einer höhern Bildung emporarbeitete, während die grosse Masse tief in Aberglauben und Unwissenheit stecken blieb, es wird doch dabei bleiben, dass der Islam einst die Anregung zu umfassender wissenschaftlicher Thätigkeit auf allen Gebieten gegeben hat.

Eine andere Frage aber ist es, ob er im Stande sei, Verhältnisse zu schaffen, welche eine langandauernde Blüte der Wissenschaft möglich machen, ja ob er sich überhaupt auf die Länge mit wahrer Wissenschaft vertrage. Diese Frage müssen wir entschieden mit Nein beantworten.

Auf die Glanzzeit islamitischer Wissenschaft ist im Zusammenhang mit dem socialen und politischen Verfall des Chalifenreiches eine Zeit des rapiden Sinkens aller wissenschaftlichen Bestrebungen gefolgt. Eine Zeit lang schien zwar gerade der Zersetzungsprocess des Reiches auch die Wissenschaft zu begünstigen, indem die zahlreichen Höfe der Emire und Sultane ebensoviele neue Mittelpunkte wissenschaftlichen Lebens wurden, allein nach kurzer Unterbrechung schritt der Verfall unaufhaltsam weiter, da die Wissenschaft von Niemand mehr unterstützt wurde. An den Höfen fehlten die Mittel zur Förderung derselben; die Medressehs geriethen in die Hände schlechter Verwalter, die sich grobe Veruntreuungen der ihnen anvertrauten Güter zu Schulden kommen liessen, und infolge dessen nahm auch bei den Bemittelten die Lust ab, die Schulen mit Vermächtnissen zu bedenken. Immer lauter wurden die Klagen der wenigen echt wissenschaftlich gebildeten Männer über eine todte Gelehrsamkeit. Die Neigung zu Schwulst und

Bombast, sowie zu unfruchtbarer haarspaltender Schulweisheit, die von Anfang an vorhanden gewesen war, gewann die Oberhand über das wahre wissenschaftliche Streben. Man gewöhnte sich, in gezielter, unverständlicher Schreibweise das Kennzeichen hoher Gelehrsamkeit zu sehen. Der Gelehrten bemächtigte sich falscher Ehrgeiz und Gewinnsucht. Ein Schriftsteller, den man nach den Gründen der auffallenden Dunkelheit seiner Werke fragte, äusserte, wie v. Kremer erzählt, ganz naiv: »Ich schreibe meine Bücher nicht für den lieben Herrgott; schreibe ich verständlicher, so würden meine Leser nur selten genöthigt mich zu befragen. Mein Zweck ist aber der Geldgewinn, ich schreibe nur Einiges in leicht verständlicher Weise, damit der Reiz dessen, was der Leser versteht, ihn auf das begierig mache, was er nicht versteht; denn auf diese Art gewinne ich Geld, und das ist der Zweck, den ich verfolge.»

Die arabische Sprache, welche als Sprache des Gottesdienstes Gemeingut der ganzen islamitischen Welt geworden war und so in der ersten Zeit den Austausch der Gedanken erleichtert hatte, wurde schliesslich, gerade wie im Abendlande die lateinische, zu einem Hinderniss für Wissenschaft und Bildung, indem sie die Entwicklung der nationalen Litteratur hemmte und der ungesunden Gelehrtenweisheit Vorschub leistete.

Der wichtigste Grund, dass die Wissenschaft in Verfall gerieth, war aber der, dass die Glaubenslehre des Islam sich mit wissenschaftlicher Forschung auf die Länge nicht vertrug. Wir haben bei der Betrachtung des religiösen Lebens gesehen, dass Glaube und Wissenschaft nur kurze Zeit friedlich Hand in Hand gingen, dass bald ein Streit zwischen ihnen sich erhob, der zu einem Kampf auf Leben und Tod werden musste. Siegte die Wissenschaft, so konnte die Religion nicht länger sich behaupten, sie musste in den Kreisen der Gebildeten zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung werden, und der Indifferentismus musste zur Herrschaft gelangen. Siegte der Glaube,

dann war es um die Wissenschaft geschehen. Die Orthodoxie verzweifelte mit vollem Rechte an einer Versöhnung der beiden Mächte; sie musste daher der Wissenschaft nach Kräften Abbruch zu thun suchen, und sie that das nicht ohne Erfolg. Bald hatten die Fanatiker es so weit gebracht, dass die Beschäftigung mit etwas Anderm als den specifisch theologischen Wissenschaften, und zwar im Geiste der engherzigsten Schulen, für eines Moslims unwürdig galt. Die Zahl derer, die mit den exacten Wissenschaften und mit der Philosophie sich befassten, wurde immer kleiner. Die Gelehrten mussten mit ihrer Ueberzeugung den Theologen und Fürsten gegenüber sehr vorsichtig sein, da man sie schnell als Ketzer zu verfolgen bereit war. Mussten doch sogar Männer wie Gazzali sich als Feinde des wahren Glaubens hinstellen lassen. Ein sprechendes Beispiel, wie unsicher sich die Männer der Wissenschaft fühlten, ist die Erzählung des grossen Averroës über seine erste Unterhaltung mit dem Almohaden Jussuf *). »Als ich bei dem Beherrscher der Gläubigen eintrat,» so erzählt er, »fand ich ihn allein mit Ibn Tofail (einem andern Gelehrten). Welches ist die Meinung der Philosophen, fragte er mich, über den Himmel? Besteht er von aller Ewigkeit her, oder hat er einen Anfang gehabt? Diese Frage erfüllte mich mit Schrecken. Ich suchte einen Vorwand, um nicht darauf antworten zu müssen, ich behauptete, dass ich mich nie mit Philosophie beschäftigt hätte.» Erst als der Fürst sich mit Ibn Tofail in ein philosophisches Gespräch einliess und sich dabei als genauen Kenner der Philosophie zeigte, wagte Averroës seine Meinung herauszusagen.

Auch aufgeklärte Herrscher, welche einsahen, dass ohne die Religion ihr Reich nicht zu bestehen vermochte, stellten sich auf die Seite der Orthodoxen, nachdem die andern Stützen ihrer Macht zusammengebrochen waren. Wo die Theologen so zu

*) Dozy, Histoire de l'Islamisme, p. 378.

Einfluss gelangten, scheuten sie weder Lüge noch Gewalt, um die Wissenschaft zu unterdrücken. Die Bibliotheken wurden nach ketzerischen Schriften durchsucht; astronomische, geschichtliche und philosophische Werke wurden öffentlich verbrannt, und mehr als ein Fürst, der die orthodoxe Partei für sich gewinnen wollte, versuchte diess mit bestem Erfolge dadurch, dass er den Theologen die Bibliotheken preisgab. Wir erinnern nur an den berühmten Reichsverweser Almanssur, der den Ulema zuliebe die werthvollsten Schätze der Bibliotheken Cordovas verbrennen liess und eigenhändig philosophische Bücher in's Feuer warf.

Auf diese Weise ging alles wissenschaftliche Streben in der mohammedanischen Welt unter; die scholastische Theologie behauptete fast ausschliesslich das Feld, und die gebildeten Nichttheologen lernten sich mit der Kenntniss des Korans, einiger Heiligenlegenden und einzelner Stücke der nationalen Litteratur begnügen.

Die Gegenwart *) zeigt ein trauriges Bild. Ueberall wird der Grundsatz befolgt, den einst des Propheten Bartscheerer, der Perser Selman, aufgestellt haben soll: »Der Wissenschaft ist viel, und das Leben ist kurz. Nimm von der Wissenschaft das, was du für die Religion nöthig hast, und lass den Rest!« Von einer schöpferischen wissenschaftlichen Thätigkeit ist, wo nicht europäische Einflüsse sich geltend gemacht haben, nirgends mehr die Rede; wo Gelehrsamkeit gepflegt wird, da zehrt man von dem Capital der Vergangenheit. Einzelne Männer, deren wissenschaftliche Bildung sich über das Durchschnittsniveau erhebt, beklagen sich, dass das wissenschaftliche Streben noch immer im Abnehmen begriffen sei. Der Fanatismus der Theologen, welche die höhern Schulen beherrschen, zwingt sie,

*) Quellen: Ausser den angeführten Schriften von Lane, Vámbéry, Baker: H. Stephan, Das heutige Egypten. Leipzig 1872. M. Lüttke, Egyptens neue Zeit. Leipzig 1873. J. E. Polak, Persien; das Land und s. Bewohner.

ihre freiern Anschauungen ängstlich zu verbergen, so dass ihr Wissen nicht zur Geltung kommen kann.

In den grossen Städten fehlt es auch heute noch nicht an höhern Schulen und Bibliotheken. Die Zahl der Medressehs beläuft sich in Bochara noch jetzt auf achzig, und es werden darin etwa fünftausend Schüler unterrichtet, aber wahre Wissenschaft wird nicht getrieben, da der Unterricht fast ausschliesslich auf theologische Fächer beschränkt ist. Nicht viel besser ist der Stand der hohen Schulen in Persien; sollen doch die persischen Gesetzesgelehrten in Verlegenheit gerathen, wenn ein Theologe aus Bochara in ihre Medressehs kommt. Ueberall heisst es: »Schakale und Nachtulen hausen in den Zellen früherer Gelehrsamkeit.« Alchymie und Astrologie erfreuen sich grosser Beliebtheit. In den Städten trifft man nach Polak noch einzelne Gelehrte, welche Abhandlungen von Aristoteles und Plato in arabischen Uebersetzungen gelesen haben. Sie lassen sich gern mit Europäern in philosophische Disputationen ein, doch nicht ohne zu bemerken, dass der Koran in allen Fragen bereits endgiltig entschieden habe. Auch Constantinopel hat berühmte Hochschulen; die gefeiertste Akademie des Morgenlandes ist aber die Azhar in Kairo, zu der noch jetzt Schüler aus allen Theilen der mohammedanischen Welt, aus Afrika, Vorderasien, Indien, strömen. Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr elftausend. Allein die Wissenschaft wird dort nicht besser betrieben als anderwärts; Dogmatik, Koranerklärung, Logik und Rhetorik sind die Hauptfächer, die exacten Wissenschaften werden sehr vernachlässigt. Die Thätigkeit der Lehrer beschränkt sich fast ausschliesslich auf das Vorlesen ihrer aus alten Büchern zusammengetragenen Hefte, oft sogar auf das Ablesen dieser Bücher selbst. Durch Koran und Sonna ist alle wissenschaftliche Thätigkeit gefesselt. So war z. B. bis zur Zeit Mohammed Alis die Section einer Leiche auf das Strengste untersagt. Lane erzählt, dass theologische und geschichtliche Streitfragen noch

zu seiner Zeit durch den Traum eines Mannes von gutem Rufe entschieden wurden *); man folgte darin übrigens nur dem Beispiele berühmter Theologen der besten Zeit, pflegte doch sogar Gazzali mit Träumen zu argumentiren.

Den Studenten der Azhar fehlt die Vorbildung; sie bringen nur die Kenntnisse mit, welche sie durch den Besuch der Elementarschule erworben haben. Die meisten sind arm, Fremden wird aus den Einkünften der Moschee ein tägliches Kostgeld verabreicht. Noch heute ist die Opferwilligkeit der Gläubigen für Unterhaltung der Schulen nicht geschwunden; in allen Theilen der islamitischen Welt macht man Spenden an arme Schüler, Vornehme schicken ihnen Speisen aus ihrer Küche und Wäsche und Kleidung aus dem Harem.

In den grössern Städten giebt es noch immer öffentliche Bibliotheken, die auf frommen Stiftungen beruhen. Constantinopel zählt ihrer vierzig. Man findet darin arabische, persische und türkische Drucke, Lithographien und Handschriften aus allen Zweigen der Wissenschaft. Die Handschriften sind sauber geschrieben, die Bücher gut gebunden und ordentlich aufgestellt. Auch Kairo hat bedeutende Bibliotheken; die grosse Mehrzahl der Bücher handelt von Religions- und Rechtswissenschaft, wenige von Mathematik, Medicin und Naturwissenschaft.

Die Buchdruckerei ist im islamitischen Osten nie populär geworden, dagegen werden durch die Lithographie wichtige und beliebte Bücher vervielfältigt, so dass manche Schriften grosse Verbreitung gewonnen haben. In den Häusern der Gebildeten findet man meist eine kleine Büchersammlung, bestehend aus dem Koran, einigen poetischen Werken, einem Wörterbuch und ein paar Geschichtswerken.

Seitdem in den mohammedanischen Reichen mit Reformen experimentirt wird, hat man natürlich auch auf dem Gebiete

*) Sitten und Gebr. II. S. 21.

des höhern Unterrichts Verbesserungen einzuführen gesucht. Es ist aber fast immer die Geschichte vom neuen Lappen auf dem alten Kleid gewesen.

In der Türkei gibt es in allen Provinzen höhere Schulen, auf welchen in allen Zweigen abendländischer Wissenschaft unterrichtet wird; leider sind sie bis zur Stunde bloss auf dem Papier vorhanden. Dagegen gibt es in Constantinopel eine Anzahl Fachschulen, die in der Wirklichkeit existiren, so eine Schule für solche, die später in öffentlichen Kanzleien Anstellung erhalten wollen, eine andere für künftige Gemeinde- und Bezirksvorsteher, eine medicinische und eine militärische Schule, endlich ein kaiserliches Lyceum, in welchem mehrere hundert Schüler aller Glaubensbekenntnisse von französischen Lehrern unterrichtet werden. Die kaiserliche Akademie ist bis heute ein schön gedachtes Projekt geblieben. Dass die Ulema allen diesen Neuschöpfungen den äussersten Hass entgegenbringen, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

In Egypten hat schon Mohammed Ali Anfänge zur Hebung des Unterrichtswesens gemacht, und Ismaïl Pascha hat seine Bemühungen mit Eifer fortgesetzt. Doch ist dabei meist darin gefehlt worden, dass man den Thurm bei der Spitze zu bauen angefangen hat. Es sind nur geringe Anfänge, die zur Hebung des Elementarunterrichtes dienen und eine gewisse Summe allgemeiner Bildung hervorbringen könnten, vorhanden; dadurch verlieren auch die höhern Schulen den grössten Theil ihres Werthes. In mehrern Anstalten werden gegen tausend Schüler auf Staatskosten unterrichtet und unterhalten, aber überall macht sich der Mangel eines grundlegenden Unterrichts geltend. Ausser diesen Anstalten giebt es in Egypten höhere Fachschulen, so z. B. eine école des arts et métiers, eine école de droit et d'administration, eine école d'égyptologie, an denen tüchtige Europäer wirken.

Mit dem Islam hat die Gründung dieser Schulen keinen Zu-

sammenhang, wohl aber sind die Mängel, an denen sie leiden, auf denselben zurückzuführen, das Mechanische des Lernens, die ungenügende Vorbildung der Schüler. Auch in Persien haben die Versuche zur Einführung europäischer Bildung kein günstigeres Resultat gehabt, da auch dort von oben statt von unten angefangen wurde. Allen nach europäischem Muster eingerichteten Schulen haftet unvermeidlich der Fluch an, dass das Moment der Erziehung darin ganz ausser Acht gelassen wird; es fehlt ihnen, da Islam und modernes Unterrichtswesen sich feindlich gegenüberstehen, die religiös-sittliche Grundlage. Die Männer, welche daraus hervorgehen, sind daher in der Regel Freigeister, welche wohl über eine gewisse Summe von Kenntnissen verfügen, aber des sittlichen Haltes entbehren.

Günstiger als in der übrigen mohammedanischen Welt scheinen die Verhältnisse in Britisch-Indien *) zu liegen; dort begegnen wir manchen Erscheinungen, welche man als die Vorboten einer neuen Blütezeit islamitischer Wissenschaft und Cultur deuten könnte. Während der letzten dreissig Jahre sind in vielen Städten Indiens, so in Bombay, Calcutta, Benares, Lakanau, Delhi, Lahore, moslimische Gesellschaften entstanden, welche sich die Pflege der Wissenschaft und die Hebung des Unterrichts zum Ziele setzen. Unter ihrer Leitung stehen politische und litterarische Zeitungen, für moslimische Schriftsteller werden Preise ausgesetzt. Man befasst sich mit der Pflege sowohl der alten morgenländischen als der modernen abendländischen Wissenschaft; eine Menge älterer und neuerer mohammedanischer Werke sind lithographirt und gedruckt worden, Korancommentare, Geschichtswerke, Schulbücher. Die »moslimische litterarische Gesellschaft von Calcutta«, der seit mehr als fünfzehn Jahren mehrere hundert angesehene Moslime Bengalens und anderer Theile Indiens angehören, steht

*) Hauptquelle: M. Garcin de Tassy, *La langue et la littérature hindoustanies*, Revue annuelle, 1850—1876. Paris.

in Correspondenz mit der East-India Association in London.

Ihre Hauptaufgabe erblicken diese Gesellschaften in der Gründung höherer Schulen, in welchen neben moslimischer Theologie auch die Profanwissenschaften gelehrt werden; während der letzten zehn Jahre sind solcher Schulen sehr viele entstanden sowohl in grössern Städten, wie Amritsir, Lahore, Peschawar, Bangalur, als auch in kleinern Ortschaften. Die bedeutendste Schöpfung dieser Art ist die nach europäischem Muster eingerichtete anglo-orientalische Hochschule in Aligarh, für deren Zustandekommen ein frommer aber freisinniger Moslim, Sayid Ahmed Chan Bahadur *), seit mehr als zwanzig Jahren seine ganze Kraft eingesetzt hat. Unterstützt von der britischen Regierung sowie von reichen Moslimen und Engländern, hat er vor einigen Jahren die neue Hochschule eröffnen können. Er selbst hat seine einträgliche Richterstelle in Benares aufgegeben, um sich ganz der Leitung seiner Schule zu widmen.

Aber auch für den Volksunterricht, sogar für die Bildung des weiblichen Geschlechts, wird von den moslimischen Gesellschaften Indiens gearbeitet. In Delhi bestanden schon 1862 vier moslimische Mädchenschulen und eine fünfte wurde damals gegründet; in Lahore wurde 1873 eine Mädchenschule eröffnet, in welcher ausser der Lectüre des Korans und dem Unterricht in den religiösen Bräuchen auch Rechnen und die Urdusprache gelehrt wird.

Zwei ganz verschiedene Elemente sind in Indien für die Wiederbelebung der islamitischen Cultur thätig, auf der einen Seite die Wahabiten, welche von einer Wiederaufrichtung der mohammedanischen Herrschaft in Indien träumen, auf der andern eine Anzahl gebildeter Moslime, welche mit der abendländischen Cultur in nahe Berührung gekommen sind. Während jene hauptsächlich den religiösen Eifer anzufachen suchen, streben diese nach einer Versöhnung zwischen dem Islam und der europäi-

*) Derselbe ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen wahabitischen Reformator des Islam in Indien.

schen Cultur. Von diesen stellen sich die einen zum Christenthum entschieden feindlich; sei es dass sie dem Islam innerlich entfremdet, sei es dass sie ihm noch treu ergeben seien, in keinem Falle wollen sie dem Christenthum als Culturmacht eine Ueberlegenheit zugestehen; den Verfall der islamitischen Länder schreiben sie äussern Umständen zu. Andere suchen Islam und Christenthum zu versöhnen, indem sie die heilige Schrift und den Koran auf die gleiche Linie stellen. Zu diesen letztern gehört der schon genannte Sayid Ahmed Chan. Derselbe hat einen Commentar zur heiligen Schrift herausgegeben, in welchem er derselben das gleiche Ansehen wie dem Koran einräumt. Ein begeisterter Freund abendländischer Cultur, hat er selbst Europa besucht und seine zwei Söhne in England studiren lassen. Natürlich ist seine Rechtgläubigkeit von den strengern Moslimen häufig bestritten worden.

Der Ansicht, welche in diesen wissenschaftlichen Bestrebungen der indischen Moslime ein Zeichen neuerwachter Lebenskraft des Islam erblicken, vermögen wir nicht beizutreten, so scheinbar dieselbe auch ist. Es sind die Einflüsse christlicher Cultur, welche sie hervorgerufen haben; finden wir doch bei den heidnischen Hindus genau dieselben Erscheinungen. Der Geist der untergehenden Religionen hat sich dem übermächtigen Andringen der christlichen Cultur gegenüber noch einmal zu einer letzten Kraftäusserung aufgerafft; ja es ist zum grossen Theil nicht einmal mehr die Kraft der alten Religion, die sich in diesen Bestrebungen der Moslime und Hindus äussert, es lebt darin europäischer Geist, auch wo sie sich gegen das Christenthum und die englische Herrschaft wenden. Der Eklekticismus, der in den religiösen Anschauungen Sayid Ahmed Chans zu Tage tritt, erinnert an den der heidnischen Philosophen in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung und deutet wie dieser auf den bevorstehenden Untergang der alten Religion. Mögen manche der wissenschaftlich gebildeten Moslime sich

noch so hoffnungsvoll geberden *), wenn der Islam schon mit der Scholastik sich auf die Länge nicht vertrug, so wird er mit moderner Wissenschaft sich noch viel weniger dauernd befreunden können, und was eine neue Blütezeit desselben herbeizuführen scheint, wird seinen Untergang nur beschleunigen.

Man könnte unserer Auffassung, die in Islam und Wissenschaft unversöhnliche Feinde sieht, entgegenhalten, dass der Streit zwischen Religion und Wissenschaft nicht auf das Gebiet des Islam beschränkt sei, dass er sich ebensogut in der christlichen Welt finde. Es ist wahr, auch zwischen der christlichen Religion und der Wissenschaft hat sich je und je Streit erhoben, und er wird immer wieder sich erheben, solange es Christenthum und Wissenschaft giebt. Allein so oft auch ihre Wege auseinanderzugehen schienen, immer haben sie sich wieder gefunden, zum Zeichen, dass der Widerspruch zwischen christlichem Glauben und Wissen nicht im Wesen derselben, sondern nur in ihrer mangelhaften Erscheinungsform beruht.

Noch haben wir, um den Einfluss des Islam auf das geistige Leben seiner Völker kennen zu lernen, der Poesie und Kunst der Moslime eine kurze Betrachtung zu widmen **).

Mit der islamitischen Wissenschaft sind Poesie und Kunst Hand in Hand gegangen. Die Freude an der Dichtkunst war schon in der Zeit der Unwissenheit durch das ganze arabische Volk verbreitet; dichterische und rednerische Begabung galt neben der Tapferkeit als höchste Zierde des Mannes. Auf dem Markte von Okaz und auch in andern Städten wurden alljährlich poetische Wettkämpfe veranstaltet, bei denen Dichter ihre

*) Zu diesen gehört Syed Ameer Ali, ein indischer Theologe, der seine Anschauungen in einem 1873 in London erschienenen Buche »Life and Teachings of Mohammed" niedergelegt hat.

**) Hauptquellen: A. F. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. A. v. Kremer, Culturgeschichte, II. Seite 341 ff. M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang etc. III. S. 137 ff.

eigenen Waffenthaten oder die ihrer Stämme oder ihrer Vorfahren besangen.

Ueber lyrische und beschreibende Poesie sind die Araber nicht hinausgekommen; ihr Dichten beschränkt sich auf Schilderung der sie umgebenden Wirklichkeit und auf den Ausdruck der Empfindungen; es kehren daher immer dieselben Motive wieder, in beschreibenden Gedichten die Schilderung eines Kampfes, eines Wüstenzuges, eines Gewitters, die Beschreibung eines Rosses oder Kameeles oder einer trefflichen Waffe, in der Lyrik das Lob der Helden und des Krieges, der Preis der Geliebten und des Weines, die Todtenklage, der Spott über die Feinde. Religiöse Klänge sind in der vorislamitischen Zeit verhältnissmässig selten.

Bei grösster Vollendung der Form in Bezug auf Ausdruck, Stil und Reim, bei blendendem Glanze der Bilder, überraschender Feinheit der Beobachtung und Empfindung fällt eine gewisse Lockerheit der Composition wenigstens bei grössern Gedichten auf. Was wir schon bei der Betrachtung der arabischen Wissenschaft gesehen haben, macht sich auch in der arabischen Dichtkunst und genau so in der Architectur geltend: es fehlt dem arabischen Geiste die Fähigkeit den Stoff zu überblicken, das Einzelne zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Wenn daher gewisse Gattungen der Poesie auch später gar nicht oder nur in geringem Masse gepflegt worden sind, dürfen wir nicht dem Islam Schuld daran geben.

Als der Islam aufkam, dauerte die Blüte der arabischen Poesie fort. Die Chalifen liebten es, Dichter zu besolden, deren Hauptaufgabe war, ihre Gebieter zu verherrlichen. Auch das Volk bewahrte der Poesie seine Neigung. Die Dichter genossen hohes Ansehen, man bewarb sich um ihre Gunst und fürchtete ihren Zorn. Wandernde Sänger zogen von Ort zu Ort und fanden überall gastliche Aufnahme. Hatten schon die Omajjaden in Damascus die Dichtkunst begünstigt, so stieg die Be-

geisterung dafür unter den Abbasiden und unter den Omajjaden in Spanien auf's Höchste. Poetisches Talent trug Manchen zu den höchsten Ehrenstellen. In Andalusien wurde die Poesie von allen Classen der Bevölkerung gepflegt, der Chalif wie der Bauer machte Verse; Frauen wetteiferten mit den Männern, Kinder mit den Erwachsenen. Besonders beliebt war die Kunst des Improvisirens. Standen feindliche Heere sich gegenüber, so traten etwa einzelne Krieger hervor und forderten durch improvisirte Verse den Gegner zum Kampfe; man antwortete ihnen im gleichen Versmass und mit dem gleichen Reim. Man improvisirte bei der Tafel, beim Spaziergang, sogar hinterm Pfluge. Freunde und Liebende führten ihren Briefwechsel in Versen.

Die Stoffe, die man behandelte, waren im Wesentlichen dieselben wie in der Zeit vor dem Islam. Die Dichtkunst blieb auf Lyrik und beschreibende Poesie beschränkt, aber auf diesen Gebieten ist Unübertroffenes geleistet worden. Die prachtvollen Schilderungen des Naturlebens wie des geselligen Lebens, die bald sanft schwärmenden, bald leidenschaftlich glühenden Liebeslieder, die ganze Art und Weise, wie alle Lebensverhältnisse durch den Schimmer der Poesie verklärt wurden, sind ein lebendiges Zeugniß dafür, das es unter der Herrschaft des Islam Zeiten gegeben hat, wo die Menschen in froher, sorgloser Musse sich dem Genusse des Lebens und seiner Güter hingeben konnten.

Auch die religiöse Poesie wurde gepflegt. Wir haben früher schon von der mystischen Poesie gesprochen, die besonders in Persien zu hoher Blüte gelangt ist. Auffallend ist, dass die Orthodoxie auf dem Gebiete der Poesie wenig Bedeutendes hervorgebracht hat. Es ist diess ein deutlicher Beweis, wie wenig der orthodoxe Islam dem Gemüthe zu bieten vermochte. Nur in Spanien hat er einzelne herrliche Blüten getrieben. Als Beleg dafür fügen wir hier ein Gebet Ibn al Faradis ein *).

*) Bei A. v. Schack, a. a. O. I. S. 218.

»Ein Gefangner, voll von Sünden, steht, o Herr, vor deiner Thür,
 Fürchtend, dass du hart ihn strafest — wohl ist dir bewusst, wofür!
 Um Verbrechen, deren Knäuel mit dem Blicke du durchdrangst,
 Muss ich zittern — du allein bist meine Hoffnung, meine Angst;
 Denn wer ist das Ziel des Hoffens, und des Zagens Quelle wer,
 Ausser dir, da unabwendbar Allen dein Gericht ist, Herr?
 Lass mich an dem Tage, wenn das Schuldbuch aufgeschlagen wird,
 Nicht vor meiner Sündenliste schamvoll dastehn und verwirrt!
 Sei mein Tröster in des Grabes Finsterniss, wenn ich getrennt
 Von den Meinen ruhen werde und kein Freund mich ferner kennt!
 Nur von deiner Gnade hoff' ich, dass sie meine Schuld verzeiht!
 Aber fehlt sie mir, verloren bin ich dann in Ewigkeit.»

Bei all dem blendenden Glanze und dem Bilderreichthum, durch den uns die Poesie der Araber bezaubert, können wir doch eine gewisse innere Armuth derselben nicht verkennen; sie lässt keinen tiefern, bleibenden Eindruck zurück, wir werden bald müde wie beim Betrachten eines Feuerwerks. Gewiss dürfen wir darin einen Beweis sehen, dass dem äusserlich glänzenden Leben der Chalifenzeit der innere Gehalt gefehlt hat. Früh schon ist der frohe Lebensmuth in den Leichtsinn ausgeartet, der sich nicht scheut, am Rande des Abgrundes zu spielen; als seine Kehrseite zeigt sich dann die düstere Schwermuth, die alle Hoffnung begraben hat. Die Poesie giebt für Beides zahlreiche Beispiele.

Die gefeiertsten Dichter an den Höfen sind Freigeister, nicht selten Wüstlinge der schlimmsten Art. Als Repräsentant der leichten Dichtungsart kann Abu Nowas gelten, der Zeitgenosse Harun ar Raschids. Seine Lieder singt er dem Wein, der im Fasse gährt, als ob ein Christenpriester seine Gebete murmle, der die Seele in die Wogen der Wonne und des Vergessens taucht, wenn er im Becher funkelt; den Zechgenossen, die über dem Weine des Gebetes vergessen, den berückenden Reizen der Slavin, die den Becher kredenzt, dem schmucken jugendlichen Schenken, dessen Augen noch trunkener machen als der Wein.

Dann preist er wieder die Freuden der Jagd, die Tugenden seiner fürstlichen Gönner, verspottet die Thorheiten und Sünden seiner Zeitgenossen und höhnt die Gläubigen und den Propheten. Die leichtfertige Poesie, wie sie Abu Nowas pflegte, gewann immer mehr die Oberhand. Ein Dichter, der an den Höfen der syrischen und persischen Emire hoch gefeiert wurde, sagt: »Geniesse das Leben, denn du bist bestimmt zu vergehen. (Schwelge), sei es in heiterm Gelage, sei es bei schönen Weibern, die weiss sind wie junge Antilopen oder bräunlich wie (eherne) Götterbilder, gleichviel ob sie von den Züchtigen seien oder von den ausgelassenen Dirnen.« Die ernster gesinnten Dichter sinken angesichts des hereinbrechenden Verfalls in trostlosen Pessimismus, so Abul Atahija, Abu Nowas' Zeitgenosse. Auch er ist Freigeist, über Koran und Sonna hinaus, aber über das frivole Treiben der höhern Stände empört sich sein Herz, und seinem Unwillen verleiht er in ernstesten Sprüchen und schwermüthigen Liedern Ausdruck. Einer der letzten Dichter dieser Richtung Maarri, verzweifelt an allem Glück, er räth den Menschen, keine Kinder mehr zu erzeugen und befiehlt auf seinen Grabstein zu setzen:

»Das hat mein Vater an mir gesündigt,
Ich aber versündigte mich an Niemand.«

Das Aufkommen der leichtfertigen Poesie wurde nicht wenig begünstigt durch die einseitig musicalische Geistesrichtung, die an den Höfen herrschte. Schon die reichen arabischen Kaufleute in den Städten hatten Gesang und Musik gepflegt und ihre Gastmähler durch diese Künste zu schmücken verstanden, indem sie byzantinische und persische Slavinnen als Sängerinnen, Cither- und Lautenspielerinnen auftreten liessen. Am Hofe zu Damascus entwickelte sich ein Enthusiasmus für musicalische Genüsse, der oft zum förmlichen Wahnsinn sich steigerte. Als am Abbasidenhofe das persische Element in den Vordergrund trat, nahm die Begeisterung für Musik noch zu. Von

der Wirkung einzelner Melodien und Gesänge werden die unglaublichsten Dinge berichtet. Die Hörer brechen in Thränen aus, sie stürzen ohnmächtig nieder oder geberden sich wie Verrückte. »Tausend und eine Nacht« giebt fast auf jeder Seite Beispiele von der Macht, welche die Musik über die Menschen übte. Virtuosen und Componisten, Sängern und Sängern legte man Haufen Goldes und Edelgesteins zu Füßen.

Der musicalische Enthusiasmus hatte auf das Leben der höhern Stände eine sehr ungünstige Wirkung; er beförderte eine weiche Sinnesart, eine krankhafte Sentimentalität und führte zu wüstem Genussleben. Zahllose Sänger, die in weiblicher Tracht auftraten, boten Männern und Frauen ihre Dienste an. Die Geistlichkeit suchte darum häufig gegen die musicalische Richtung einzuschreiten; einzelne strenggesinnte Herrscher verboten Gesang, Lauten- und Citherspiel und Tanz, vertrieben die Sänger und Tänzer aus den Städten oder wandten noch radicalere Mittel an, um ihnen ihr schändliches Handwerk unmöglich zu machen.

An der verderblichen musicalischen Geistesrichtung trägt der Islam keine directe Schuld. Schon der Prophet war ihr abhold, und Koran wie Sonna tadeln dieselbe. Aber insofern müssen wir doch den Islam dafür verantwortlich machen, als er ausser Stande war, die Lust an Musik und Gesang in bessere Bahnen zu leiten. Das Bedürfniss nach musicalischer Unterhaltung war einmal vorhanden und liess sich nicht unterdrücken. Religiöse Grübeleien und Koranrecitiren war nicht Jedermanns Ding. Es wäre die Aufgabe der Religion gewesen, den musicalischen Bestrebungen eine höhere Richtung zu geben, dazu aber war der Islam durchaus unfähig, er wusste von Anfang an sich nur feindlich dazu zu stellen, so dass die Freunde der Musik auf sittliche Abwege geriethen.

Wie der Islam den musicalischen Bestrebungen keine höhere Weihe zu geben vermochte, so hat er, wie schon oben ange-

deutet, auch der Dichtkunst wenig tiefere Motive zugeführt. Er hat wohl den äussern Anstoss zur Pflege der Poesie in weiten Kreisen gegeben, indem er eine Gesellschaft schuf, die sich sorgenlosem Lebensgenusse ergeben konnte, aber da, wo die Religion ihren eigensten Beruf zu üben hätte, im Gemüthe, da hat er wenig gewirkt; für etwas Höheres als verfeinerten Sinnengenuss hat er die Menschen selten zu begeistern vermocht.

Neben diesem Mangel kommen andere nachtheilige Wirkungen, die er auf die Poesie geübt hat, wie die, dass er die arabische Volkspoesie zur Hofpoesie hat werden lassen, und dass er die freie Entwicklung nationaler Poesie stets gehemmt hat, indem überall arabisch gedichtet wurde, kaum in Betracht.

Das Wiederaufblühen der Poesie hängt zum Theil mit dem Verfall des Islam zusammen. Als das Chalifenreich sich auflöste, begann besonders in Persien das Nationalgefühl mit neuer Kraft sich zu regen; dem Wiedererwachen des nationalen Geistes hat z. B. das grosse persische Heldengedicht Firdusis, Schahname, seinen Ursprung zu verdanken. Wie die Stoffe der neu-persischen epischen Dichtungen mit dem Islam nichts zu schaffen haben, so ist auch der Geist, der darin lebt, nicht der des Islam; altpersische und indische Einflüsse sind überwiegend. Durch den Koran und die mohammedanische Legende sind der persischen Dichtkunst nur wenig neue Stoffe zugeführt worden; als Beispiel dafür wäre etwa zu nennen die mehrfach besungene Liebe Zuleikas, der Gemahlin Potiphars, zu Joseph, welcher die Moslime jederzeit eine besondere Theilnahme entgegengebracht haben.

Einen bedeutendern Einfluss hat hingegen der Islam auf die Anfänge einer dramatischen Poesie geübt, die seit alter Zeit in Persien zu finden waren. Bei den Persern, überhaupt bei den Schiiten, werden am Moharramfeste auf öffentlichen Plätzen Schauspiele aufgeführt die mit den Passions- und Osterspielen des christlichen Mittelalters grosse Aehnlichkeit haben. Es wird

in denselben der Untergang der Aliden Hasan und Hosain dargestellt. Die Zuschauer verfolgen die Vorstellungen mit der lebhaftesten Theilnahme, die Illusion ist für sie vollständig, sie sehen unter ihren Augen geschehen, was vor zwölfhundert Jahren geschehen ist. Sie weinen, zerrauen sich das Haar, schlagen an die Brust, und nicht selten werden diejenigen Schauspieler, welche die Feinde der Aliden darzustellen haben, durch Steinwürfe verwundet. In der Nacht ziehen Schaaren halbnackter Menschen in wirrem Aufzuge durch die Strassen unter dem Klageruf: O Hasan, o Hosain, Könige der Märtyrer! Ueberhaupt steigt die religiöse Erregung in den Tagen des Schauspiels auf's Höchste. Es ist nur zu bedauern, dass dadurch der Hass gegen die Sunniten und gegen die Andersgläubigen immer auf's Neue angefacht wird *).

Die Lust an Poesie und Musik ist noch heute in der islamischen Welt allgemein verbreitet. Seit die Stiftung des grossen Reiches die verschiedenen Völker mit einander in Berührung gebracht und das Interesse für die Wunder fremder Länder rege gemacht hat, ist besonders die Lust an phantasiereichen Märchen und Sagen erwacht. Die indischen Sagen, die persischen Liebesgeschichten sind umgegossen und den heimischen Verhältnissen angepasst worden. Diess ist besonders in Egypten geschehen, dort ist aus indischen und persischen Erzählungen die Tausend und Eine Nacht entstanden, die uns ein anschauliches Bild der Verhältnisse und der Lebensauffassung giebt, welche in der Welt des Islam zur Zeit ihres Glanzes herrschten. Heute wie vor Jahrhunderten übt die Erzählung der alten Sagen, Märchen, Helden- und Liebesromane ihren Reiz auf die Besucher der Kaffeehäuser. Auch die Poesie wird mit Lust gepflegt; in Persien macht fast jeder Gebildete Verse, und die Gedichte der grossen persischen Dichter Firdusi, Hafis, Saadi

*) Dozy, Histoire de l'Islamisme, p. 457 ff.

leben so im Munde des Volkes, dass auch Ungebildete häufig eine erstaunliche Menge Verse auswendig wissen.

Musik, Gesang und Tanz sind ebenfalls sehr beliebt, wenn man diese Künste auch nicht für würdig hält, das Leben eines freien Mannes auszufüllen. Bei häuslichen Festen lässt man Sänger und Tänzer kommen, um die Gäste zu unterhalten. Gute Sänger sind sehr geschätzt und werden reich bezahlt. Die Zuhörer lauschen aufmerksam und werden leicht hingerissen, so dass sie im Entzücken oft grosse Summen an Sänger verschwenden. Die öffentlichen Sänger und Tänzer stehen in schlechtem Rufe, wie denn auch ihre Productionen meist sehr wenig anständig sind. Gleiches gilt von den Tänzerinnen, die in den Strassen unverschleiert durch ihre Aufführungen den Pöbel belustigen oder auch vor der Thüre oder im Hofe eines Hauses, manchmal sogar im Harem sich produciren. Obwohl der Koran diese die Sittlichkeit schädigende Unterhaltung verurtheilt, ist sie doch allgemein verbreitet. Wir Abendländer haben allerdings nicht das Recht, hart darüber zu richten, da die Aufführungen in den öffentlichen Vergnügungsorten unserer Grosstädte kein Haar besser sind. Der Unterschied ist nur der, dass bei uns das Gefühl des Unsittlichen solcher Unterhaltung vorhanden ist, während die Mehrzahl der Moslime sich an unanständiger Unterhaltung ergötzt und dabei doch fromm sein will und verhältnissmässig pünktlich die gottesdienstlichen Ceremonien vornimmt — ein Zeichen, wie durchaus äusserlich die Religiosität geworden ist *).

Fügen wir hier noch einige Bemerkungen hinzu über die Ansprüche, die heutzutage an einen Moslim gemacht werden der für gebildet gelten will. Zur wahren Bildung gehört vor Allem eine gewisse Kenntniss des Korans, die man benützt, um religiöse Redensarten und Citate in's Gespräch einfließen

*) Lane, Sitten und Gebr. II. S. 212 ff.

zu lassen, sodann die Kenntniss der nationalen Musik und Poesie und die Kunst, Verse richtig zu recitiren. Diess ist besonders in Persien *), dem Lande der Bildung par excellence, durchaus nothwendig. Dort verfügen die Gebildeten über eine sehr umfassende Kenntniss der classischen Litteratur, auch verstehen sie poetische Stücke gut vorzutragen. Ausserdem verlangt man in Persien einige Kenntniss der moslimischen Geschichte und der allgemeinsten Begriffe der Geographie. Grosses Gewicht wird gelegt auf die Kunst, einen Brief elegant, d. h. in bombastischem blumigem Stil, abzufassen, ihn schön zu schreiben und richtig zusammenzulegen. Ein Hauptforderniss aber ist die Höflichkeit. Der Islam lehrt auf Aeusserlichkeiten hohen Werth legen; der Despotismus pflanzt die Heuchelei; genaueste Beobachtung des Ceremoniells und kriechende Versicherungen der Hochachtung sind daher bei der Begrüssung und in der Unterhaltung unerlässlich. Man bedient sich im Gespräche einer schwülstigen Blumensprache wie im schriftlichen Verkehr. »Mit Ich sprechen ist des Teufels Sitte“, sagt ein Sprichwort, man sagt dafür: Dein Knecht, dein Diener, dein Slave. Für die zweite Person, braucht man Ausdrücke wie: Deine hohe Persönlichkeit, deine erlauchte Persönlichkeit, der Staub deiner Füsse **).

Diese einseitige Bildung ist gewiss auch in den besten Zeiten des Islam die herrschende gewesen; sie mag bei Vielen etwas tiefer gewesen sein, im Ganzen dürfte ihr Character sich wenig verändert haben.

Es ist bekannt, dass manche Gebiete der Kunst von den Völkern des Islam beinahe gänzlich vernachlässigt worden sind, so die Malerei und die Sculptur. Ethnologische Momente haben dabei gerade wie bei der Vernachlässigung gewisser Gattungen der Poesie wesentlichen Einfluss geübt. Allerdings

*) Ausführlicheres bei Polak a. a. O.

**) Vámbéry, Sittenbilder. S. 144.

hat auch die Religion dabei mitgewirkt. Im Koran sind Bildsäulen verboten. Der Prophet soll aber auch die Abbildung lebender Wesen verboten haben, da er darin eine Gefahr für die Verehrung des Einen Gottes gesehen haben soll; jedenfalls herrschte in den frommen Kreisen der ersten Zeit eine starke Abneigung gegen Statuen und Gemälde. Die Chalifen aber kümmerten sich wenig um das Verbot. Die Wände ihrer Paläste, ihre Teppiche und Tapeten waren mit Jagd- und Schlachtenbildern geziert, und in Gärten und Sälen waren bemalte Statuen in Menge aufgestellt. In Bassra bestand zur Abbasidenzeit eine berühmte Malerschule. Auf Münzen finden wir Chalifen im Brustbild und in ganzer Gestalt dargestellt. Wenn trotzdem die Malerei nie über die Decorationsmalerei hinausgeschritten ist und die Sculptur bald gänzlich aufgehört hat, so hängt diess weniger mit der Bilderscheu des Islams zusammen als mit der Unfähigkeit, feste Formen darzustellen, ein Ganzes organisch zu gestalten.

Grossen Einfluss hat der Islam auf die Entwicklung der Architectur geübt, da sein Cultus ein Gebäude zur Abhaltung des gemeinsamen Gottesdienstes verlangte. In dem Bau der Moschee sollte nicht wie in der monumentalen christlichen Kunst der religiöse Grundgedanke oder das Leben der religiösen Gemeinschaft sich ausprägen, sondern man verlangte für den Gottesdienst einen vom Geräusch der Aussenwelt abgeschlossenen Ort, schlanke Thürme, von denen die Muezzins zum Gebete rufen, und einen Brunnen zur Verrichtung der religiösen Waschungen. Die Moschee schloss sich in ihrer Form meist an die Kaaba an: ein Haus, umgeben von vier Umfassungsmauern mit Säulenhallen auf der Innenseite, und im Hofe ein Brunnen. Bei der architectonischen Gestaltung des Heiligthums spielte die Paradiesesvorstellung eine grosse Rolle. Was v. Schack von der Moschee zu Cordova sagt *), gilt auch von andern

*) A. a. O. II. S. 193.

Bauwerken: »Wie die nach Trank und Schatten schmachtenden Araber sich das Paradies als einen kühlen, quellendurchrauschten Freudenort ausgemalt haben, so wollten sie auch diesen Tempel Allahs zu einem Abbilde jenes Eden machen und alle Wonnen in ihm sammendrängen, die der Prophet den Gläubigen im Jenseits verheissen hat. Darum im Hofe unter dichtbelaubten Bäumen der plätschernde Brunnen, gleich jenen, an deren Rande die Seligen einst ruhen sollen; darum empfängt den, der unter das Dach der Halle tritt, die Nacht eines heiligen Haines, hier und da hereinfallende Strahlen verbreiten Dämmerlicht, dann wieder folgt tiefes Waldesdunkel. Wie Baumstämme steigen die Säulen empor, die Gurten und Bogen als Aeste wölbend über sich und zu breiten Schattendächern verzweigend gleich dem Tuba, dem Wunderbaum des Paradieses, wuchernd wie die indische Sykomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Dazwischen im bunten Arabeskenschmucke Schlingpflanzen, Blüten und fruchtbeladene Gewinde, an den Wänden emporrankend, sich längs des Daches hinschlängelnd und zu den Häuption der Frommen herniederhangend.»

Auf das Detail des architektonischen Schmuckes der Moscheen brauchen wir hier nicht einzugehen. Die Baudenkmäler des Alterthums übten natürlich in den verschiedenen Ländern grossen Einfluss auf die Entwicklung der Architectur im Einzelnen; persische, byzantinische, auch indische Motive kamen zur Verwendung; der Kuppelbau z. B. stammt von den Byzantinern, der Hufeisenbogen mag persischen Ursprungs sein. Die Einseitigkeiten des arabischen Geistes machen sich auch in der Baukunst geltend. Ueberall sehen wir das Constructive hinter dem Decorativen zurücktreten; dieses wächst keinesweges immer aus der Construction heraus, sondern ist häufig bloss äusserlich angeheftet und steht darum nicht selten mit der Construction in Widerspruch. Aber das Decorative ist von solcher Anmuth,

dass man die Mängel der Construction gern übersieht. Dem Islam eigenthümlich ist die decorative Verwendung der Schrift, indem Koranstellen, Denksprüche und Gedichte in goldenen Buchstaben auf blauem Grunde sich an den Wänden der Moscheen hinziehen.

Die prachtvollen Moscheen, die in allen Städten sich erhoben, sind ein Zeugniss nicht nur von den Reichthümern, die einst in die Hände der Moslime flossen, sondern ebenso sehr von der religiösen Begeisterung, welche der Islam ihnen einflösste, von der stolzen Sicherheit, welche die gotterwählten Herren der Welt erfüllte. Die gottesdienstlich geschmückten Riesenräume haben gewiss auch wieder auf die Gemüther der Gläubigen mit überwältigender Macht zurückgewirkt, besonders bei den Massengottesdiensten am Freitag, und an den Festen die Begeisterung immer auf's Neue angefacht und das Bewusstsein mächtig werden lassen, dass kein Gott sei ausser Allah und kein Prophet wie Mohammed.

Dem Verfall des ganzen Culturlebens hat auch die Baukunst sich nicht entziehen können. Heute liegen die herrlichsten Werke islamitischer Architectur in Trümmern und Neues erhebt sich nicht mehr; denn die wenigen Bauwerke neuerer Zeit, welche in mohammedanischen Ländern entstanden sind, wie etwa die Mohammed-Ali-moschee in Kairo, rühren von europäischen Künstlern her.

Fassen wir unser Urtheil über das geistige Leben der islamitischen Welt zusammen, so können wir sagen: Die religiöse Begeisterung hat einst auf allen Gebieten des geistigen Lebens fördernd gewirkt. Der Koran gab den Anstoss zu einer gewissen Volksbildung wie auch zur Pflege theologischer, rechtswissenschaftlicher und grammatischer Studien, er weckte auch die Lust an philosophischen Fragen und an wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt. Das Gebot des heiligen Krieges, welches die Moslime zur Weltherrschaft führte und so ihren Ge-

sichtskreis erweiterte und neue Bedürfnisse schuf, führte eine Blütezeit der exacten Wissenschaften herbei; die Reichthümer, welche den Moslimen durch die Eroberungen zuflossen, und das Gefühl der Sicherheit, welches ihnen aus dem Bewusstsein kam, zur Herrschaft über die Welt bestimmt zu sein, liessen Poesie und Kunst zu hoher Blüte gelangen. Was heute noch von geistigem Leben in der mohammedanischen Welt vorhanden ist, das ist, Persien vielleicht ausgenommen, allein dem Islam zu danken. Aber auch die Mängel, welche dem geistigen Leben der mohammedanischen Welt von jeher anhafteten, sind — von gewissen ethnologischen Momenten abgesehen — auf den Islam zurückzuführen. Er hat sich als zu arm an Gedanken und als zu schwach an sittlicher Kraft erwiesen, um dem Leben einen tiefern Gehalt zu verleihen, so dass die höhern Classen über leeren Sinnengenuss selten hinausgekommen und schliesslich dadurch zu Grunde gerichtet worden sind. Die Bildung, die er den untern Classen giebt, genügt nicht, um sie zu einiger Selbständigkeit zu erziehen, dagegen führt sie die Vorherbestimmungslehre zu geistiger Trägheit. Wenn auf die kurze Zeit des Aufschwungs eine lange Zeit des Niederganges gefolgt ist, so trägt der Islam daran die Hauptschuld. Die unglücklichen socialen und politischen Verhältnisse, die er überall, wo er zur Herrschaft gelangte geschaffen hat, haben die äussern Mittel rasch schwinden lassen und dadurch auch das geistige Leben geschädigt. Indem endlich der Koran zur Grundlage der Religion und zum Gesetzbuch für das ganze Leben gemacht wird, ist aller wahren Wissenschaft, jeder freien Regung des Geistes eine unüberwindliche Schranke gezogen. So mag der Islam noch lange barbarische Völker auf eine gewisse Stufe der Cultur zu heben im Stande sein, eine echte Geistescultur wird er nie mehr heraufführen, und wenn sich unter günstigen Bedingungen irgend einmal noch Ansätze zu einer solchen zeigen sollten, nach kurzer Zeit wird das erwachte Leben wieder in Todesschlaf sinken.

IX.

DIE MOSLIMISCHEN HERRSCHER.

Als einst der Prophet seinen Landsleuten den Einen Gott zu predigen begann, dachte er nicht daran, die socialen und politischen Verhältnisse seiner Heimath zu ändern, aber durch die Macht der Umstände wurde er dahin geführt, mit der neuen Religion zugleich ein neues Staatswesen zu schaffen. Bald nach der Einnahme von Mekka stand er als geistlicher und weltlicher Beherrscher fast aller arabischen Stämme da, und, was nie der Fall gewesen war, solange es eine Geschichte giebt, die Araber waren durch die gemeinsame Religion zu einer einheitlichen Nation verbunden.

Nur kurze Zeit war die Schöpfung des Propheten in Gefahr wieder auseinander zu fallen; es war, als die Kunde von seinem Tode sich plötzlich durch Arabien verbreitete. Doch glücklich wurde durch Abu Bekr, den Nachfolger des Propheten, die drohende Gefahr überwunden, die Araber lernten immer deutlicher einsehen, dass unter dem Banner des Islam, und nur unter ihm, Ruhm und Reichthum zu finden war. Religiöse Begeisterung und Raubgier hielten die Schaaren zusammen und machten sie zum Schrecken der umwohnenden Culturländer. Siegreich drangen die arabischen Heere vor gegen Osten und Westen, schon im einundzwanzigsten Jahre der Hedschra beherrschten die Mos-

lime ein Gebiet, das so gross war als das römische Reich, und immer weiter dehnte sich das Reich aus, vor dem Ablauf des ersten Jahrhunderts herrschten die Chalifen vom äussersten Westen Afrikas bis zu den Grenzen Chinas und Indiens und von der Südspitze Arabiens bis zum caspischen Meer und zum Oxus. Das ungeheure Reich zerfiel zwar mit Naturnothwendigkeit durch seine eigene Grösse in eine Menge kleinerer Reiche, aber ihnen allen hat der Islam ein für alle Mal seinen Stempel aufgedrückt und ihrer politischen Entwicklung die Bahn gewiesen. Die häuslichen und socialen Verhältnisse, welche er geschaffen hat, haben natürlich auch auf das politische Leben seiner Völker ihren Einfluss geübt, und überdiess hat der Koran durch eine Menge Vorschriften die sich auf das politische Leben beziehen, durch straf-, civil- und staatsrechtliche Bestimmungen, durch Vorschriften über Verwaltungs- und Steuerwesen, die mit dem Nimbus des göttlichen Gesetzes umgeben sind, auf die staatliche Entwicklung bestimmend eingewirkt. Geistliches und Weltliches, Religion und Politik hat der Islam unlösbar zusammengebunden. Darauf beruht seine Stärke und seine Schwäche. Die Vereinigung aller Machtfülle, der geistlichen und weltlichen, in Einer Hand begünstigte einst die Eroberungen und gab dem Reiche Einheit und Festigkeit, ja sie ist es, die noch heute die islamitischen Staaten trotz ihrer Entkräftung aufrecht hält; aber ebenso gewiss musste die Vereinigung von Religion und Politik ein Hemmniss für beide werden; jene erhielt dadurch eine Richtung auf's Aeusserliche, diese wurde in ihrer freien Entwicklung gehindert, indem sie für alle Zeit an eine Menge zufälliger Vorschriften gebunden blieb, die den Verhältnissen einer bestimmten Zeit und einer niedrigen Culturstufe angepasst waren.

Versuchen wir nun den Einfluss des Islam auf das politische Leben seiner Bekenner darzustellen, indem wir zunächst untersuchen, wie er auf die Idee der Herrscherwürde und auf die

in den moslimischen Ländern regierenden Dynastien gewirkt hat *).

Ueber die Nachfolge in der Herrschaft hinterliess der Prophet bei seinem Tode keine Bestimmungen. Er scheint sich darüber nie im Geringsten geäussert zu haben, wie er überhaupt von seinem Tode selten oder nie gesprochen hat. Man hat sein Schweigen auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Man hat gemeint, er habe darum keine Vorschriften gegeben, weil er sich mit keiner Partei habe verfeinden wollen, oder weil er in keinem der Gläubigen einen geeigneten Nachfolger gesehen habe, oder auch weil er vom Tode überrascht worden sei. Man hat auch die Vermuthung aufgestellt, er habe auf seinem Sterbebette das Recht der Nachfolge aufstellen wollen, als er Schreibzeug verlangte, um, wie er sagte, allem Streit unter den Arabern ein Ende zu machen. Wir möchten vermuthen, die Frage der Nachfolge sei an Mohammed gar nie herangetreten. Er betrachtete wohl als selbstverständlich, dass seine Gefährten nach altarabischem Brauche aus ihrer Mitte sich ein Oberhaupt wählen würden, und dass bei dieser Wahl nächst dem Alter und dem Ansehen die Frömmigkeit entscheidend in die Wagschale fallen würde. Was nach seinem Tode geschah, war, wie die Verhältnisse lagen, das einzig Mögliche. Entgegen den Ansprüchen der Medinenser, die einen der Ihri-gen zum Nachfolger erheben wollten, entgegen den Hoffnungen Alis, der als Schwiegersohn des Propheten den Gedanken an eine erbliche Monarchie nährte, würde er wohl die Wahl Abu Bekrs als des ältesten, angesehensten und frömmsten aus seiner Familie gebilligt haben, wie er ihn ja auch früher schon und noch während seiner letzten Krankheit mit der Leitung des Gottesdienstes betraut hatte.

*) A. v. Kremer, *Gesch. der herrsch. Ideen*, dritter Theil: Die Staatsidee des Islams; *Culturgeschichte* I. S. 380 ff. J. v. Hammer, *Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung*. 2 Bde. 1815.

Der Chalif (Stellvertreter) oder Imam (Souverän) hatte sowohl die geistliche als die weltliche Macht in Händen; er war Leiter des Gottesdienstes und Prediger, oberster Kriegsherr, Richter und Verwalter der Staatseinkünfte. Die religiöse Seite des Imamats trat in der ersten Zeit stark in den Vordergrund. Wie in der Zeit der Unwissenheit der Besitz der Kaaba den Koraischiten ein gewisses Ansehen gegeben hatte, so beugten sich jetzt die jeder weltlichen Herrschaft abgeneigten Araber dem Nachfolger des Propheten als dem religiösen Oberhaupte der Gemeinde. Die Omajjaden und andere Herrscher aus der Zeit der höchsten Macht des Chalifates legten den Nachdruck auf die weltliche Herrschaft, Moawijah nannte sich den ersten König, aber schon die meisten Abbasiden kehrten wieder mehr die geistliche Würde hervor, obwohl sie die Predigt und die Leitung des Gottesdienstes meist Geistlichen übertrugen. Als das Reich zerfiel und die Chalifen sich genöthigt sahen, Statthalter, Truppenführer und Usurpatoren mit den besten Provinzen zu belehnen, klammerten sich die Chalifen an die geistliche Würde an, und es gelang ihnen so, noch lange sich ein gewisses Ansehen zu erhalten, da die Emire und Sultane nicht minder als die Chalifen selbst darauf hielten, von diesen als den geistlichen Oberhäuptern in ihrer weltlichen Herrschaft anerkannt zu sein.

Wie hoch man von der geistlichen Würde der Chalifen dachte, ersehen wir auch daraus, dass, als die Mongolen im Jahre 1258 n. Chr. dem Chalifate ein Ende machten, die egyptischen Mamlukensultane einen Sohn des drittletzten Chalifen bei sich aufnahmen und das Chalifat als geistliche Würde noch lange aufrecht hielten. Auch die Osmanensultane legen auf die geistliche Würde grosses Gewicht und geberden sich noch heute als Nachfolger der Chalifen, indem sie behaupten, der letzte Chalif Motawakkil habe seine Rechte an Selim III., der im Jahre 1517 Egypten eroberte, abgetreten. Der Osmanensultan gilt daher

bei einem grossen Theil der Sunniten als rechtmässiger Erbe des Chalifats und oberster Schutzherr der Moslime.

Mit dem Gedanken der geistlichen Herrschaft des Islam hängt zusammen, dass in der ältesten Zeit immer nur Ein Imam als rechtmässiger Gebieter betrachtet wurde. Bei der unnatürlichen Grösse des Reiches konnte aber die Einheit nicht lang gewahrt bleiben; es traten bekanntlich schon sehr früh an der Peripherie des Reiches Gegenchalifen auf, so dass man sich allmählich an die gleichzeitige Herrschaft mehrerer Imame in verschiedenen Ländern gewöhnte. Der Gedanke der Rechtmässigkeit mehrerer Chalifate musste um so leichter Eingang finden, als auch die Statthalter der Provinzen Chalifen im Kleinen waren; sie übten häufig nicht bloss die weltliche Herrschaft aus, sondern verwalteten auch das geistliche Amt, indem sie das gemeinsame Gebet leiteten und am Freitag predigten wie die Chalifen.

In die Erbschaft des sterbenden Chalifates theilten sich die Sultanate. Wie schon angedeutet worden ist, entstanden dieselben dadurch, dass einzelne Statthalter und Usurpatoren sich von den Chalifen mit der Herrschaft über die Provinzen belehnen liessen. Die Sultane erkannten den Chalifen als religiöses Oberhaupt an, sie verpflichteten sich, die Religion in ihrem Lande aufrecht zu halten und dem Chalifen Beistand zu leisten, wenn er gegen die äussern Feinde des Islam zum Glaubenskrieg aufrief. Ihre Macht war eine weltliche, aber als kein geistliches Oberhaupt mehr vorhanden war, nahmen sie auch die geistliche Würde für sich in Anspruch. So blieb die Sache im Wesentlichen dieselbe, nur mit dem Unterschied, dass, während früher die weltliche Macht in den Händen des geistlichen Herrschers gelegen hatte, jetzt die geistliche Macht in denen des weltlichen lag. Damit war der Anfang zur Unterordnung der religiösen Idee unter die politische gemacht, allerdings nur der Anfang; denn bei der Macht, welche das religiöse Moment

im Leben der Moslime übte, und bei dem hohen Ansehen besonders, in dem die Geistlichkeit stand, konnte an eine Erschütterung des religiösen Gesetzes nicht gedacht werden, vielmehr mussten die Sultane in der Geistlichkeit ihre Stütze suchen, um die Ordnung im Innern des Reiches aufrecht zu halten. Erst als der Zwist der religiösen Parteien die Macht der Geistlichkeit schwächte und die Sufis den Ulema das Gleichgewicht hielten und den Indifferentismus beförderten, als gleichzeitig durch das System der Militärlehen und das Söldnerwesen die Herrschaft in die Hände der Truppen kam, wurden weltliche Interessen bei den Regenten vorherrschend. Aber auch dann noch behielt die Geistlichkeit grosse Macht, da das Rechts- und Unterrichtswesen ihnen unumschränkt verblieb. In neuester Zeit sind in der Türkei, in Egypten und in Persien Versuche gemacht worden, die Macht der Geistlichkeit zu brechen, oder wenigstens einzuschränken durch die Einrichtung weltlicher Schulen und Gerichtshöfe, doch ist der Erfolg bis heute ein sehr unbedeutender geblieben.

Die Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht in Einer Hand hat in den Reichen des Islam den Absolutismus zur Herrschaft gebracht, der in Asien von jeher zu Hause war. Es hat daher von der ältesten bis in die neueste Zeit der Despotismus schwer auf den Völkern des Islam gelastet und die Masse des Volkes in politischer Unmündigkeit gehalten. Unbedingte Unterwerfung ist oberstes Gesetz des Islam in religiösen Dingen und, weil Religion und Politik durch den Islam unlösbar in einander gefügt sind, auch in politischen. Wie der Moslim in den Händen Allahs ein Leichnam sein soll, an dem die Todtenwaschung vollzogen wird, so sind auch die islamitischen Völker in den Händen ihrer Herrscher immer mehr zu einer willenlosen, todten Masse geworden.

Trotzdem wäre es ungerecht, zu behaupten, der Prophet habe durch seine Religion den Despotismus begünstigen wollen. Nicht

rohe Willkür, sondern ein festes Gesetz hat er zur Geltung zu bringen gesucht. Der Islam enthält manche Momente, welche den Despotismus einschränken, und bis zu einem gewissen Grade hat er auch die Willkür der Herrscher einzudämmen vermocht durch die Vorschriften von Koran und Sonna. Die beiden ersten Chalifen richteten sich in Allem nach dem Koran, und, wo derselbe sie im Stich liess, nach dem Beispiele und den mündlichen Aussprüchen des Propheten. In streitigen Fällen entschieden sie nicht allein, sondern unter Beiziehung des Rathes der ältesten Gefährten. Der dritte Chalif, Othman, verpflichtete sich ausdrücklich, nach Koran und Ueberlieferung sowie nach den Satzungen seiner Vorgänger zu regieren, so dass ausser Koran und Sonna auch die Verfügungen Abu Bekrs und Omars normative Geltung erhielten.

Um nach dem Gesetze zu regieren, bedurften die spätern Chalifen des Beistandes der Ulema oder Gesetzesgelehrten. Bochari schon nennt daher die Ulema die Erben des Propheten, und Gazzali sagt: »Wie die Menschen einen Fürsten haben müssen, der sie regiert, ebenso bedarf der Fürst wieder eines Gesetzes, nach dem er regiert.« So sind denn durch Koran und Sonna und ihre Vertreter, die Ulema, den Launen der Herrscher immer gewisse Schranken gesetzt worden; die Geistlichkeit ist nicht selten im Gefühle ihres Rechtes und ihrer Macht muthig der Willkür der Herrscher entgegengetreten. Als Beispiel dafür mag folgende Erzählung Tortuschis über einen Conflict zwischen dem spanischen Sultan Manssur und den Ulema dienen, welche v. Kremer mittheilt. Als der Sultan ein Kirchengut einziehen und die Ulema dafür entschädigen wollte, weigerten sich diese darauf einzugehen. Darauf liess er den in der Sitzung versammelten Ulema durch seinen Wezir sagen, sie seien Nichtswürdige, die fremdes Gut sich aneignen, Waisengelder unterschlagen, falsches Zeugniss ablegen, Bestechungen annehmen, er wolle ihre Schändlichkeiten aufdecken

u. s. w. Da erhob sich einer der Ulema und entgegnete dem Wezir: »Alles, was du im Auftrage des Sultans Schlechtes von uns sagst, das passt auf euch; ihr seid es, die unrechtes Gut sich aneignen, die durch Drohung ihre Ungerechtigkeiten durchsetzen, ihr nehmt Bestechungen und treibt Gottlosigkeiten auf Erden; wir aber sind die Wegweiser auf der Bahn des Rechtes, wir sind die Leuchten der Finsterniss, wir sind die Schutzmauer des Islam, wir entscheiden über Recht und Unrecht und durch uns bestehen die religiösen Vorschriften... Wir wissen übrigens, dass der Sultan binnen Kurzem seine Ansicht ändern und es sich wohl überlegen wird, ob er die uns zugefügte Kränkung aufrecht erhalten will, und sollte, was Gott verhüte, er dennoch dabei bleiben, so sind alle seine Verfügungen ungiltig, und jeder Vertrag, den er abschliesst, sei es nun über Krieg oder Frieden, über Kauf oder Verkauf, ist nur rechtskräftig durch unsere Zeugenschaft. Das ist unsere Antwort.« Darauf erhoben sie sich, um den Sitzungssaal zu verlassen, aber noch waren sie nicht am Thore des Palastes angekommen, als der Sultan sie zurückrufen und sich bei ihnen entschuldigen liess.

In der Türkei übt seit Mohammed II. der Mufti oder Rechtslehrer der Hauptstadt, der Scheich al Islam, als Haupt der Ulema, grossen Einfluss. Er steht dem Wezir an Rang gleich und wird bei wichtigen Beschlüssen um seine Ansicht gefragt, die er durch sein Fetwa kund giebt. Die bedeutendsten Aenderungen in der Verfassung des Reiches sind immer erst nach der Zustimmung des Scheich al Islam und der von ihm zu Rathe gezogenen Ulema erfolgt. Leider aber sind die Korangesetze einer gesunden Entwicklung des Staates so feindlich, dass die Einschränkung des Despotismus durch sie an Werth stark verliert. Die Ulema haben häufig, besonders in neuester Zeit, durch eigensinniges Festhalten an Koran und Ueberlieferung Verbesserungen unmöglich gemacht. So erklärten sie im Jahre 1837 jede Vorsichtsmassregel gegen die Pest für sündhaft, indem nur

aufrichtige Busse wegen der Neuerungen und Rückkehr zu den frühern Zuständen dem Volke der Osmanen die Gnade des Allmächtigen wieder gewinnen könne *). Ebenso haben sie sich nicht selten als willige Werkzeuge der Herrscherlaunen bewiesen und Schandthaten aller Art zu rechtfertigen gewusst. Den Brudermord haben sie im türkischen Reiche zum Staatsgesetz erklären lassen, indem Unruhe nach dem Worte des Propheten schlimmer sei als Mord. Als einst Timur in Kleinasien tausend Kinder, welche ihm die Stadt Sivas schutzflehend entgegengesandt hatte, in die Erde treten liess, rechtfertigten diess die Theologen seines Gefolges damit, dass er bloss der himmlischen Rache seinen Arm leihe, um ein gottloses Geschlecht auszurotten; diese Kinder seien sämmtlich die verabscheuungswürdigen Früchte von Ehebruch und Blutschande gewesen und hätten daher auf dem Wege des Verderbens wandeln müssen.

Als Selim II. Cypern den Venetianern entreissen wollte, fragte er den Scheich al Islam, ob er den Vertrag mit den Ungläubigen brechen dürfe. Da gab dieser zur Antwort: »Es darf kein Hinderniss vermuthet werden. Der Fürst des Islam kann nur dann gesetzmässig mit den Ungläubigen Frieden schliessen, wenn daraus für die gesammten Moslime Nutzen und Vorthail entsteht.... Sobald die Gelegenheit, den Nutzen zu ergreifen, da ist, ist es erforderlich und nothwendig den Frieden zu brechen.« Er wies hin auf das Beispiel des Propheten, der trotz dem Friedensvertrage im achten Jahre der Hedschra Mekka angegriffen und erobert habe **).

Wenn wir trotz alledem zugeben, dass die religiös-politischen Gesetze des Korans die Willkür der Herrscher bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt haben, so ist ein Anderes ebenso gewiss, nämlich dass durch die Korangesetze über Polygamie,

*) J. Braun, Gemälde der moh. Welt. S. 417.

**) v. Hammer, Des osm. Reiches Staatsverfassung II. S. 328.

Harem und Sklaverei sowie durch eine Unterlassungssünde des Propheten, die Nichtaufstellung eines Thronfollegesetzes, das Staatsleben in weit höherem Masse geschädigt worden ist.

Fassen wir zunächst die Unterlassungssünde in's Auge. Durch sein Schweigen über die Nachfolge in der Herrschaft hat der Prophet die arabischen Ideen über die Häuptlingswürde, die wohl für patriarchalische Verhältnisse, nicht aber für ein grosses Reich passten, in der ganzen mohammedanischen Welt zur Geltung gebracht oder wenigstens kein festes Erbfolgerecht aufkommen lassen.

Auf den ersten Chalifen, Abu Bekr, folgte, gemäss dessen Verfügung und bestätigt durch die Wahl der Angesehensten der Gemeinde, Omar, und als dieser dem Dolche des Mörders erlag, wählte der von ihm aus den ältesten Gefährten bestellte Regentschaftsrath Othman, den ältesten Verwandten des Propheten. Nach Othmans Ermordung begann der grosse Bürgerkrieg, aus dem die Omajjaden siegreich als Herrscher hervorgingen. Von da an standen zwei Principien sich gegenüber, von denen keines den entscheidenden Sieg davon tragen sollte: der Gedanke der religiösen Herrschaft, beruhend auf der Wahl durch die angesehensten Gläubigen, und der Gedanke der weltlichen Herrschaft, beruhend auf dem Erbrecht. Der Compromiss, der zwischen beiden zu Stande kam, gab immer auf's Neue zu Thronstreitigkeiten Veranlassung.

Den Arabern schien das Erbrecht nie ausreichend, um Ansprüche auf den Thron zu geben; nach ihrer Anschauung gehörte dazu Wahl und Anerkennung von Seiten der bedeutendsten Familien oder der Moslime, je nachdem man auf den Adel oder auf das religiöse Moment den Nachdruck legte. Erst nachdem man durch Handschlag dem Chalifen Treue gelobt hatte, betrachtete man ihn als rechtmässigen Herrscher. In diesem Falle aber sah man sich als gebunden an und wies jede Versuchung zum Treubruch mit dem Worte zurück: »Die Wahl

lastet auf meinem Nacken." Wie man sich aber für berechtigt hielt, den Chalifen zu wählen, so nahm man auch das Recht in Anspruch, ihn abzusetzen, wenn er seine Pflicht nicht erfüllte, und ihn zur Abdankung zu nöthigen. Wollte man die Absetzung herbeiführen, so versammelte man die Gemeinde in der Moschee, einer der Angesehensten legte der Versammlung den Sachverhalt dar und zog zum Zeichen, dass er dem Chalifen den Gehorsam künde, den Ring vom Finger oder den Schuh vom Fuss, und die Uebrigen folgten seinem Beispiele.

Die Sunniten waren darin einig, dass der Imam ein Koraischite sein müsse, die Schiiten betrachteten dagegen nur Nachkommen Alis und Fatimes als wählbar. Andere Parteien erklärten auch andere Moslime für thronberechtigt. Die Charidschiten z. B. verlangten vollständig freie Wahl aus allen Gläubigen; sie lehrten, auch ein Bauer oder ein Slave könne gewählt werden, wenn er die erforderlichen Herrschereigenschaften besitze, ja manche von ihnen erklärten sogar das Chalifat für überflüssig und schädlich. Wenn die Gemeinde der Gläubigen sich als berechtigt ansah, den Chalifen zu wählen, so konnte, sobald das Reich grösser geworden war, von einer Ausübung dieses Rechtes keine Rede mehr sein. Nur die Bewohner der Hauptstadt vermochten noch ihren Einfluss geltend zu machen. Man hielt in der Theorie dran fest, dass die Hauptstadt kein Vorrecht vor der Provinz habe, allein in der Praxis fügte die Provinz sich der in der Stadt getroffenen Wahl, und später lernte man diese Praxis damit rechtfertigen, die Bewohner der Hauptstadt erführen den Tod des Imams zuerst und seien am besten mit den zur Nachfolge berechtigten Personen bekannt. Auf diese Weise kam das Wahlrecht natürlich in die Hände des Pöbels und der Söldner der Hauptstadt.

Wenn die Geschichte aller Staaten den Beweis liefert, dass das Wahlkönigthum die unglücklichste aller Regierungsformen ist, da es zu unaufhörlichen Unruhen und Parteikämpfen führt,

so wurde in den Reichen des Islam das Unheil dadurch noch vergrößert, dass eine andere altarabische Idee sich mit der des Wahlrechtes kreuzte, die Senioratsidee, nach welcher nicht der Sohn auf den Vater folgt, sondern das älteste oder angesehenste Glied der Familie auf die Häuptlingswürde Anspruch hat. Vergeblich bemühten sich die Omajjaden in Damascus eine Erbmonarchie einzuführen, indem sie noch bei Lebzeiten ihre Söhne zu Nachfolgern ernannten und ihnen huldigen liessen, der Senioratsgedanke machte sich immer auf's Neue erfolgreich geltend, nicht nur bei den Ommajjaden, sondern bei allen Dynastien des Islam. Von den achtzehn ersten Chalifen sind nur vier die Söhne ihrer Vorgänger, von den vierundzwanzig ersten Abbasiden nur sechs.

Der Mangel einer festen Bestimmung über die Thronfolge musste um so verderblicher wirken, als infolge der Polygamie die fürstlichen Familien sehr zahlreich waren. Weder die Herrscher noch das Reich kamen jemals zur Ruhe. Den Herrschern fehlte das Gefühl der Sicherheit, sie betrachteten ihre nächsten Verwandten, Söhne, Brüder, Oheime und Neffen, mit beständigem Misstrauen, und diese standen daher immer in Lebensgefahr. Fast jeder neue Regent bezeichnete seinen Regierungsantritt durch Mord im eigenen Hause. Die angesehensten Familienglieder suchten durch Intriguen, Bestechung der Beamten und Truppenführer sich schon vor dem Tode des Herrschers die Nachfolge zu sichern; der Bruder suchte den Bruder, der Oheim den Neffen aus der Gunst des Regenten zu verdrängen; was der Macht des Wortes nicht gelang, vollbrachten Gift und Dolch. Die Alternative, den Thron zu besteigen oder unter Henkershand zu enden, machte jeden Prinzen zu einem heimlichen Thronprätendenten. Infolge dessen nahmen die Familienzwiste, Palastverschwörungen, Meuchelmorde in den Häusern moslimischer Herrscher nie ein Ende.

Um diess anschaulich zu machen, wählen wir das erste beste

Beispiel aus der Geschichte der mohammedanischen Dynastien. Verfolgen wir den Thronwechsel im Hause der Abbasiden vom Jahre 754 bis zum Jahre 869. Als Manssur nach dem Tode seines Vaters Saffah, des »Blutvergiessers«, den Thron bestieg, hatte er mit seinem Oheim Abdallah um das Reich zu kämpfen, bis es ihm gelang, durch Wortbruch den Gegner aus der Welt zu schaffen. Mahdi, sein Nachfolger, starb auf einem Feldzuge gegen seinen Sohn Hadi, wahrscheinlich an Gift. Als darauf Hadi an's Reich gelangte, suchte er den von seinem Vater zum zweiten Thronfolger bestimmten Harun al Raschid zur Abdankung zu zwingen. Harun wurde eingekerkert, und Hadi stand eben im Begriff, durch ein grosses Blutbad sich seiner und aller andern Gegner zu entledigen, als er selbst auf Befehl seiner Mutter zu leben aufhörte. Unter Haruns drei Söhnen brach nach dem Tode des Vaters Bruderkrieg aus, der zu langen, blutigen Wirren führte, bis Mamun über die Leichen seiner Brüder zur Alleinherrschaft schreiten konnte. Nach Mamuns Tode bestieg sein Bruder Motassim den Thron; sein Neffe Abbas liess sich in eine Verschwörung gegen ihn ein, sie wurde aber entdeckt, und Abbas starb im Kerker an den Qualen des Durstes. Wathik, Motassims Sohn und Nachfolger, kämpfte während seiner fünfjährigen Regierung beständig gegen Verschwörungen und Aufstände. Als er plötzlich starb, entstand Streit zwischen den Anhängern seines unmündigen Sohnes und denen seines Bruders Motawakkil. Motawakkil siegte; er wurde auf Anstiften seines Sohnes Montassir umgebracht; dieser starb sechs Monate später unter furchtbaren Gewissensbissen, wie man glaubt, an Gift. Nach seinem Tode stritten seine zwei Söhne um die Herrschaft; Mostäin, der zuerst den Thron bestieg, wurde von Motazz zur Abdankung gezwungen und später ermordet, ein anderer Bruder wurde ebenfalls umgebracht und ein dritter eingekerkert. Motazz starb, zur Abdankung genöthigt, des Hungertodes in einem unterirdischen Gewölbe.

Diese Beispiele sind nicht etwa aus einer Zeit des Verfalls genommen, sondern aus dem glänzendsten Jahrhundert des Chalfates, in welchem Wissenschaft, Kunst und Poesie in höchster Blüte standen. Neben diesen Familienzwiseigkeiten, die durchaus nicht immer im häuslichen Kreise abgemacht wurden, sondern häufig das ganze Reich oder wenigstens seine blühendsten Provinzen in das Elend des Bürgerkrieges stürzten, ging noch eine unabsehbare Reihe Aufstände von Aliden und andern Kronprätendenten her.

Äehnliche Zustände finden wir bei allen islamitischen Dynastien bis in die neueste Zeit. Nirgends sind Familienmorde, Aufstände, Bürgerkriege auch nur annähernd so häufig gewesen als in den Reichen des Islam. In Persien sind während eines Zeitraumes von neunhundert Jahren nicht weniger als vierzehn Dynastien aufeinander gefolgt, und stets war der Wechsel derselben von den tiefsten Erschütterungen des ganzen Reiches begleitet. Auch gute Fürsten sind über den Verwandtenmord nicht weggekommen; hat doch auch Schah Abbas der Grosse, der selbst nur durch Zufall der Ermordung durch seinen Oheim entgangen war, seinen trefflichen ältesten Sohn tödten und einen andern blenden lassen.

Verhältnissmässig ruhig ist im Ganzen der Thronwechsel im türkischen Reiche verlaufen, in welchem sich bekanntlich seit Jahrhunderten die Dynastie Osmans behauptet hat. Aber die Mittel, die dabei angewandt wurden, machen die Sache um nichts besser. In der ersten Zeit herrschte die directe Erbfolge vor, allein die grosse Zahl der Söhne, welche infolge der Polygamie in den Häusern der Herrscher vorhanden war, zwang dazu, den Mord sämmtlicher Brüder beim Thronwechsel zum Staatsgesetz zu erklären. Murad III. liess fünf Brüder erdrosseln und dann für ihre Seelen Almosen vertheilen und Koran lesen, und als Selim II. begraben wurde, liess sein Nachfolger Mohammed III. siebzehn Brüder erdrosseln. Um die

Zahl der Kronprätendenten nicht unnöthig zu vermehren, überliess man den Prinzen nur unfruchtbare Weiber, und die Söhne der Prinzessinnen wurden noch bis in die neueste Zeit gleich nach der Geburt aus der Welt geschafft. Seit unter Osman II. das Seniorat zum Reichsgesetz erhoben wurde, ist selbstverständlich der Verwandtenmord erst recht nothwendig geworden, die grosse Mehrzahl der Osmanenherrscher hat daher die Hand mit dem Blute ihres Hauses befleckt. Erst in unsern Tagen ist der Brudermord überflüssig geworden, weil die Glieder des Hauses Osman so weit herunter gekommen sind, dass sie nicht einmal mehr zu intriguiren vermögen, und wo er dennoch zweckmässig erscheint, ersetzt man ihn mit Rücksicht auf die Gefühle der christlichen Welt durch den Selbstmord.

Eine nothwendige Folge des Misstrauens und der Feindschaft, die zwischen den Gliedern der Dynastieen bestehen, sowie des häufigen gewaltsamen Thronwechsels ist die, dass bei dem Nachfolger gewöhnlich jegliche Pietät gegen die Werke des Vorgängers fehlt. Der neue Regent nimmt zu dessen Schöpfungen eine feindliche Stellung ein, zerstört sie oder führt sie wenigstens nicht weiter; er setzt die alten Statthalter, Beamten, Truppenführer ab und erhebt an ihrer Stelle seine Günstlinge. Es fehlt daher in der innern und äussern Politik der Zusammenhang, so dass das Land nie die Ruhe findet, welche zu einer gesunden Entwicklung nothwendig wäre.

Das Gefühl der Unsicherheit, das infolge der mangelhaften Erbfolgebestimmungen auf den Herrschern lastete, musste dieselben veranlassen, anderweitig Stützen ihrer Macht zu suchen. Man glaubte diese in den Truppen, besonders in der aus Sklaven gebildeten Leibwache, zu finden, die ein um so geeigneteres Werkzeug zu sein schien, als sie im Lande keine Familienverbindungen hatte, und man über ihre Glieder als über gekaufte Sklaven frei verfügen konnte, ohne irgend Jemand Rechenschaft geben zu müssen. Aber gerade weil die Sicherheit der

Herrscher auf ihnen beruhte, wurden sie aus Werkzeugen zu Gebietern. Der Anführer der Leibwache war daher bald die mächtigste Person am Hofe, die nach Belieben Fürsten erheben und absetzen konnte. So verminderte gerade was Sicherheit hätte geben sollen die Macht der Fürsten. Sie wurden sich bewusst, dass sie auf keine Zukunft rechnen konnten und kümmerten sich daher um das Wohl des Landes nicht mehr, sondern trachteten einzig ihre Person oder im besten Falle ihre Dynastie zu erhalten. Man sog die Länder aus, um die Habgier der Söldner zu befriedigen und ein Leben des Genusses führen zu können, es wurde daher das *après nous le déluge* in furchtbarer Weise zur Regierungsmaxime.

Vollendet wurde der Ruin der herrschenden Dynastien durch das Haremswesen. Wo die Polygamie herrscht, kann auf die Abstammung von mütterlicher Seite kein Werth gelegt werden. Die Mütter der Herrscher sind meist Slavinnen, es wächst daher in den Palästen ein elendes Bastardgeschlecht heran, in dessen Adern Slavenblut rinnt, und das alle Slavenuntugenden von Generation zu Generation in reichem Masse erbt, während die guten Eigenschaften der Gründer der Dynastie in gleichem Verhältnisse abnehmen. Die Erziehung wird systematisch vernachlässigt; die Prinzen wachsen unter tückischen Eunuchen und sittenlosen Weibern auf und werden früh in alle natürlichen und unnatürlichen Laster eingeweiht, da man geflissentlich die Lust an Haremsgenüssen in ihnen nährt, um dem Erwachen von Herrschaftsgelüsten vorzubeugen. Gute Regenten sind daher in den mohammedanischen Reichen immer die Ausnahme gewesen, was für despotisch regierte Länder, in denen auf die Kraft und Einsicht der Herrscher Alles ankommt, doppelt verhängnissvoll sein musste. Wo wir einen kräftigen Regenten auftreten sehen, da ist derselbe meist ein Usurpator, der sich durch aussergewöhnliche Geistes- und Willenskraft, vom Glücke begünstigt, aus niedriger Stellung emporgearbeitet

hat. Nach drei bis vier Generationen ist aber seine Dynastie gewöhnlich physisch und moralisch zu Grunde gerichtet.

Das nächstliegende Beispiel für diesen Gang der Dinge bietet uns das Haus Osman. Die Stärke des Osmanenreiches beruhte ursprünglich darauf, dass die Söhne der regierenden Sultane entweder im Feldlager aufwuchsen oder Statthaltereien angewiesen erhielten und so mit der Kriegführung und der Kunst des Regierens vertraut wurden. Allein da auf diese Weise bei dem Tode des Sultans das Leben der in den Provinzen weilenden Brüder nicht in der Willkür des Thronerben stand, zog man seit Mohammed II. vor, die Söhne im Serail aufwachsen zu lassen, und Suleiman machte die Erziehung der Prinzen im »Staatsgefängniss« zum Reichsgesetz. Seither ist mit Ausnahme Murads IV. und Mahmuds II. kein selbständiger Herrscher mehr auf den Thron Osmans gelangt. Man beschäftigte die Prinzen in ihrem Gefängniss mit der Lectüre des Korans, später auch mit derjenigen der Jahrbücher des Reiches und pflanzte ihnen dadurch falsche Vorstellungen von der Macht und Grösse ihres Reiches und Hass und Verachtung gegen die christlichen Mächte ein. Man lehrte sie ausserdem gemäss einer Vorschrift des Propheten ein Handwerk oder eine mechanische Kunst, aber für ihre geistige Ausbildung geschah wenig oder nichts, wurden sie doch kaum zu Leibesübungen angehalten. Durch den Verkehr mit Eunuchen und Haremsdamen versanken ihr Körper und ihr Geist immer mehr in Weichlichkeit. Von Abdul Medschid erzählt Vámbéry, er sei beim Anblick einer Katze, die einen Sperling tödtete, von solchem Schauder ergriffen worden, dass er zwei Tage lang unwohl gewesen sei und nichts habe essen wollen und noch lange hernach beim Anblick einer Katze zusammengefahren sei. Abdul Aziz ergötzte sich auch als Sultan an Hahnenkämpfen, Possenspielen und ähnlicher Unterhaltung.

Auf solche Weise sehen wir bei den moslimischen Dynastien

die häuslichen, socialen und politischen Einrichtungen des Islam, Polygamie, Haremsleben, Sklaverei, ungeregelte Thronfolge, in furchtbarem Bunde zusammenwirken, um Herrscher und Reiche zu Grunde zu richten. Auf Besserung zu hoffen ist unmöglich, solange der Koran als religiöses oder politisches Gesetzbuch Geltung hat.

X.

DER HEILIGE KRIEG UND DAS HEER *).

Es war wohl der verhängnissvollste Schritt im Leben des Propheten, als er in den Tagen der Bedrängniss zu Medina die Gläubigen zu den Waffen greifen liess, um sich aus der Noth zu helfen. Damit war der Anfang zu den ungeheuern Erfolgen des Islam gegeben, damit nahm aber zugleich die neue Religion jene kriegerische Richtung, welche sie zu einer Geissel für das Menschengeschlecht hat werden lassen.

Es muss zugegeben werden, der Prophet hat den heiligen Krieg immer als Vertheidigungskrieg betrachtet und in dem Beginn der Feindseligkeiten einen Frevel gesehen. Allein in Wirklichkeit läuft das Gebot des heiligen Krieges doch auf den Angriffskrieg hinaus. Dass zwischen den Ungläubigen und den Moslimen nicht Friede sein kann, solange die erstern nicht unterworfen sind, steht dem Propheten von vorne herein fest. Der Krieg ist ihm das natürliche Verhältniss zwischen beiden, die blosse Existenz der Ungläubigen ist ihm schon eine Bedrohung des Islam. Er fordert daher im Koran immer auf's Neue mit der Beredsamkeit des Fanatismus zum Glaubenskriege

*) Quellen: Die angeführten Schriften v. Hammers, v. Tornauws, v. Kramers, besonders Culturgeschichte I. S. 203 ff. und 410 ff.

auf und droht denen, welche den Frieden dem Kriege vorziehen, mit dem Feuer der Hölle. Seine Araber, denen sonst noch Niemand eine übermässige Friedensliebe nachgeredet hat, sind ihm nie kriegerisch genug. »Der Krieg ist euch verhasst, aber vielleicht hasst ihr, was euch heilsam ist.« »Wo ihr auch sein möget, wird euch der Tod erreichen, und wäret ihr auf dem höchsten Thurme.« »So ihr den Rücken kehrt (wenn zum Kriege gerufen wird), so wird Gott ein anderes Volk an euere Stelle setzen.« »Werdet nicht weich gegen eure Feinde und traget ihnen nicht den Frieden an, solange ihr ihnen überlegen seid; denn Gott ist mit euch und entzieht euch nicht den Lohn eures Thuns.« »Es wurde noch keinem Propheten erlaubt, Gefangene in Besitz zu nehmen, ehe er eine grosse Niederlage unter den Ungläubigen auf der Erde angerichtet hatte.« So lauten die Worte des Propheten, und es ist kein Zweifel, dass er dieser seine Kriegslust und seinem Kriegsglück, nicht etwa der Macht seiner Beredsamkeit, die Herrschaft über Arabien zu danken hatte.

Bald bedurfte es der Mahnungen des Propheten nicht mehr. Sobald die Araber sahen, dass unter seiner Fahne Beute zu gewinnen war, folgten sie derselben freiwillig, nach einigem Zögern auch über die Grenzen Arabiens hinaus, und die Vertheidigung des Glaubens führte zur Eroberung der schönsten Länder.

Auf geschickte Weise sind im heiligen Kriege die zwei mächtigsten Triebfedern menschlicher Thatkraft verbunden worden, die religiöse Begeisterung und die Habgier. Jeder fand darin, was er suchte, der Enthusiast die sichere Bürgerschaft für die Erlangung der Paradieses, der Beutelustige Ueberfluss an irdischen Schätzen, und die Meisten liessen sich wohl beides gefallen. So mögen denn beide Motive ungefähr gleich stark gewirkt haben. Die religiöse Begeisterung schlug in den Heeren der Moslime bald mächtige Wogen; die Anführer erinnerten

vor der Schlacht an die Paradiesesjungfrauen, die geschmückt an den Thoren des Himmels der gefallenen Streiter harrten, und stürzten dann in den Kampf, »den süßen Scherbet des Märtyrerthums zu trinken.« Aber nicht minder stark wirkte die Hoffnung auf Beute und Eroberung fruchtbarer Länder. »Wir haben in euerm Lande einen Strauch gefunden, den ihr Weizen nennt,« sagten die Araber zu den Syrern, »wir haben davon gekostet und weichen nicht von hier, bis wir euch zu Sklaven gemacht haben, oder ihr uns hier todt zu Boden gestreckt habt.« Die armen Beduinen, die aus ihren Wüsten nie herausgekommen waren, sahen in Medina den Reichthum der Culturländer zusammenströmen, sie sahen die Gartengefilde und die Städte Persiens und riefen: »Wahrlich, wenn es eine Religion giebt, die des Kampfes werth ist, so ist es der Islam *)!« Die Dotationen, welche den Kämpfern ausbezahlt wurden, waren sehr hoch, im Verhältniss zu den persischen und byzantinischen Söldnern wurden die Araber fürstlich bezahlt. Nicht am wenigsten aber trug zu den Erfolgen die Disciplin bei, die in den Heeren der Araber herrschte. Die Feinde waren sehr erstaunt über die Mannszucht, die plötzlich die sonst so zügellosen Schaaren zusammenhielt, und über die Pünktlichkeit, mit der Jeder seine Beute ablieferte. Diese Disciplin war eine Frucht des Islam. Die gemeinsamen Gebetsübungen, bei denen die Gläubigen jede Bewegung mit militärischer Pünktlichkeit dem Vorbeter nachmachten, vertraten, wie von Kremer mit vollem Rechte bemerkt, das Exerciren; die Moschee war die Schule, in welcher das Volk sich sammeln, in Masse sich bewegen und dem Commando gehorchen lernte. Die ersten Siege sodann gaben den Moslimen schnell ein ausserordentliches Gefühl der Sicherheit. Sie sahen die Verheissung sich erfüllen, dass Allah ihnen die Welt zu eigen gegeben habe und die

*) v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen S. 458.

Ungläubigen ihnen unterwerfen wolle. So geschah immer öfter, was der Prophet vorausgesagt hatte: »Zwanzig Standhafte von euch werden zweihundert besiegen und hundert von euch werden tausend Ungläubige besiegen.« Den schlecht bezahlten und schlecht geführten Söldnern der Perser und Byzantiner gegenüber erfochten die Heere des Islam Sieg auf Sieg, und wo sie einmal eine Niederlage erlitten, da zogen aus dem Innern Arabiens stets neue Schaaren heran, die Lücken auszufüllen.

Auf diese Weise gestaltete sich das Staatswesen der ersten Zeit hauptsächlich durch Omar zu einer religiös-politischen Verbindung zur Eroberung und Ausbeutung der Culturländer. Die Gemeinde der Gläubigen wurde zu einer Gesellschaft von Krieger, deren feste Burg Arabien war, und den unterworfenen Völkern fiel die Aufgabe zu, mit ihrem Besten diese bald nach Millionen zählende Kriegerkaste zu ernähren.

Als später der Schwerpunkt des Reiches von Medina nach Damascus und von da nach Bagdad verlegt wurde und das Reich andere politische Formen erhielt, nahmen die kriegerischen Neigungen bei den ansässig gewordenen Moslimen wesentlich ab, ohne dass sie deswegen völlig erloschen wären. Der Prophet hatte den Krieg ein für alle Mal geheiligt und ihn zum schlechthin gottgefälligen Werk, zum sichersten Mittel das Paradies zu erlangen, gemacht; so oft daher die religiöse Begeisterung neue Nahrung erhielt, erwachte auch die Kriegslust, und so oft der Imam zum Glaubenskriege rief, strömten willig die Schaaren der Moslime herbei, um mit den Waffen die Ungläubigen zum Gehorsam zu zwingen. Das beste Zeugnis für den kriegerischen Geist des Islam ist wohl die Rede, die in der Moschee gehalten wird, wenn der heilige Krieg verkündet werden soll. Dieselbe lautet: »Gepriesen sei Gott, der den Ruhm des Islam durch das Schwert der Glaubenskämpfer erhöht und in dem heiligen Buche seinen Bekennern Hilfe und Sieg verheissen hat! Er spendet seine Wohlthaten über die

Welten. Hätte er Menschen nicht gegen Menschen in Waffen gebracht, die Erde würde verderben. Befohlen hat er, die Völker zu bekriegen, bis sie bekennen, es sei kein Gott als Einer. Des Krieges Flamme wird nicht erlöschen bis an der Welt Ende; Segen schwebt über dem Stirnhaar der Kampfrosee bis zum jüngsten Gericht. Leicht bewaffnet oder schwer, macht euch auf, ziehet aus! O Gläubige, was ist euch, dass ihr, wenn ihr zur Schlacht gerufen werdet, weilet mit zu Boden geheftetem Gesichte? Ziehet ihr das Leben dieser Welt dem künftigen vor? Glaubt mir, die Thore des Paradieses ruhen in dem Schatten der Schwerter. Wer im Kampfe für Gottes Sache stirbt, den hat das Blut, das er verströmt, von allen Sündenflecken gereinigt; nicht waschen soll man ihn wie andere Leichen; denn seine Wunden werden am jüngsten Tage wie Moschus duften. Wenn beim letzten Gericht die Krieger anklopfen an die Pforten des Paradieses, alsdann wird eine Stimme erschallen von den Thoren: wo ist die Rechenschaft eures Lebens? Sie aber antworten: haben wir nicht das Schwert geführt im Kampf auf den Wegen Gottes? Oeffnen werden sich die ewigen Pforten, sie werden hineinziehen vierzig Jahre vor allen Uebrigen. Auf denn, ihr Gläubigen, lasset Weiber, Kinder, Brüder, Eigenthum! zieht aus in den heiligen Krieg! Und du, o Gott, Herr der gegenwärtigen und der zukünftigen Welt, stehe bei den Heeren der Einheitsbekenner! schmettre nieder die Ungläubigen und Götzendiener, die Feinde deines heiligen Glaubens! O Gott, wirf zu Boden ihre Fahnen, und gieb sie und ihren Besitz den Moslimen zur Beute *)!"

Wie die Kriegslust, so hat sich auch die Disciplin bei den Streitern des Islam wenigstens in den bessern Zeiten erhalten und ihre Heere vor den christlichen rühmlich ausgezeichnet. Der Venetianer Trevisano rühmt noch im Jahre 1554 die

*) v. Schack, a. a. O. II. S. 196.

Mannszucht der türkischen Truppen. »Die Türken,» so sagt er, »haben in ihrem Heer drei Dinge nicht, welche für den Soldaten von grosser Wichtigkeit sind: den Wein, die Lohndirnen und das Spiel. Sie lästern niemals den Namen Gottes, unterlassen nie, zu bestimmten Stunden ihr Gebet zu verrichten. Selbst wer den Namen Christi oder Mariä lästerte, würde ebenso bestraft werden, als wenn er den Namen des Propheten missbraucht hätte *).»

Die Macht des Islam hat sich von Anfang an bis heute auf den kriegerischen Erfolg gegründet. Friedliche Eroberungen sind allerdings vorgekommen. Wir können dazu rechnen die Bekehrung der Mongolen, die bekanntlich den Islam annahmen, nachdem ihre Reiterschaaren die Heere der Moslime geschlagen und ihre Reiche erobert hatten, ferner wenigstens theilweise die Erfolge des Islam in Indien und China, auf dem indischen Archipel und im Innern Afrikas; aber diese friedlichen Eroberungen bilden die Ausnahme, in der Regel hat das Schwert der Lehre des Propheten den Weg gebahnt. Auf der Stärke des Heeres beruhte die Macht aller moslimischen Reiche; wenn alles Andere zusammengebrochen war, bewies sich gewöhnlich noch das Heer als die letzte Stütze des Staates. Nach dem Verfall des Chalifates hat die militärische Lebensverfassung, die fast in allen Reichen eingeführt worden ist, die zweite grosse Periode der Machtentfaltung des Islam herbeigeführt, und heute sehen wir den Todeskampf des osmanischen Reiches sich dadurch verlängern, dass das Heer sich etwas von der alten Kraft bewahrt hat. Es ist unzweifelhaft das Gebot des heiligen Krieges, die religiöse Grundlage des Krieges und die religiöse Disciplin, an welche jeder Moslim von Jugend auf gewöhnt wird, die den Heeren diese Kraft giebt. Das Bewusstsein, im Kriege auf dem Pfade Gottes zu wandeln, verleiht den Moslimen den

*) J. Braun, a. a. O. S. 406.

standhaften Muth, die sonst ihnen unbekannte Pflichttreue und Entbehrungsfähigkeit und vor Allem den Fanatismus, denen der Erfolg selten gefehlt hat.

Das Gefühl der kriegerischen Macht hat aber andererseits auch bewirkt, dass auf den äussern Erfolg zu grosser Werth gelegt wurde. Alle kriegerische Erfolge vermögen den innern Verfall eines Reiches nicht zu hindern, ja sie schädigen häufig die gesunde innere Entwicklung, indem den andern Factoren, auf denen das Gedeihen eines Reiches beruht, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diess ist auch in den Reichen des Islam geschehen. Trotz aller äussern Erfolge ist der Verfall derselben unaufhaltsam weitergeschritten, ja das Gebot des heiligen Krieges selbst hat dazu nicht wenig beigetragen.

Das Reich, das durch den heiligen Krieg geschaffen worden ist, war viel zu gross, als dass es sich auf die Länge hätte zusammenhalten lassen, oder dass man allen Provinzen desselben die nöthige Aufmerksamkeit hätte schenken können. Die entferntern Länder wurden daher durch die Statthalter rücksichtslos bedrückt, oder sie wurden zu Herden der Empörung, so dass die Chalifen die Kraft des Landes in fruchtlosen Kämpfen um die Erhaltung des Reiches erschöpfen mussten. Die grosse Schöpfung des Chalifates beruhte auf der Gewalt der Waffen, die Länder waren nicht geistig erobert, sie konnten daher auch nur durch das Schwert behauptet werden. Man bedurfte ungeheurer Truppenmassen, um sie in Botmässigkeit zu erhalten, und diese wurden bald zu einer gefährlichen Landplage.

Die Reichthümer, die als Ertrag des Glaubenskrieges plötzlich in die Hände der Araber fielen, beförderten die Genusssucht und entnervten das Volk. Als mit dem Aufhören der Eroberungen die Dotationen spärlicher flossen oder versiegten, sah man sich genöthigt, auf andere Weise die Mittel zu dem gewohnten Genussleben zu beschaffen, man begann daher statt der fremden die eigenen Länder auszurauben, indem man den

Steuerdruck erhöhte. Die Eroberungskriege hatten auch eine ungeheure Menge Slaven in's Land gebracht und damit die schlimmen Folgen erzeugt, die wir früher schon besprochen haben.

Besonders verderblich wurde das von Mohammed gegebene Beispiel des Glaubenskrieges dadurch, dass jeder Sectenhäuptling, der seiner Lehre Eingang verschaffen wollte, den Propheten nachahmte und zum Schwerte griff. So entstanden die unaufhörlichen Religionskriege, welche die fruchtbarsten Länder in Wüsten verwandelten. Bei dieser Verwüstung halfen die Araber getreulich mit. Hatten einst die Chalifen die räuberischen Beduinenschwärme aus ihren Wüsten herausgelockt und gegen die Culturländer der Perser und Byzantiner geführt, so wurden diese Räuber, sobald es keine Eroberungen in den Ländern der Ungläubigen mehr zu machen gab, zum Schrecken der Chalifen. Um die Religion hatten sie sich nie viel gekümmert, was konnte ihnen also daran liegen, ob sie für oder gegen die Chalifen fochten? Sie kämpften, wo Aussicht auf Beute vorhanden war. Wir finden daher die religiös-politischen Secten nicht selten von Beduinenhorden unterstützt. Im Jahre 844 n. Chr. drangen die Beduinenstämme Solaim und Fazarah vom Nedschd und Hedschas her siegreich gegen Medina vor und plünderten die Umgebung der Stadt; erst nach Jahren gelang es, sie zu Ruhe zu bringen. Der ismailitischen Secte der Karmaten, welche um's Jahr 900 Irak und Syrien verheerte, schlossen sich grosse Beduinenschwärme an. Auch die berberische Cultur in Nordafrika wurde durch Beduinen zerstört. Der Fatimide Mostanssir sandte im Jahre 1051 die östlich vom Nil wohnenden Stämme Hilal und Solaim, die ihm zur Last geworden waren, gegen Nordafrika, wo die Statthalter ihm den Gehorsam gekündigt hatten; sie eroberten Tripolis und Kairawan und verwüsteten über hundert Jahre lang das Land, bis es gelang, sie in's Sultanat Fez zu werfen. Auch im dreizehnten und vier-

zehnten Jahrhundert plünderten arabische Beduinen die Städte des nordwestlichen Afrikas, ja sie sind bis in unser Jahrhundert der Fluch dieses Landes geblieben *).

Wenn der heilige Krieg die Ausbildung der kriegerischen Tugenden bei den Moslimen begünstigt hat, so hat er auch die rohen Triebe, welche durch die Ausübung des Kriegshandwerkes immer und überall geweckt werden, in furchtbarer Weise entfesselt. Zwar hat der Prophet im Koran manche Vorschriften gegeben, welche unnöthigen Grausamkeiten vorbeugen sollen. Allerdings räumt das moslimische Kriegsrecht den Gläubigen das Recht ein, die gefangenen Feinde zu tödten, und von manchen Gesetzeslehrern wird dieses Recht auch auf Greise, Eremiten und Mönche ausgedehnt; dagegen ist es verboten, Kinder, Frauen und Slaven umzubringen, vorausgesetzt, dass sie sich am Kampfe nicht betheiligt haben. Die Kriegsgefangenen dürfen als Slaven verkauft werden, auch Frauen und Kinder, doch soll dabei die Mutter nicht von ihren Kindern getrennt werden, und es ist gestattet, sie gegen Lösegeld oder auch umsonst frei zu lassen. Auch Geiseln sollen nicht getödtet werden, selbst wenn der Vertrag vom Feinde gebrochen worden ist. Man soll sie heimschicken und so den Vertragsbruch durch Treue erwidern. Dörfer sollen nicht unnöthiger Weise verbrannt, Bäume wo möglich geschont, Leichen nicht verstümmelt werden. Besondere Milde ist gegen aufständische Moslime vorgeschrieben; sie dürfen nicht zu Slaven gemacht, und ihr Besitz darf nicht als Beute vertheilt werden, sondern verfällt dem Staat. Allein wo der Krieg einmal die Leidenschaften geweckt hatte, da kümmerte man sich um diese Gebote wenig. Der Fanatismus äusserte sich in barbarischer Behandlung des wehrlosen Feindes, in nutzlosen Metzeleien und Verwüstungen des Landes. Das Verstümmeln von Leichen wurde und wird mit

*) Maltzan, Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern; Ausland 1873. S. 444 ff.

Vorliebe geübt, wahrscheinlich weil man glaubt, dass diess dem Todten in der künftigen Welt Nachtheil bringe, Städte und Dörfer wurden immer ohne Noth verbrannt, die Fruchtbäume umgehauen, die Saaten zerstört und die wehrlose Bevölkerung auf die grausamste Weise gemordet. Auch gefangene Feinde wurden häufig unter den grässlichsten Martern hingerichtet. Sogar unter dem edeln Saladin kam es vor, dass die Kriegsgefangenen von fanatischen Geistlichen, welche das Heer begleiteten, verstümmelt und in Stücke gehauen wurden, ja es wurden sogar gefangene Kreuzfahrer bei der Pilgerfahrt im Thale Mina statt der sonst üblichen Kameele und Schafe geschlachtet. Das Beispiel des Propheten, der sich gegen seine Feinde mehr als einmal grausam zeigte, hat willige Nachahmer gefunden. Die Vorschrift des Korans: »Wenn ihr mit den Ungläubigen zusammentrefft, dann schlaget ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine grosse Niederlage unter ihnen angerichtet habt,« wird von den Schiiten noch jetzt als giltig betrachtet, sie halten sich daher für verpflichtet, alle während der Schlacht in ihre Hände gefallenen Feinde zu tödten. Die orthodoxe Schule der Hanifiten dagegen lehrt, diese Vorschrift habe nur in der ersten Zeit gegolten, als Strenge gegen die Feinde nothwendig gewesen sei. Dass man gegen aufständische Moslime trotz dem Verbot besonders grausam verfahren ist, lässt sich psychologisch leicht erklären.

Zu den Greueln des heiligen Krieges Parallelen in der Geschichte der christlichen Völker zu finden, ist leider nicht schwer. Auch die Christen übten ähnliche Schandthaten in den Kreuzzügen und in den Kämpfen gegen Mauren und Türken, häufig allerdings, doch durchaus nicht immer, als Vergeltung der von den Moslimen geübten Grausamkeiten. Das Kriegsrecht der Byzantiner und der meisten Völker des Mittelalters war nicht milder

*) Arnold, Der Islam, S. 151.

als das der Moslime, wo aber im Laufe der Zeit die christlichen Grundsätze über die heidnische Barbarei gesiegt haben, da sind auch die Kriegsbräuche milder geworden, während durch den Koran die Sitten einer wilden Zeit zum unumstösslichen Gesetz erhoben worden sind.

Gewiss haben die ausführlichen Schilderungen der Höllenstrafen im Koran nicht selten zu Grausamkeiten Veranlassung gegeben; die Diener Allahs haben sich versucht gefühlt, im Kleinen zu üben, was ihr Herr im Grossen thut; so hat man z. B. im indischen Aufstande von 1857 sich bei den Greueln, die man an den Engländern verübte, die Qualen der Hölle ausdrücklich zum Muster genommen. An der Nichtachtung des Menschenlebens, die in allen Ländern des Islam heimisch ist, trägt der heilige Krieg wohl die Hauptschuld. Er gewöhnte die Moslime daran, in den Ungläubigen eine dem Verderben geweihte Masse zu sehen, die, weil ohnehin der Hölle verfallen, auf Schonung keinen Anspruch hat. Von der Geringschätzung des Lebens der Ungläubigen war es nur noch ein Schritt zur Nichtachtung des Lebens der Gläubigen. Die Geschichte des Islam bietet daher auf jedem Blatt Beispiele dafür, wie rücksichtslos die Herrscher mit dem Leben ihrer Unterthanen gespielt haben.

So ist denn der heilige Krieg nicht nur für die Ungläubigen, sondern auch für die Moslime zum Fluch geworden. Er hat aus dem Islam den grossen Zerstörer gemacht, der gewöhnlich in einem Jahre mehr zu Grunde richtete, als er in einem Jahrhundert zu schaffen vermochte. Leider sind auch die Schöpfungen des Schwertes keine gesunden, dauernden gewesen; die innern staatlichen Einrichtungen, denen der Islam gerufen hat, haben im Bunde mit den häuslichen und socialen Schäden, an denen die Welt des Islam krankt, die mohammedanischen Staaten zu Grunde gerichtet. Von dem Einfluss, den der Islam als bürgerliches und politisches Gesetz geübt hat, soll im nächsten Abschnitt die Rede sein.

XI.

DIE INNERN STAATLICHEN EINRICHTUNGEN.

Es ist schon oben angedeutet worden, dass der moslimische Staat unter den ersten Chalifen nichts Anderes war, als eine religiös-politische Vereinigung zum Zwecke gemeinsamer Raubzüge und Eroberungskriege. Das durch Omar, den eigentlichen Gründer des Staates, eingeführte System *) war ein communistisches. Die eroberten Länder wurden Eigenthum des Staates; kein Moslim durfte ausser Arabien Grundeigenthum besitzen, dagegen erhielt jeder seinen bestimmten Jahresgehalt aus der Staatscasse. Es wurde dabei eine bestimmte Rangordnung innegehalten; Aïsha, die hochangesehene »Mutter der Gläubigen,« erhielt 12,000, Dirham, die übrigen Witwen des Propheten je 10,000, die Kämpfer von Bedr 5000, die Altgläubigen von Mekka und Medina 4000, ihre Söhne 2000, die Masse der Araber 200 bis 600 Dirham. An die Krieger wurden ausserdem noch vier Fünftel der Beute vertheilt.

Zur Bestreitung der Staatsauslagen wurde ein festes Besteuerungssystem eingeführt. Schon früher ist der Armentaxe erwähnt worden, welche, zusammen mit dem fünften Theile der

*) A. v. Kremer, Culturgesch. I. S. 48 ff. J. v. Hammer, Länderverwaltung. S. 113 ff.

Kriegsbeute, den Grundstock der Staatseinnahmen bildete, die Haupteinnahmen flossen aber aus den Abgaben der hochbesteuerten eroberten Länder, Syrien, Egypten, Persien u. s. w. Die Schutzgenossen bezahlten eine jährliche Kopfsteuer als Entgelt für die ihnen von den Moslimen gewährte Sicherheit; diese Steuer schwankte zwischen vier und einem Dinar per Kopf. In Irak bezahlten die Reichen vier, die Mittelclassen zwei, die Armen einen Dinar; in Syrien erhob man von den Gemeinden eine Pauschalsumme, in Egypten zwei Dinar von jedem Nichtmoslim. Feste Bestimmungen über die Kopfsteuer hat es nie gegeben, sie wurde nach Bedarf erhöht oder erniedrigt. Nach Schafii soll sie im Minimum einen Dinar betragen; in der Regel wurden auch später, so z. B. im Osmanenreiche, die Schutzgenossen in drei Classen eingetheilt, die im Verhältniss von vier zu zwei zu eins bezahlten.

Ausser der Kopfsteuer erhob man von den Schutzgenossen eine Grundsteuer von allem bebauten Lande, die nach der Ergiebigkeit des Bodens bemessen und wie die Kopfsteuer nach Bedürfniss höher oder niedriger angesetzt wurde. Den Bewohnern der Länder, die sich durch friedlichen Vergleich unterworfen hatten, verblieben ihre Gründe als Eigenthum, sie durften sie unter sich, doch nicht an Moslime verkaufen; Gründe, die mit Waffengewalt erobert worden waren, wurden Eigenthum des Staates; man liess jedoch die Bewohner gegen Entrichtung einer oft sehr hohen, bis zum vierten Theil, ja bis zur Hälfte des Ertrages sich bemessenden Grundsteuer das Land bebauen; verkaufen durften sie nichts, wollten sie auswandern, so verloren sie ihre sämmtlichen liegenden Gründe. Ausser der Kopf- und Grundsteuer hatten die Schutzgenossen noch monatliche Naturallieferungen an die Truppen zu leisten und die Lasten von Einquartierungen zu tragen.

Die liegenden Gründe waren genau eingetheilt, und über die Abgaben wurde genaue Rechnung geführt; die Schutzgenossen

wurden nach Kräften ausgesogen, doch empfahlen die Chalifen den Statthaltern, ihr Leben und Eigenthum möglichst zu schonen, damit nicht durch zu harten Druck die Einnahmen der Staatscasse sich verringerten.

Omars communistisches System war auf die Länge nicht durchzuführen. So streng er selbst auf der Beobachtung des Gesetzes hielt, dass kein Moslim ausser Arabien Grundbesitz erwerben dürfe, so unnachsichtlich er die Länderkäufe seiner Statthalter annullirte, sobald mit dem Chalifate Othmans die Herrschaft aus den Händen der Altgläubigen in die der Aristokraten Mekkas kam, wurde mit Omars System gebrochen *). Othman belehnte seinen Verwandten Moawijah mit den syrischen Staatsdomänen und gestattete auch andern angesehenen Mekkanern Ankäufe von Grundeigenthum im Sawad, dem alten Babylonien, und in Egypten; seit seinem Chalifate betrachtete die Aristokratie von Mekka das Sawad geradezu als ihr Eigenthum.

Als unter der Herrschaft der Omajjaden von Damascus aus der religiösen Raubgesellschaft ein weltliches Reich wurde, geriethen Omars Grundsätze bald völlig in Vergessenheit; die zahlreichen durch Krieg und Pest herrenlos gewordenen Ländereien wurden an Verwandte und Heerführer als Lehen vergeben, den Schutzgenossen wurde gestattet, ihre Gründe auch an Moslime zu verkaufen, den arabischen Stämmen, welche in den grossen Militärstationen an den Grenzen angesiedelt worden waren, gab man die umliegenden Ländereien zu Lehen, und die Folge von dem Allem war eine bedeutende Verminderung der Staatseinkünfte, weil die Moslime nicht mehr die Grundsteuer sondern nur den Zehnten als Armentaxe bezahlten, und weil die Grundsteuer von den Gründen, welche man den Truppen als Lehen angewiesen hatte, in die Hände dieser statt in die Staatscasse floss.

*) A. v. Kremer, Gesch. der herrsch. Ideen. S. 392 ff.

Unter den Abbasiden schritt dieser Process unaufhaltsam fort: die Perser erlangten das Uebergewicht und für sie verstand sich der Grundbesitz von selbst; der Uebertritt zum Islam, von welchem der damit verbundene Verzicht auf Grundbesitz trotz aller andern Vortheile Manchen abgehalten hatte, wurde immer häufiger und schmälerte die Staatseinnahmen wesentlich. Mit dem Aufhören der Eroberungen blieb überdiess der fünfte Theil der Beute aus. Dagegen nahm die Zahl derer, die auf Dotationen und Beamtengehälter Anspruch hatten, immer mehr zu; die Regierung sah sich daher bald in Geldverlegenheiten.

Dieser Gang der Dinge war unvermeidlich, aber noch war nichts verloren, wenn nur der Verwaltung des Reiches die nöthige Sorgfalt gewidmet wurde; hatte man doch die reichsten Länder der Erde im Besitz, in denen sich einer guten Regierung unerschöpfliche Hilfsquellen öffnen mussten. Was bei einer wohlgeordneten Staatsverwaltung möglich war, hat sich unter der Regierung eines Mamun, eines Abderrahman III. und anderer Herrscher gezeigt. Allein wir sehen bald alle Zweige derselben an unheilbaren Uebeln kranken, die mit dem Islam in engem Zusammenhang stehen. Versuchen wir den Gang der Dinge in den Hauptzügen darzustellen.

An dem Bewusstsein der Nothwendigkeit einer gutgeregelten Verwaltung hat es die längste Zeit nicht gefehlt. Der Geschichtsschreiber Ibn Chaldun hat uns drei Sendschreiben aus der Feder von Staatsmännern bewahrt, welche treffliche Grundsätze der Verwaltungskunst enthalten. Nur aus einem derselben sei hier Einiges angeführt, aus dem Schreiben Jahja ben Abdalhamids, des Staatssecretärs des letzten Omajjadenchalifen, Merwans II., das an alle Beamte, welche die Feder führen, gerichtet ist *). Der Verfasser desselben sucht den »Herren der Feder« die Wichtigkeit ihrer Aemter zum Bewusstsein zu brin-

*) Uebersetzt bei v. Hammer, Länderverwaltung. S. 207 ff.

gen. »Ihr dient den Königen als Ohren, durch die sie hören, als Augen, durch die sie sehen, als Zungen, durch die sie sprechen, als Hände, durch die sie greifen.“ Dringend empfiehlt er ihnen fachwissenschaftliche und allgemeine Studien, das Studium des Korans, der arabischen Sprache, der Poesie und Geschichte der Araber und Perser, der Mathematik als der Grundlage des Rechnungswesens. Er warnt sie vor einem über ihre Mittel hinausgehenden Luxus. »Es ist nicht erlaubt, dass einer von euch sich übernehme in seiner Gesellschaft, seiner Kleidung, seinen Reitpferden, seinen Speisen, seinen Getränken, seinen Bauten, seinen Dienern und andern Dingen; denn Gott hat euch ausgezeichnet mit der trefflichsten der Künste und euch ausersehen zum Dienste.“ Er tadelt ihre Neigung, sich bei Staatsumwälzungen zu betheiligen. »Bei Umwälzungen des Königthums ist es schändlich von euch, o Schreiber, dass ihr euch am schnellsten denselben zuwendet. Ihr wisset wohl, dass demjenigen von euch, welcher eine Anstellung erhalten, die Pflicht der Treue, des Dankes, der Geduld, des Rathes, der Bewahrung des Geheimnisses und der Geschäftsleitung obliege, dass dieses nichts als die Vergeltung empfangenen Lohnes sei, und dass bei der Gelegenheit eure Worte sich durch die That zur Zeit der Noth bewähren müssen.“ Das Volk empfiehlt er ihnen als die Familie Gottes und macht ihnen Milde gegen die Schwachen und Billigkeit gegen die Bedrückten zur Pflicht.

Im Chalifenreiche entstand ein complicirtes Verwaltungssystem; jeder Zweig der Verwaltung umfasste bald eine Menge höherer und niederer Aemter. Wir können hier nur kurz die Grundzüge desselben geben.

Der Chalif setzte in die Provinzen seine Statthalter oder Emire (Fürsten), die, wie wir gesehen haben, alle Machtfülle in sich vereinigten. Bald sah man ein, dass eine Trennung der Gewalten nothwendig sei; schon Othman und nach ihm Moawijah schränkten die Macht der Statthalter ein, indem sie

ihnen nur die Führung der Truppen und die Verwaltung im engern Sinne anvertrauten, die geistlichen und richterlichen Functionen dagegen andern Personen übergaben. Doch liess sich diese Trennung auf die Länge nicht durchsetzen, die alte Idee, dass die Statthalter alle Gewalt haben müssten, machte sich immer von Neuem geltend, und je schwächer die Chalifen wurden, desto grössere Macht mussten sie ihren Statthaltern gewähren.

Der erste Abbaside führte das Wezirat *) ein. Der Wezir, d. h. der Träger, ist der Vermittler zwischen Fürst und Volk, der alle Befehle des Chalifen auszuführen hat. Bei der Wichtigkeit seines Amtes wurden an ihn hohe Ansprüche hinsichtlich wissenschaftlicher Kenntnisse und Bildung gemacht. Als der Verfall des Reiches hereinbrach und die meisten Herrscher regierungsunfähig waren, begann man zu unterscheiden zwischen dem unbeschränkten und dem beschränkten Wezirat oder dem der Uebertragung und dem des Nachdrucks. Der unbeschränkte Wezir ist der mit absoluter Vollmacht ausgestattete Stellvertreter schwacher Fürsten; er trägt die ganze Last der Regierung, er setzt Statthalter, Befehlshaber und Richter ein, ohne den Chalifen zu fragen, er verfügt über die Gelder und die Truppen, nur insofern ist seine Macht beschränkt, als er die vom Chalifen selbst eingesetzten Beamten nicht absetzen darf. Beim Sturze eines unumschränkten Wezirs fallen auch sämtliche von ihm eingesetzten Statthalter und Würdenträger. Später, als die Sultane die weltliche Macht an sich rissen, und der Chalif nur noch geistliches Oberhaupt war, ernannten auch die Sultane Wezire, wie überhaupt die meisten Staatseinrichtungen des Chalifats auf das Sultanat übergegangen sind.

Mit dem Einreissen des Söldnerwesens nahm der Oberbefehlshaber der Truppen, der Emir al omara, die Stelle des unbe-

*) A. v. Kremer, Culturg. I. S. 183 ff. J. v. Hammer, Länderverwaltung. S. 166 ff.

schränkten Wezirs ein. Unter den übrigen Staatsbeamten *) war eine wichtige Persönlichkeit der Befehlshaber der Schorta, der Scharwache, der mit der Aufrechthaltung der innern Ordnung und Sicherheit des Reiches und mit der Vollziehung der richterlichen Sprüche betraut war. Im andalusischen Omajjadenreiche unterschied man eine grosse und eine kleine Schorta **); der erstern war nur die Bestrafung der höchsten Staatsbeamten übertragen, der letztern die des Volkes. Natürlich musste auch jeder Statthalter seine Schorta haben.

Für Markt- und Sittenpolizei sorgte der Mohtasib. Er hatte den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, die Verrichtung des täglichen Gebets, die Befolgung des Weinverbots, die Wahrung des öffentlichen Anstands zu überwachen; er sorgte dafür, dass die Nichtmoslime die vorgeschriebenen Abzeichen trugen, ihre Häuser nicht zu hoch bauten, aber auch, dass sie von den Moslimen nicht beleidigt wurden. Er hinderte zu grosses Gedränge in den Strassen, Ueberlastung der Lastträger, ordnete die Ausbesserung schadhafter Gebäude an, sah darauf, dass die Lehrer ihre Schüler züchtigten und die Strafen nicht übertrieben, er kontrollirte Masse und Gewichte und schritt ein bei Lebensmittel- und Waarenfälschung.

Eine wichtige Stelle war die des Generalpostmeisters oder Chefs der Staatspolizei. Die Post war ausschliesslich oder doch hauptsächlich dazu da, der Regierung von allen Vorgängen im Reiche Nachricht zu geben, sie beförderte daher in der Regel nur Regierungsdepeschen. Der Postmeister überwachte die Thätigkeit der höhern Beamten, unterstützt von einer zahlreichen Geheimpolizei, die ihre Netze über die entlegensten Provinzen spannte.

Für die Verwaltung des Landes wurden schon unter dem

*) A. v. Kremer, Culturgesch. I. S. 425 ff.

**) J. v. Hammer, Länderverw. S. 155 ff.

zweiten Chalifen die Diwane *) oder Verwaltungskammern eingeführt. Es gab ein Centralsteueramt, eine Cabinetskanzlei, einen Diwan des Heeres, einen Diwan der Krongüter u. s. w. In den Kanzleien waren nicht nur in der ersten Zeit, sondern auch später bis in die neueste Zeit zahlreiche Nichtmoslime angestellt, da den Moslimen häufig die nöthigen Kenntnisse für die Buchführung und das Rechnungswesen abgingen.

Schon früh wurden in den Städten, in welchen Moslime wohnten, Richter oder Kadis **) eingesetzt. Dieselben waren nur für die Moslime da, den Schutzgenossen überliess man die Regelung ihrer innern Angelegenheiten, weil man sie für zu geringfügig hielt, um sich mit ihnen zu befassen. In der ersten Zeit ernannte der Chalif die Richter auch in den Statthalterschaften, später überliess man diess dem Statthalter. Aufgabe der Richter ist, Processe zu entscheiden, Rechtsansprüche einzutreiben, Vormundschaften aufzustellen, fromme Stiftungen zu beaufsichtigen, Testamente zu vollstrecken. Je verwickelter sich die Lebensverhältnisse in den Grossstädten gestalteten, desto mehr Aufmerksamkeit musste der Rechtspflege geschenkt werden. Der Kadi zog häufig eine Art Jury aus rechtsgelehrten, unparteiischen Männern zu Hilfe, um vor seinem Spruch ihr Gutachten zu vernehmen. Ueber dem Kadi stand der Mufti oder Rechtslehrer, der auf die ihm vorgelegten Fragen Rechtsgutachten (Fetwa) abzugeben hatte.

Die Controlle über die Verwaltung und Rechtspflege wurde in der ersten Zeit von den Chalifen persönlich geübt. Wie die alten persischen Könige einen bestimmten Tag hatten zur Anhörung von Beschwerden der Unterdrückten, so auch die Chalifen. Von Omar II., sowie von den Abbasiden Mahdi, Hadi, Harun al Raschid und Mamun wird diess ausdrücklich bemerkt; andere scheinen die Controlle meist dem Richter ihres

*) J. v. Hammer, Länderverw. S. 130 ff.

**) A. a. O. S. 100.

Hofes überlassen zu haben. Seit Mohtadi vertrat der Wezir den Chalifen. Unter Muktadir hielt die Mutter des Chalifen, umgeben von Juristen und Richtern, wöchentlich einen Gerichtstag. Oft wurde auch eine besondere Controllbehörde ernannt, die nicht wie der Kadi nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach Billigkeit entscheiden konnte *).

Aus dieser Uebersicht der wichtigsten Staatsämter ersehen wir, dass auf die Verwaltung grosses Gewicht gelegt wurde, wie diess bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches auch unumgänglich nothwendig war.

Dennoch dürfen wir uns nicht vorstellen, dass ein bureaukratisches System seine Fäden über das ganze Leben der Bevölkerung ausgedehnt habe. Die Gemeinden besaßen grosse Selbständigkeit; man liess die Städte und Dörfer sich selbst regieren, solange sie die Steuern richtig bezahlten, und griff bloss bei öffentlichen Unruhen ein. Nur für wenige Gebiete, auf denen eine Oberaufsicht nicht fehlen durfte, für die Bewässerungssysteme und die grossen Heer- und Handelsstrassen zu Wasser und zu Lande, von denen das Gedeihen des Ackerbaus und der Gartencultur und die freie Bewegung des Handels abhängig war, behielt die Regierung sich ein Aufsichtsrecht vor. In der guten Zeit liess sie sich die Herstellung und Ausbesserung der Strassen, Dämme und Kanäle und die Beseitigung von Hindernissen für die Schifffahrt auf den grossen Strömen sehr angelegen sein. Schon Amr, der Eroberer Egyptens, hat bekanntlich den alten Kanal, der den Nil mit dem rothen Meere verband, wieder schiffbar machen lassen, ja er hat sich sogar mit dem Project eines Suezkanals getragen.

In der ersten Zeit, wo der Islam gesunde sociale Verhältnisse schuf, und ein Geist freudiger Thatkraft die Moslime beseelte, war die Selbständigkeit der Gemeinden, welche einer individu-

*) J. v. Hammer, Länderverwaltung. S. 243.

ellen Entwicklung der Gemeinden freien Spielraum gab, unzweifelhaft von hohem Werthe, sie allein war es, welche den von oben geübten Despotismus erträglich machte. Allein als die Gesellschaft durch religiöse Wirren, durch Kriege und Aufstände erschüttert wurde, als alle Mächte sich vereinigten, um asiatische Indolenz und Trägheit zur Herrschaft zu bringen, da wurde die Selbständigkeit der Gemeinden verderblich; wo die Regierung nichts that, da geschah überhaupt nichts, und die Willkür von Beamten und Lehensherren brachte um so härtern Druck, als keine durch das Alter geheiligten, im ganzen Reiche anerkannten Gesetze vorhanden waren. Was Koran und Sonna vorschrieben, war so sehr den primitiven altarabischen Verhältnissen angepasst, dass es für die Verhältnisse eines höher entwickelten Culturlebens keinen Werth hatte, und andere gesetzliche Bestimmungen wurden wenig beachtet, weil ihnen der religiöse Nimbus fehlte, auf den in islamitischen Ländern Alles ankam.

Besonders verderblich hat sich für das Staatswesen jederzeit die ungenügende Trennung der Gewalten gezeigt. Wir haben schon gesehen, welche unumschränkte Macht die Statthalter besaßen; die Fälle wo das Richteramt ihnen entzogen wurde, sind Ausnahmen, gewöhnlich wurden die Kadis vom Statthalter eingesetzt. Die Polizeichefs haben fast immer zugleich eine Art richterlicher und vollziehender Gewalt geübt; auch wo sie Schuldige vor ein Gericht stellten, stand dieses meist unter ihrer Botmässigkeit, und für ihre Massregeln waren sie nur dem Chalifen selbst verantwortlich. Auch die Richter waren nicht selten zugleich mit der vollziehenden Gewalt betraut, ganz abgesehen davon, dass ihnen fromme Stiftungen, Vormundschaften und dergleichen anvertraut waren. Es kam sogar das Unglaubliche vor, dass dem Kadi der Oberbefehl über die Truppen gegeben wurde *). Aehnliche Uebelstände haben jederzeit im

*) J. v. Hammer, a. a. O. S. 102.

Finanz- und Steuerwesen geherrscht. Die Steuereinnehmer und Secretäre waren Creaturen hochstehender Hofbeamter, der Truppenführer oder Wezire, so dass diese nach Willkür über die Gelder verfügen konnten.

Diese Misstände hängen mit dem Despotismus unzertrennlich zusammen, also auch mit dem Islam, sofern er den Despotismus begünstigt; aber der Islam ist daran noch directer betheilig, indem er den Einrichtungen der ersten Zeit, in welcher die verschiedenartigsten Befugnisse in Einer Hand vereinigt waren, eine religiöse Weihe verlieh, so dass frommer Unverstand der Herrscher und selbstsüchtige Klugheit der Beamten immer wieder sie nachzubilden versucht war. So oft auch einsichtige Staatsmänner die Trennung der Gewalten durchzuführen sich bemühten, immer wieder haben sich Hinterthüren aufgethan, durch welche die alten Misstände sich einschleichen konnten.

Verhältnissmässig gut war es in den Ländern des Islam wenigstens in ruhigen Zeiten mit der öffentlichen Sicherheit bestellt. Während im Abendlande gerade in den geordnetsten Staaten sich bei der Bevölkerung immer eine eigenthümliche Neigung gezeigt hat, der Polizei das Leben sauer zu machen, ist diess in den Ländern des Islam nicht der Fall, weil man die Nachtheile der Anarchie aus Erfahrung kennt und Ruhe und Ordnung schätzen gelernt hat. Es genügt meist eine geringe Zahl von Sicherheitswächtern, um die Ruhe aufrecht zu halten. Zum Theil mag diess auf der schnellen und rücksichtslosen Justiz beruhen, die der Despotismus zu üben gewohnt ist, und auf dem ausserordentlichen Respect, den man den untern Classen, besonders den Rajahs, beizubringen verstanden hat, zum Theil aber auch auf der Disciplin, an die jeder Moslim durch die Religion gewöhnt wird, und auf der würdevollen Haltung, die er stets beobachtet, wenn nicht der Fanatismus ihn fortreisst.

An der Peripherie der moslimischen Reiche, wo meist die

Autorität der Regierung nicht anerkannt ist, und wo einheimische oder fremde Beduinenstämme ihr Räuberhandwerk treiben, kann natürlich von öffentlicher Sicherheit keine Rede sein, im Innern der Länder dagegen und in den Städten, in manchen Gegenden Persiens, der Türkei, und besonders in Egypten ist dieselbe grösser als in vielen europäischen Ländern. In den Städten hat gewöhnlich jedes Quartier seinen Polizeichef, der bei Tag und Nacht Wächter durch die Gassen streifen lässt. Die Nachtruhe wird häufig sehr streng gehandhabt; so z. B. in Mittelasien. In China wird, nach Vámbéry, Jeder festgenommen, der sich nach Mitternacht auf der Strasse betreffen lässt, und in Bochara darf zwei Stunden nach Sonnenuntergang Niemand sein Haus verlassen; sogar Kranke, die Arznei holen wollen, werden festgenommen. Aehnliche Verhältnisse haben früher unter fanatischen Regenten auch anderwärts geherrscht, so unter dem Chalifen Hakim in Egypten.

Nächtliche Raubanfälle in den Strassen der Städte und Einbrüche sind verhältnissmässig selten, auch auf den Heerstrassen herrscht in den eigentlichen Culturländern Sicherheit. Was man unter der Regierung Saladins sagte, dass man von Aleppo bis Hebron sein Geld offen tragen könne, das galt auch in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts, als Ibrahim Pascha in Syrien Ordnung geschafft hatte, und gilt jetzt so ziemlich in Egypten. In unruhigen Zeiten freilich, nach Bürgerkrieg besonders, oder wenn Soldtruppen die Herrschaft in Händen hatten, lagen die Dinge ganz anders; dann kam es oft vor, dass Räuberbanden die Wege besetzt hielten und Söldner die Häuser der Reichen plünderten, aber das muss anerkannt werden: so oft ein starker Herrscher die Zügel der Regierung ergriffen hat, ist es ihm leicht geworden, die öffentliche Sicherheit herzustellen.

Werfen wir hier einen Blick auf das Strafrecht *) des Islam,

*) v. Törnauw, Moslimisches Recht. S. 232 ff. v. Kremer, Culturgesch. I. S. 459 ff.

dessen Grundzüge schon im Koran gegeben sind. Mohammed machte auch in diesem Stücke zum Gesetz, was in Arabien Landesbrauch gewesen war, nur suchte er einzelne grausame Bestimmungen zu mildern, insbesondere die Blutrache abzuschaffen oder wenigstens in gewisse Schranken einzudämmen und so ihre verderblichen Wirkungen aufzuheben.

Nach der Rechtsanschauung der Araber, die auch vom Propheten unter Berufung auf das mosaische Gesetz angenommen worden ist, hat bei Körperverletzung oder Todtschlag Wiedervergeltung einzutreten. »Wir haben ihnen'' (den frühern Propheten) so heisst es im Koran, »vorgeschrieben, dass man geben solle Leben für Leben und Auge um Auge, Nase um Nase, Ohr um Ohr, Zahn um Zahn, und Wunde mit Wiedervergeltung zu bestrafen.'' Doch kann von dem Beschädigten oder von den Verwandten des Getödteten ein Sühngeld angenommen werden. Bei den Arabern galt es für männlicher, wenigstens bei Mord oder Todtschlag kein Sühngeld anzunehmen. Mohammed suchte den Vollzug der Blutrache möglichst zu beschränken. Noch in seiner letzten Predigt sagte er: »Hütet euch, wieder Heiden zu werden und euch gegenseitig zu morden.'' Nach moslimischem Rechte beträgt das Sühngeld für fahrlässige Tödtung eines freien Moslims tausend Dinar, die vom Stamme des Todtschlägers binnen drei Jahren zu bezahlen sind, bei absichtlicher Tödtung ein Drittel mehr; für beide Augen, Hände oder Füße wird das volle Sühngeld gefordert, für eines dieser Glieder die Hälfte, für einen Finger hundert, für eine Zehe fünfzig Dinar. Bei jeder Blutschuld tritt ausserdem, wenigstens nach den strengern Rechtsschulen, eine religiöse Strafe ein; der Todtschläger muss zwei Monate fasten oder zwei Arme ernähren oder auch einen rechtgläubigen Sklaven loskaufen. Wo Sühngeld nicht angenommen wird, da wird die Hinrichtung mit scharfem Schwert durch die Obrigkeit oder durch die Verwandten des Getödteten vollzogen. Nach hanifi-

tischer Rechtsanschauung gelten diese Bestimmungen, ob der Getödtete ein Gläubiger oder ein Ungläubiger sei, bei den strengen Secten darf Wiedervergeltung nicht eintreten, wenn der Getödtete ein Ungläubiger oder ein Slave war, auch ist dann nur die Hälfte oder ein Drittel des Sühngeldes zu entrichten. In späterer Zeit wurde das Sühngeld nach dem Vermögensstande des Todtschlägers bemessen, in der Türkei im Verhältniss von vier zu zwei zu eins, je nachdem derselbe zu den Reichen, zum Mittelstande oder zu den Armen gehörte.

Die Todesstrafe steht auch auf dem Abfall vom Islam oder auf Beschimpfung des Propheten. In Cordova wurde z. B. einst ein Student gekreuzigt, weil er den Propheten den Waisenknaben genannt und behauptet hatte, seine Frömmigkeit sei nicht immer aufrichtig gewesen. Im türkischen Reiche darf eigentlich seit 1839 der Abfall vom Glauben nicht mehr bestraft werden, doch sind seither noch öfters Hinrichtungen von Renegaten vorgekommen *). Auf Ehebruch steht Steinigung, nach Abu Hanifa indessen nur bei freien Moslimen, Ungläubige und Slaven sollen hundert Hiebe erhalten. Gewöhnlich wurde den Schuldigen aber nur eine Geldbusse auferlegt.

Eine der gewöhnlichsten Strafen sind Peitschenhiebe auf Rücken und Schultern. Unzucht zweier lediger Personen wird mit hundert Geisselhieben bestraft; wer eine Frau des Ehebruchs anklagt, ohne ihr Vergehen beweisen zu können, erhält achzig Hiebe, Betrunkene erhalten vierzig. Dem Diebe wird die rechte Hand abgehauen, im Wiederholungsfalle der linke Fuss, nach Schafii verliert er beim dritten Male die linke Hand, beim vierten den rechten Fuss, nach Abu Hanifa aber darf er nach der zweiten Bestrafung nicht weiter verstümmelt werden. Die körperlichen Strafen werden öffentlich vollzogen. Gefäng-

*) J. Braun, a. a. O. S. 418.

nisstrafen werden selten angewandt; ein Schuldner, der nicht bezahlt, kann in's Gefängniss geworfen werden, bis er seine Zahlungsunfähigkeit nachgewiesen hat, dann aber muss er freigelassen werden. Ist er arbeitsfähig, so kann man ihn zwingen, seine Schuld abzuarbeiten.

Natürlich haben alle diese Bestimmungen, obwohl sie zum grössten Theil durch den Koran gegeben sind, im Laufe der Zeit Abänderungen erfahren, so ist z. B. das Abhauen der Hand bei Diebstahl in der Türkei abgeschafft. Im Ganzen ist das moslimische Strafrecht etwas milder gehalten als das jüdische. Als einen wesentlichen Mangel müssen wir es bezeichnen, dass die Annahme oder Verweigerung des Sühngeldes in das Belieben der Verwandten des Getödteten gesetzt ist, weil damit der Rachsucht und dem Eigennutz Spielraum gegeben ist. Wenn man es als einen Fortschritt gegenüber dem mosaischen Gesetz bezeichnet hat, dass auch bei Mord Sühngeld genommen werden darf, so möchten wir widersprechen. Man mag über die Todesstrafe denken, wie man will, jene Verfügung erklärt sich einzig aus dem häufigen Vorkommen vorbedachten Mordes und der damit zusammenhängenden Geringschätzung des Menschenlebens, sie beruht also nicht auf Milde, sondern auf sittlicher Laxheit.

Durch das Strafrecht des Korans sind die Sitten der Araber zum Theil gemildert worden; besonders die Einschränkung der Blutrache darf als eine Wohlthat betrachtet werden, doch ist nicht zu vergessen, dass sie bei den Beduinen noch heute trotz dem Koran in weitem Umfange geübt wird. In ruhigen Zeiten, z. B. in der Blütezeit des Chalifats, ist das Strafrecht mit einer gewissen Milde gehandhabt worden. Schon die ersten Chalifen empfahlen ihren Beamten Schonung. Als z. B. ein Araber zwei Sängerinnen wegen Spottes auf den Propheten und die Moslime verstümmeln liess, schrieb ihm Abu Bekr: »Mässige dich nunmehr und hüte dich, Jemand mehr zu verstümmeln,

es ist eine zu verabscheuende That, die nur als Vergeltungsstrafe (d. h. bei Körperverletzung) gestattet wird *)."

Der Despotismus hat selbstverständlich die Korangesetze häufig überschritten und besonders politischen Verbrechern gegenüber es an Grausamkeiten nie fehlen lassen. Pfählung, Einmauerung, Hungertod, überhaupt Verlängerung und Vermehrung der Todesqualen sind bekanntlich immer an der Tagesordnung gewesen; Verstümmelungen jeder Art sind noch heute in den meisten moslimischen Reichen üblich, ebenso die Tortur. Wir haben schon früher bemerkt, dass die Schilderung der Höllenstrafen im Koran der Grausamkeit Vorschub geleistet hat. Die Verwilderung der Menschen, die durch die vielen Kriege und den Zerfall der Reiche herbeigeführt wurde, liess natürlich auch die Strafen wilder werden.

Unser Urtheil wird dahin lauten müssen, dass der Islam an der Grausamkeit, mit welcher das Strafrecht in den mohammedanischen Ländern gehandhabt worden ist, zum mindesten eine indirecte Schuld trägt, indem er die endlosen Unruhen, die ungesunden politischen Verhältnisse herbeiführte, den Fanatismus weckte, und sich zu schwach bewies, die wilden Triebe des natürlichen Menschen zu bändigen. Ueberdiess trifft ihn der Vorwurf, dass er die bei einem rohen Naturvolke üblichen Strafen auch Culturvölkern aufgenöthigt hat.

Ueber das moslimische Civilrecht können wir uns hier kurz fassen, da in frühern Abschnitten unserer Darstellung Manches davon, wie das Ehe- und Slavenrecht, zur Sprache gekommen ist. Nur über einen Zweig desselben einige Bemerkungen, über das Erbrecht **). Man hat dasselbe nicht unrichtig als die glänzendste Leistung der Moslime auf dem Rechtsgebiete bezeichnet. Auf das altsemitische Erbrecht sich gründend, unter dem Einfluss der römischen Rechtsidee weitergebildet, enthält

*) G. Weil, Gesch. der Chalifen. I. S. 29.

**) v. Tornauw, a. a. O. S. 200 ff.

dasselbe ebenso genaue als gerechte und heilsame Bestimmungen. Während bei den Arabern die Frauen gar nicht erbten und nach dem mosaischen Rechte nur dann, wenn keine männlichen Erben da waren, giebt Mohammed — wie früher schon erwähnt — einer Tochter den halben Antheil eines Sohnes. Für den Fall, dass directe Erben fehlen, ist der Antheil eines jeden Verwandten genau festgesetzt. Der Freie beerbt den Freien, der Moslim den Moslim, der Ungläubige den Ungläubigen, der Slave den Slaven. Der Mörder kann nie den Gemordeten beerben. Jedem steht es frei, über ein Drittel seines Eigenthums letztwillig zu verfügen, aber nicht über mehr. Im Koran wird das Testiren empfohlen und vor Fälschung des Testamentes gewarnt. »Wenn einer von euch mit Tod abgeht und Vermögen hinterlässt, so soll er davon nach Billigkeit seinen Eltern und Verwandten mittelst Testaments verschreiben; das ist Pflicht für Fromme. Wer aber dieses Testament, nachdem er es kennt, verfälscht, der lädt Schuld auf sich; denn Gott weiss und hört Alles.»

Das moslimische Erbrecht hat mit geringfügigen Abweichungen durch die ganze mohammedanische Welt Giltigkeit erlangt und sich überall als eine Quelle des Segens bewiesen. Es hat die Stellung des Weibes vielfach verbessert, den Schutzgenossen und Slaven ihre gedrückte Lage wesentlich erleichtert und die Lust, fromme und wissenschaftliche Stiftungen testamentarisch zu bedenken, geweckt und befördert.

Bei aller Vortrefflichkeit mancher rechtlicher Bestimmungen leidet das ganze moslimische Rechtswesen an dem Grundübel, dass durch Koran und Sonna Gesetze, die zur Zeit des Propheten für die Araber sehr passend sein mochten, für alle Zeit Geltung erlangt haben. Wohl sind die Lücken von Koran und Sonna in allen Staaten durch den Kanun ergänzt worden, allein die freie Entwicklung der Rechtsidee war doch durch den Buchstaben sehr gehemmt, so dass die wissenschaftlichen

Leistungen auf diesem Gebiet, die grossartigen Rechtssysteme, welche von einzelnen Gelehrten aufgestellt wurden, sich nur in geringem Masse practisch verwerthen liessen.

Auch die vollkommensten Gesetze verlieren einen grossen Theil ihres Werthes durch die mangelhafte Organisation des moslimischen Gerichtswesens. Zur Sicherung einer gewissenhaften Rechtspflege sind wenig Massregeln getroffen. Anwälte sind nicht zulässig, und schriftliche Beweisführung ist ausgeschlossen. Man kann sich denken, welche nachtheilige Folgen der letztere Umstand besonders für den Handel haben musste. Die einzig giltigen Beweismittel sind mündliche Zeugenaussage, Eid und Geständniss. Dieses ist häufig durch die Tortur erzielt worden. Das Zeugniss Ungläubiger hat bis in die neueste Zeit keine Giltigkeit gehabt, und das der Gläubigen verliert an Werth durch die starke Neigung zur Unwahrhaftigkeit, die der Islam seinen Bekennern eingepflanzt hat. Nicht selten werden ganze Schaaren bestochener Zeugen vorgeführt. Man sollte erwarten, dass bei der Macht, welche die Religion übt, der Eid einen gewissen Schutz biete, aber unglücklicher Weise nimmt es schon der Koran mit dem Eide sehr leicht, so dass der Meineid überall an der Tagesordnung ist, ja dass in den Städten viele Personen denselben förmlich zur Erwerbsquelle machen. Man sühnt den falschen Eid hinterher durch irgend ein gutes Werk; in der europäischen Türkei soll es z. B. noch heute vorkommen, dass falsche Zeugen, die durch ihre vor Gericht beschworenen Aussagen einen reichen Christen zu Grunde gerichtet haben, etwas Brot kaufen und damit einen Hund füttern, indem sie sagen: »Einem Hunde haben wir Uebles gethan, einem Hunde wollen wir Gutes thun.«

Ungenügend ist auch die Processordnung; man richtet sich meist nach dem Herkommen, es ist daher der Willkür des Kadi weiter Spielraum gegeben. Die Entscheidung muss in der ersten Sitzung gefällt werden, nur wenn der Richter zornig oder

schläfrig oder krank oder aus ähnlichen Gründen zu einer Entscheidung nicht aufgelegt ist, soll er dieselbe verschieben. Natürlich führen aber gerade diese Bestimmungen zu neuen Willküracten.

Dem Kadi ist verboten, von den Angehörigen seines Sprengels Geldgeschenke anzunehmen, auch wenn dieselben keinen Process führen; ebenso darf er nicht zu Gunsten seiner Verwandten, wohl aber gegen sie entscheiden. Allein die erstere Bestimmung ist von jeher in gröbster Weise verletzt worden, da der Richter auf Taxen und Sporteln angewiesen ist. Auch der Werth der von den Muftis abgegebenen Rechtsgutachten ist illusorisch; sie üben auf die Entscheidung der Kadis meist grossen Einfluss, allein da der Mufti in derselben Lage ist wie der Kadi, kommt sehr häufig Bestechung mit in's Spiel. Die Klage über die Bestechlichkeit der Richter und Rechtsgelehrten ist daher uralt. Schreibt doch eine alte Ueberlieferung dem Propheten die Worte zu, unter drei Kadis müssten mindestens zwei zur Hölle fahren. Ein Dichter der Chalifenzeit spottet: »Zwei Dinge bei uns in Isfahan erregen Erstaunen: der Elephant und der Kadi. Weder zu dem einen noch zu dem andern hat man freien Zutritt; wer den Elephanten sehen will, muss dem Wärter das Eintrittsgeld bezahlen, wo aber ist dein Wärter, o Kadi?»

Von einem geübten Rechtslehrer verlangte man früh, er müsse in jeder Frage ebenso gute Gründe für als gegen eine Sache angeben können. Lane erzählt eine Reihe sprechender Beispiele von der Willkür und Bestechlichkeit der Richter in Egypten und von dem Unwesen, das mit Zeugenaussagen getrieben wird; seine Erzählung schliesst er mit dem Wort: »Es ist kaum glaublich, bis zu welcher anstössigen Ausdehnung in moslimischen Gerichtshöfen und unter diesen vor dem Tribunal des Kadi von Kairo die Bestechung und Vorführung fal-

scher Zeugen getrieben wird *).“ Dabei hat es allerdings zu keiner Zeit an Rechtsgelehrten gefehlt, die sich durch Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit rühmlich ausgezeichnet und sich im Gedächtniss des Volkes ein dankbares Andenken gesichert haben; es werden von solchen zahlreiche Anekdoten herumgeboten, aber gerade das Aufsehen, welches diese Beispiele von Gerechtigkeit erregen, sind ein Zeichen dafür, wie sehr im Allgemeinen das Recht darniederliegt.

Unglücklicher noch als mit dem Justizwesen war es in den Ländern des Islam von jeher mit der Regierung und Verwaltung des Landes bestellt. Es hängt diess zusammen mit der Willkür des Despotismus und mit der Unsicherheit der Staatsoberhäupter. Die höchsten Beamten wissen nie, wie bald die Laune des Herrschers, die Intrigue eines Nebenbuhlers oder ein Thronwechsel ihnen die Gewalt aus den Händen nimmt. Ihr Bestreben muss sich daher darauf richten, möglichst schnell grosse Reichthümer zu erwerben, um sich für den Tag der Noth den Rücken zu decken; so beuten sie das Land für ihre selbstsüchtigen Zwecke aus, sie vergeben die untergeordneten Aemter nur gegen hohe Bezahlung und bestehlen die öffentlichen Cassen. Die von ihnen eingesetzten Beamten, welche ihre Stellen theuer bezahlt haben und keinen Augenblick sicher sind, dass der Sturz oder die Willkür ihrer Obern ihnen ihr Amt nicht wieder entzieht, sehen sich genöthigt, im Kleinen zu üben, was jene im Grossen thun. Infolge dessen gestaltet sich die Verwaltung zu einem Raubsystem, die Unterthanen werden rücksichtslos mit Steuern belastet, die Reichen sehen sich von Vermögensconfiscationen bedroht, Ackerbauer und Industrielle müssen den Ertrag ihres Fleisses in die Cassen habgieriger Beamter wandern lassen. Alle diese Uebelstände steigern sich, wenn Slaven die höchsten Staatsämter bekleiden, die der

*) a. a. O, I. S. 119.

Willkür ihrer Obern noch weit mehr preisgegeben sind als Freie.

Die Geldverlegenheit der Regierung nimmt kein Ende, da das Sinken der Cultur, die Lostrennung von Sultanaten, Kriege, Seuchen, Landanweisungen an Truppen die Staatseinkünfte fortwährend vermindern und die Habgier der Soldtruppen, die Vertheidigung des Landes, die Verschwendungssucht des Hofes immer wieder ungeheure Summen fordern. Um rasch die nöthigen Gelder sich zu verschaffen, greifen die Chalifen zu dem Mittel, die höchsten Aemter, das Wezirat, die Statthalterschaften, die Richterstellen, an die Meistbietenden zu verkaufen; die Käufer dieser Stellen befolgen dann dasselbe System bei den Aemtern, welche sie zu vergeben haben. Den Beamten, welche die Steuereinnahmen gepachtet haben, stellt man Truppen zur Verfügung, diese durchziehen das Land und rauben, wo etwas zu finden ist. Die Folgen dieses Systems lassen sich denken; nur der ungeheuern Ertragsfähigkeit des Bodens ist es zuzuschreiben, dass die moslimischen Staaten sich so lange haben aufrecht halten können.

Die Unterthanen befanden sich verhältnissmässig am besten, wo man die Ländereien an die Truppen vertheilt hatte. Ein spanischer Moslim äussert sich hierüber: »Die Truppen bearbeiteten das Land und unterstützten die Bauern, auf deren Wohlergehen sie ebenso sehr Acht hatten wie der Sklavenhändler auf das Befinden seiner Sklaven. Auf diese Art blühte das Land und brachte Alles im Ueberfluss hervor. Die Legionen hatten von Allem die Fülle, sowohl von Reitthieren als Waffen. So blieb es, bis Almanssur (um's Jahr 1000 n. Chr.) zu Ende seiner Regierung den Truppen wieder, wie es früher üblich war, Monatsgehälter anwies, und die Steuern durch seine Steuersammler direct von den Bauern einheben liess. Diese aber

*) v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen, S. 397.

saugten die Steuerzahler aus, unterschlugen die Gelder und ruinirten das Volk, das zum Theil auswanderte."

Der Steuerdruck lastete schon früh furchtbar schwer auf manchen Ländern. Schon unter Omar sahen sich viele Berbern genöthigt, ihre Kinder als Slaven zu verkaufen, um den Tribut aufbringen zu können *). Ein Aglabitenherrscher verlangte vom Feddan bebauten Landes (4500 Quadratmeter) eine Grundsteuer von 18 Dinar. Die Hamdaniden belasteten einen arabischen Stamm in Syrien so schwer mit Abgaben, dass derselbe zwölftausend Mann stark auf byzantinisches Gebiet auswanderte und das Christenthum annahm. Den Zurückbleibenden wurde die Hälfte der Ernte als Abgabe entrissen. Die Steuern wurden häufig mit barbarischer Härte eingetrieben. Man peitschte die, welche nicht zahlen konnten oder wollten, oder folterte sie; so hing man ihnen etwa schwere Steine um den Hals und liess sie damit Stundenlang im glühenden Sonnenbrande stehen, oder man legte sie nackt auf kalte Steinplatten. Sogar die Pilger, welche nach Mekka wallfahrteten, wurden in Egypten gebrandschatzt. Ibn Dschobair berichtet als Augenzeuge, dass man in Alexandria von jedem Pilger sieben und einen halben Dinar als Armentaxe erpresste **). Eine arabische Redensart sagt von den moslimischen Herrschern und ihren Beamten, dass sie das Volk wie Sesam behandeln, d. h. es zerstampfen, bis es Oel gibt.

Zu den Steuerauflagen kamen häufig noch Frohnarbeiten hinzu. Sollte irgendwo ein Palast oder ein Kanal gebaut werden, so trieb man Tausende von Bauern zusammen und zwang sie zu monatelanger unentgeltlicher Arbeit, unbekümmert darum, dass unterdessen die Ernte zu Grunde ging, und dass viele vor Erschöpfung oder Hunger umkamen.

Ein beliebtes Mittel, sich Geld zu verschaffen, war die Her-

*) Weil, Gesch. der Chalifen. I. S. 141.

**) A. v. Kremer, Culturgesch. II. 488 ff.

aufsetzung der Golddinars. Unter dem verschwenderischen Sultan Nassir von Egypten setzte man den Werth des Dinars, der damals zwanzig Dirham betrug, auf fünfundzwanzig fest, so dass die Kaufleute, denen der Sultan zwanzig Millionen Dirham schuldete, den fünften Theil ihres Guthabens einbüssteten, weil man ihnen dasselbe in Dinaren ausbezahlte.

Man hat der Verwaltung des Chalifenreiches oft grosse Bewunderung entgegengebracht; dieselbe muss sich wesentlich vermindern, wenn man den rapiden Rückgang der Staatseinnahmen verfolgt, wie man ihn in v. Kremers Culturgeschichte des Orients in Zahlen dargestellt findet *). Wir geben hier nur Einiges daraus.

Im Ganzen haben die Staatseinnahmen auch in der besten Zeit der Abbasiden nur halb so viel betragen als einst unter den persischen Königen, obwohl der Steuerdruck nicht geringer war. Unter Omar belief sich der Ertrag des Sawad auf 120 Millionen Dirham; schon unter Moawijah brachte man nur mit Mühe und Noth noch 100 Millionen zusammen. Unter den folgenden Omajjaden hoben sich die Einkünfte auf 135, aber nur weil man die grössten Gewaltmassregeln anwandte. Unter den spätern Omajjaden kam man über 60 bis 70 Millionen nicht mehr hinaus. Unter den Abbasiden stiegen im Anfang des neunten Jahrhunderts die Einnahmen des Sawad, dem man wegen der Nähe der Residenz die grösste Aufmerksamkeit schenkte, wieder bis auf 110 Millionen, sie gingen aber in etwa fünfzig Jahren auf 78 zurück. Aehnliche Abnahmen finden wir in den übrigen Provinzen des Reiches. Wenn die Einnahmen von Zeit zu Zeit wieder steigen, so hängt diess in der Regel nicht mit einer neuen Blüte der Cultur zusammen, sondern es beruht einfach auf kräftigerem Anziehen der Steuer-schraube; sobald der Steuerdruck etwas nachlässt, gehen die

*) I. S. 256 ff.

Staatseinkünfte noch unter den frühern Stand zurück. Der jährliche Steuerertrag des gesammten Chalifenreiches betrug nach Ibn Chaldun in den Jahren 775 bis 786 durchschnittlich 411 Millionen Dirham, nach Kodama 819 bis 851 : 371 $\frac{2}{3}$ Millionen, nach Ibn Chordadbeh 845 bis 874 : 293 Millionen. Kaum hundert Jahre nach der Glanzzeit des Abbasidenreiches, um's Jahr 900, war man soweit gekommen, dass man die höchsten Aemter und ganze Provinzen an die Meistbietenden gab oder dass ein Wezir die sämmtlichen Staatsausgaben gegen eine Pauschalsumme übernahm. Im Jahre 915 betrug das ganze Einkommen nur 24 Millionen Dirham; das Jahresbudget ergab ein Deficit von 7 Millionen. Meuternde Truppen versetzten den Chalifen in die Nothwendigkeit, die Palasteinrichtung und das Silberzeug zu verkaufen. Einige Jahre später verschmähte man nicht, Andersgläubigen mit der Niederreissung ihrer Tempel zu drohen, bloss um Geld von ihnen zu erpressen.

Das Slavenregiment brachte sogar die Herrscher Egyptens, eines Landes, das dank den Nilüberschwemmungen nie völlig zu ruiniren ist, in die äusserste Geldverlegenheit. Der Chalif Mostanssir, der 1036 den Thron bestieg, sah sich genöthigt, erst die Kostbarkeiten seines Schatzes zu versteigern, darunter Waffen, die von den ältesten Helden des Islam herrührten, dann die Gräber seiner Ahnen zu berauben und endlich seine Bibliothek, vielleicht die vollständigste der mohammedanischen Welt, zu Spottpreisen zu verkaufen. Von vielen Bänden wurde der Ledereinband abgerissen und zu Sandalen verwendet, die Handschrift als werthlos verbrannt.

Nicht viel anders ist der Gang der Dinge im Osmanenreiche *).

*) Quellen: Die angeführten Schriften von J. v. Hammer (Staatsverf. und Staatsverwaltung und Gesch. des osm. Reiches), Fr. Eichmann, J. Baker, G. Weil (Gesch. der isl. Völker), Vámbéry (Sittenbilder und der Islam im 19. Jhdt.).

Nach Hadschi Chalfa *) betrugen im Jahre 1564 die Einnahmen des Staatsschatzes 1830 Millionen Asper, die Ausgaben 1896 Millionen; im Jahre 1597 die Einnahmen 3000 Millionen, die Ausgaben 9000; später besserte sich das Verhältniss wieder etwas; 1650 gelang es, die Einnahme auf 5329 Millionen zu steigern, die Ausgaben auf 6872 Mill. herabzusetzen.

Die zweite Periode des Islam, die wir als die türkisch-mongolische bezeichnen können, brachte fast allen Ländern die Einrichtung der Militärlehen. Im Anfang diente dieselbe zur Kräftigung der Reiche; den Sultanen standen treffliche Heere zur Verfügung, und die Bauern und Schutzgenossen befanden sich unter den Lehensträgern besser als unter den blutsaugerischen Steuerbeamten. Allein das allgemeine Verderben steckte auch das Lehenswesen an. Die Lehen wurden nicht mehr nach Verdienst sondern nach Gunst vergeben; die besten Gründe kamen in die Hände von Günstlingen des Serails und andern Hofleuten, die nie Kriegsdienste geleistet hatten; die dadurch beeinträchtigten Lehensträger sahen sich daher genöthigt, durch stärkern Steuerdruck sich schadlos zu halten. Viele Lehen, die ursprünglich nur auf Lebenszeit verliehen worden waren, wurden erblich, durch Bestechung der höchsten Beamten wusste man Verminderung der Abgaben zu erreichen, kurz, die alten Missbräuche, welche das Chalifat zu Grunde gerichtet hatten, rissen auch in den Sultanaten ein.

Mit dem Lehenswesen ging das Söldnerwesen parallel. Die Soldtruppen bezogen hohe Gehalte und verlangten bei jeder Gelegenheit ausserordentliche Geschenke. Wenn die Regierung sie nicht bezahlen konnte, sah sie sich gezwungen, ihnen den Steuerertrag ganzer Provinzen anzuweisen, diese wurden dann rücksichtslos ausgeraubt, so dass das Land verarmte. Auch andere Missbräuche rissen ein; es kam nicht selten vor, dass

*) Behrnauer, Hadschi Chalfas Richtschnur; Ztschr. d. d. morgenl. Ges. XI. S. 122 ff.

auf den Namen eines Todten noch Sold bezogen wurde, oder dass einer unter zwei Namen diene.

Von Zeit zu Zeit sehen wir einen Herrscher, dem das Elend seiner Unterthanen, oder richtiger, die Leere seiner Casse zu Herzen gegangen ist, Reformen einführen. Er ruft einen tüchtigen Rechtslehrer oder Beamten, lässt sich von ihm die Gründe angeben, welche den Verfall bewirkt haben, und verlangt von ihm Verbesserungsvorschläge. Dann wird ein Anlauf zur Reorganisirung des gesammten Staatswesens genommen; es werden eine Menge Beamte abgesetzt, neue Gesetze erlassen, kleine Vergehen mit grosser Härte bestraft, das Sittengesetz wird streng gehandhabt, gegen Weintrinker und Raucher wird blutig eingeschritten, und nach einigen Jahren liegen die Dinge wieder wie vorher oder schlimmer, weil man durch den plötzlichen Eingriff Alles auf den Kopf gestellt hat.

Wir besitzen zwei Schriftstücke aus dem 17. Jahrhundert, welche uns einen Einblick in die unglücklichen Verwaltungsverhältnisse des Osmanenreiches zu jener Zeit gewähren. Kodschabeg *) zählt in einer Denkschrift an Sultan Murad IV. vom Jahre 1630 die Gründe auf, welche den Verfall bewirkt haben; den Grundfehler sieht er im Abfall vom Gesetze des Korans, durch den eine allgemeine Verderbniss eingerissen sei; er tadelt die Häufigkeit des Wechsels im Wezirat, die Schlechtigkeit der Ulema, die weder fromm noch wissenschaftlich gebildet seien, die Bestechlichkeit der Beamten, den Verfall des Heerwesens. Viele Truppen, sagt er, seien in Wahrheit keine mehr, sie bezögen bloss den Gehalt und übten Gewaltthatigkeiten gegen die Bewohner; infolge eingerissener Misbräuche komme wenig von dem Ertrage der Militärlehen in den Staatsschatz, und viele Gründe, die einst Staatseigenthum gewesen, seien durch

*) Behrnauer, Ztsch. d. d. morgenl. Ges. XV. S. 272.

fromme Schenkungen der Nutzniesser dem Staate entfremdet worden.

Ein ähnliches Bild entwirft einige Jahre später Hadschi Chalfa in seiner »Richtschnur«. Ueberall habe er — so erzählt er — die Dörfer im Verfall gefunden, nur die Städte blühten noch. Als Ursache der Versunkenheit bezeichnet er die grossen Auflagen, die unwürdigen Männer, welche als Meistbietende die Stellen kaufen und das dafür gezahlte Sündengeld sobald als möglich wieder mit Zinsen einzubringen suchen. Bestechung, klagt er, sei das eigentliche Triebrad der Staatsgeschäfte geworden, er wünscht darum einen starken Herrscher herbei, der Recht und Gerechtigkeit herstelle bei hohen und niedern Beamten, der keine Stelle mehr für Geld verleihe, treue Beamte lange in ihren Stellen lasse, die habsüchtigen Söldner abschaffe und die Verschwendung, die in den höchsten Staatsämtern vorkomme, herabsetze.

An Versuchen zu Verbesserungen hat es auch im Osmanenreiche nicht gefehlt, aber die militärischen Vasallen und besonders die Janitscharen waren zu mächtig geworden und wurden von den Ulema zu kräftig unterstützt, als dass jemals eine Besserung erzielt worden wäre. Seit dem Jahre 1695 finden wir im türkischen Reiche neben den Inhabern der Militärlehen eine zweite Classe unabhängiger Vasallen in der Gestalt der Provinzialgouverneure. Das System der jährlichen Steuerverpachtung, das auch bei den Osmanen Eingang gefunden hatte, war für die ackerbauende Bevölkerung, soweit sie nicht unter militärischen Lehensträgern stand, zu einer unerträglichen Last geworden. Um ihre Lage zu verbessern, führte Mustafa II. statt der jährlichen Verpachtung die auf Lebenszeit ein, in der Hoffnung, der eigene Vorthail würde die Pächter zu einer bessern Behandlung der Steuerpflichtigen führen. Die Folge davon war, dass die Provinzialgouverneure die Steuern ihrer Verwaltungsdistricte pachteten und so aus ab-

hängigen Beamten zu unabhängigen Lehensträgern wurden. Die Gouverneure aber geriethen den armenischen und griechischen Wucherern in die Hände, bei denen sie Gelder aufnehmen mussten, um die Pachtsumme vorausbezahlen zu können, und diese plünderten nun die steuerpflichtige Bevölkerung, gerade wie früher die Beamten diess gethan hatten.

Der unleidliche Druck, der von den Pächtern geübt wurde, liess die ackerbauende Bevölkerung ihre Zuflucht zu einem Mittel nehmen, das für die Staatscasse verderblicher wurde als alles Andere, sie schenkte ihre Güter an die Moscheen und lies sich dieselben von den Ulema gegen eine geringe jährliche Steuer in Erbpacht geben. Nun waren sie frei vom Zehnten und gegen die Willkür der Paschas geschützt, da die Geistlichkeit hinter ihnen stand, aber die Staatseinkünfte wurden natürlich immer geringer.

Ein Herrscher, wie ihn Hadschi Chalfa herbeiwünschte, hat sich im Hause Osmans lange nicht gefunden. Jahrhunderte hindurch seufzte das Land unter dem willkürlichen Regiment der Janitscharen, erst in unserm Jahrhundert sind durch Sultan Mahmud II. gründliche Veränderungen herbeigeführt worden. Es ist bekannt, wie dieser kräftige Regent im Jahre 1826 durch den Mord der Janitscharen die neue Zeit eröffnet hat, wie durch ihn auch die Macht der Lehensträger gebrochen und auf den Trümmern des alttürkischen Reiches ein neues Staatsgebäude aufgeführt worden ist. Allein Zerstören ist immer leichter als Bauen. Das neue Staatswesen leidet an Mängeln, die mindestens so schlimm sind als die Uebelstände des Lehenswesens und der Janitscharenherrschaft. Der Ruhm, den Mahmud II. für seine Neuerungen geerntet hat, scheint uns daher sehr wenig begründet zu sein, ja wir möchten glauben, dass seine Regierung den Anfang des Endes bezeichne. Durch Aufhebung des Lehenswesens hat er die eine der beiden Säulen, auf welche der türkische Staat gegründet war, zertrümmert und durch

einen Factor ersetzt, der sich von jeher für die moslimischen Reiche als höchst verderblich bewiesen hat, die Beamtenherrschaft. Das Osmanenreich ist seit Mahmud rettungslos einer centralisirten Bureaukratie und damit dem Despotismus und dem Eigennutz eines Haufens von Glücksrittern verfallen.

Wir können nur in flüchtigen Strichen den gegenwärtigen Stand der Dinge zeichnen. Bei aller Willkür, welche sie sich zu Schulden kommen liessen, übten die alten Lehensträger doch eine gewisse Schonung gegen ihre Unterthanen, da sie eine Menge von Interessen mit ihnen gemein hatten; die neuen Beamten dagegen, die durch keinerlei Bande an ihre Untergebenen gebunden sind, üben gegen dieselben die rücksichtsloseste Bedrückung. Die grosse Masse des Beamtenstandes ist heute um nichts besser als zur Zeit des Chalifates, ja sie ist eher schlechter geworden, da das Einzige, was den Moslimen einen sittlichen Halt gab, die Religion, viel von seiner Macht verloren hat. Ehr- und Pflichtgefühl ist den Beamten des Osmanenreiches unbekannt. Alljährlich strömen Hunderte von Abenteurern in der Hauptstadt zusammen, um ein Staatsamt zu erhalten und so zu Reichthum und Macht zu gelangen. Manche von ihnen haben sich etwas abendländische Bildung angeeignet, aber unter dem europäischen Firniss liegt schlecht verborgen der alte Türkenstolz, der auf Ackerbau und Handel verächtlich niederschaut und in jedem Nichttürken ein Wesen niedriger Art erblickt, welches bloss zum Dienen und Dulden bestimmt ist. Alle die Missstände, die mit dem Despotismus zusammenhängen, machen sich bei der türkischen Beamtenwelt geltend. In einem despotisch regierten Staate ist die Intrigue das einzige Mittel, um Macht und Reichthum zu erlangen, sie ist es daher welche in der Türkei Beamte stürzt und erhöht. Bestechung ist das Triebrad der Staatsgeschäfte heute wie zu Hadschi Chalfas Zeit. Der Wezir so wenig als der unterste Mudir ist seiner Stelle sicher, der höchste wie der niedrigste

Posten muss bezahlt werden; um sich für den Fall der Absetzung zu sichern oder für die zur Erlangung des Amtes ausgegebenen Summen schadlos zu halten, ist man auf Erpressung angewiesen. Die Trennung der Gewalten ist in der Wirklichkeit jetzt so wenig durchgeführt, als sie es früher war; denn die Steuereinnehmer und andern Unterbeamten sind Creaturen der Paschas und Hofbeamten; die Gouverneure der Wilajets stecken mit den Controllbeamten unter einer Decke, und alle miteinander stehen mit den Wucherern im besten Einvernehmen.

Zur Illustrirung dieser Verhältnisse nur wenige Beispiele. Die Gattin Kibrizli Mehemet Paschas erzählt in ihrem früher erwähnten Buche *) Folgendes:

Als Kibrizli im Jahre 1843 zum Gouverneur von Jerusalem ernannt wurde, bat Reschid Pascha dessen Gattin, sie möge dafür sorgen, dass keine Bestechungen vorkämen, weil sie auf ihren Eid versprochen hätten, ehrlich zu sein. »Gewiss,“ antwortete sie, »mein Gatte soll kein Geschenk erhalten, da Sie es ihm verboten haben, aber Sie können mich doch nicht verpflichten, auszuschlagen, was die Damen mir anzubieten belieben; das hat mit Politik oder Verwaltung nichts zu thun.“ »Wahrhaftig nicht“, gab Reschid lächelnd zurück.

Kibrizli Mehemet Pascha war ein ehrenwerther Mann; er verweigerte standhaft die Annahme aller Geschenke; als diess einmal bekannt geworden war, wurden sie daher immer seiner Gattin gesandt. In Jaffa schenkte die Frau des dortigen Mu-dirs der des Paschas ein Paar Ohrringe im Werthe von 3000 Franken mit der Bemerkung: »Wenn Sie meine geringe Gabe abweisen, werde ich denken, Sie seien mit uns unzufrieden und beabsichtigen, einen andern Gouverneur nach Jaffa zu senden.“ Bald darauf gelang es dem Haushofmeister der Paschasgattin,

*) Thirty years I. p. 72 ff.

durch eine sehr einfache List die Juden von Jerusalem zu veranlassen, der Dame ein schönes Kästchen mit Perlenhalsbändern und 10,000 Franken in Gold zuzusenden. Einandermal ging der Haushofmeister im Einverständniss mit seiner Herrin zu einem Richter, der sich Erpressungen hatte zu Schulden kommen lassen, und sagte ihm, der Pascha wünsche ihn zu sprechen. Am nächsten Tage erhielt die Frau ein Geschenk von 40,000 Franken. In zwei Jahren verfügte sie über fünfzehn wichtige Posten zu Gunsten von Personen, die sie nie mit einem Auge gesehen hatte, von denen ihr aber hohe Summen versprochen worden waren. Ausserdem trieb sie Kornhandel zwischen Jaffa und Jerusalem, indem sie zum Transport Pferde, Maulthiere und Kameele der Bewohner Jerusalems benutzte, für deren Gebrauch Niemand etwas zu verlangen wagte aus Furcht vor dem Pascha. Auf solche Weise brachte sie in kurzer Zeit ein Vermögen von 400,000 Franken zusammen. Alles diess geschah im Hause eines Paschas, der stets den Ruf der Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit sich bewahrt hat. »In einem Lande,“ so entschuldigt sich die Frau, »wo man keine anerkannten Rechte und keine Sicherheit hat, ist es nöthig, Vorsichtsmassregeln gegen den Wechsel des Glücks zu treffen.“ Die Frau hatte allerdings kurz vorher erfahren, wie unsicher türkische Beamte in ihren Stellen sind.

Ueber die Art und Weise, wie die Untersteuereinnahmer verfahren, berichtet dieselbe Frau aus eigener Anschauung:

»Die grosse Mehrzahl dieser Beamten benimmt sich auf folgende Weise *). Wenn (bei den Bauern in der Nähe von Constantinopel) das Oel ausgepresst, aber noch nicht hell genug ist, um zum Verkauf ausboten zu werden, und wenn die Seidencocons zum Aufwinden bereit sind, schicken sie ihre

*) A. a. O. II. p. 56.

Steuerzettel mit dem Befehle sofortiger Bezahlung. Da die armen Creaturen, an welche diese Forderung gestellt wird, gerade dann keine ihrer Hilfsquellen zu Geld gemacht haben, sehen sie ihre Producte weggenommen und zu einem Spottpreise an Wucherer verkauft, welche sich vorher mit dem Mudir verstanden haben, einen Gewinn aus diesen Executionen zu machen. Diese Elenden versprechen dem Beamten eine bestimmte Summe, um ihn zu diesem ungerechten Verkauf zu veranlassen. Sie verständigen sich unter einander, dass keine Concurrenz entsteht, und sie sind sicher, dass die sehr armen Einwohner des Landes kein Geld zur Verfügung haben, um auf dem Wege des Gesetzes das zurückzuerhalten, dessen Wegnahme sie nicht vorbeugen können. Es giebt sogar Beamte, die so schändlich ungerecht sind, dass sie Alles, was den Armen gehört, Haus-, Küchen- und Ackergeräth inbegriffen, zum Verkauf kommen lassen und sie so an den Bettelstab bringen.”

Ungeachtet aller Reformen, welche die europäischen Regierungen dem Osmanenreiche aufgezwungen haben, bestehen die meisten Einrichtungen, welche einst die Chalifenreiche ruinirt haben, unverändert weiter, so z. B. auch die Steuerverpachtung. Zwar hat Mahmud II. den Gouverneuren und allen Staatsbeamten verboten Steuern zu pachten, dafür fällt die Pacht in die Hände der Banquiers, die mit den stets geldbedürftigen Paschas im Einverständniss stehen. Der Pächter verkauft die Pacht an einige Unterpächter mit etwa fünfzig Procent Gewinn, er selbst muss dem Pascha eine bedeutende Summe verabfolgen zum Dank dafür, dass dieser ihm Concurrenten fern gehalten hat. Die Kaufleute, welche die Steuern gepachtet haben, bemächtigen sich der Bodenerzeugnisse, die sie unter einem andern Staatssystem den Producenten hätten abkaufen müssen, und aus denen diese hätten Gewinn ziehen können. Daher verlieren die Producenten die Lust zur Arbeit, die im Grunde für sie nur Frohndienst ist; Jeder hütet sich, mehr Land zu bebauen,

als er für seine Nothdurft bedarf, weil er weiss, dass jeder Schein von Wohlstand ihm eine unerschwingliche Steuerlast brächte; das Land verarmt immer mehr, und jede Missernte bringt Hungersnoth. Von dem Gelde, das den Bauern abgenommen wird, kommt nur ein geringer Procentsatz in die Staatscasse, das Meiste bleibt in den Händen der Unterpächter, der Banquiers und Paschas zurück.

Wo Strassen, Dämme, Eisenbahnen gebaut werden, da pressen die Paschas ihre Untergebenen einfach zu Frohndiensten. Gewöhnlich bleiben diese Unternehmungen unvollendet, da der Beamte, der sie begonnen hat, nach kurzer Frist abgerufen wird, und der Nachfolger, der durch Intriguen seine Entfernung bewirkt hat, zu seinen Werken sich feindlich stellt.

Neben dem verdorbenen Beamtenstand steht eine Geistlichkeit, die, wenn sie nicht sich selbst und den Islam verloren geben will, allen Neuerungen widerstreben muss, und die diess auch redlich thut, indem sie theils wirksamen passiven Widerstand leistet, theils das Volk zum Fanatismus aufreizt.

Wohl ist durch die eingeführten Reformen manches besser geworden; die Stellung der Rajahs und der eingewanderten Ausländer hat sich allmählich günstiger gestaltet, aber den Moslimen sind daraus nur Lasten und Verlegenheiten entstanden, und neues Leben ist durch sie dem Staate nicht eingehaucht worden. Man denke sich einmal den Druck der europäischen Regierungen aufgehoben, die Türkei ihren eigenen Instincten überlassen, und man hat das Bild eines verfallenden moslimischen Staates, wie es vollständiger nicht gedacht werden kann.

Wir können auf die Zustände der übrigen moslimischen Reiche nicht im Einzelnen eingehen. Wo der europäische Einfluss sich noch wenig geltend gemacht hat, da lastet auf dem Lande der religiöse und der politische Despotismus mit seiner ganzen Schwere, wo dagegen abendländisches Wesen Eingang

gefunden hat, wie in Persien und Egypten, da sind die Zustände ähnlich denen in der Türkei; unter einem dünnen Firniss europäischer Civilisation finden wir asiatische Barbarei. Egypten, das Land der Reformen par excellence, giebt den besten Beleg dafür. Dort hat im Anfang unseres Jahrhunderts ein kräftiger Regent die Zügel des Staates ergriffen, die Macht der Mamluken gebrochen und Ruhe und Ordnung hergestellt. Viel guter Wille, viel Einsicht und Fleiss ist auf die Wiedergeburt des Landes verwandt worden, aber trotz allen Reformen sind die alten Missstände entweder geblieben oder unvermerkt wieder eingeschlichen: Der Vortheil der Dynastie der leitende Grundsatz; die Laune des Herrschers oberstes Gesetz; trotz Einführung der directen Thronfolge kein Zusammenhang in der Regierung; die Beamten auf Trinkgeld angewiesen, jeder Bestechung zugänglich; das Volk wie Sesam behandelt, zu Frohndiensten gepresst, von Steuerpächtern ausgesogen, und in den innern Einrichtungen des Staates nichts, was für eine gesunde Weiterentwicklung bürgte.

Enden wir! Es ist ein dunkles Bild, das uns der Blick auf die innern Verhältnisse der moslimischen Staaten gezeigt hat. Der Islam hat sich unfähig bewiesen, auf die Dauer Ordnung, Sicherheit, Recht aufrecht zu halten. Wie er zu schwach war, den Despotismus zu brechen, so hat er auch die Folgen desselben, die fatalen Beamtenverhältnisse, die mangelhafte Rechtspflege, die verlotterte Verwaltung, nicht zu beseitigen vermocht.

Nicht dass er Bestechung, Ungerechtigkeit, Erpressung und alle andern Missstände absichtlich begünstigte, aber er ruft sie unwillkürlich hervor, indem er auf allen Lebensgebieten ungesunde Verhältnisse schafft. Mag der Koran noch so schöne Vorschriften über Gerechtigkeit, Redlichkeit und Treue geben, mögen die Herrscher an ihre Statthalter und Richter Sendschreiben über Sendschreiben voll der trefflichsten Grundsätze schicken

solange die häuslichen und socialen Schäden nicht gehoben sind, solange das Gesetz einer barbarischen Zeit die unwandelbare Grundlage der Gesellschaft und des Staates bildet, solange überhaupt die politischen Ideen des Islam irgendwie Geltung haben, solange können alle Anstrengungen einsichtiger Herrscher wohl vorübergehend die Uebel, an denen der Staat krankt, lindern, aber nimmermehr eine gründliche Besserung herbeiführen.

XII.

RÜCKSCHAU UND AUSBLICK.

Schauen wir noch einmal zurück, um das Ergebniss unserer Untersuchungen zusammenzufassen! Wir haben gesehen wie ein tief religiös angelegter Mann durch ein tragisches Geschick dahin geführt wurde, sich für einen Propheten zu halten, wie er, mit dem Judenthum mangelhaft, mit dem Christenthum fast gar nicht bekannt, einige der mächtigsten Gedanken der Offenbarungsreligion, so wie sie sich in seinem Innern spiegelten, durch manche unreine Elemente seines Bewusstseins getrübt und mit einer Menge Reminiscenzen aus dem arabischen Heidenthum versetzt, zu einem neuen Glauben gestaltete, wie er durch die Macht der Umstände zum Gesetzgeber und Oberhaupt seines Volkes und zum Schöpfer eines religiös-politischen Systems geworden ist, das nun volle zwölf Jahrhunderte hindurch einer grossen Völkerwelt sein Gepräge aufgedrückt hat.

Der Islam hat sich uns auf allen Gebieten des Lebens als Träger gewaltig treibender Ideen gezeigt. Ueberall ruft er Neuschöpfungen in's Dasein und bringt dieselben zu einer gewissen Höhe, dann aber versagt ihm plötzlich die Kraft, zerstörende Mächte, die in ihm liegen, beginnen ihr unheilvolles Werk, der Verfall tritt ein und schreitet rasch fort, jedoch selten so weit, das der ganze Bau zusammenbräche und anderes,

neues Leben aus den Ruinen wachsen könnte, sondern fast immer bleibt ein Rest der ursprünglichen Kraft übrig, so dass seine Schöpfungen ein sieches Dasein zu fristen vermögen zwischen Leben und Sterben.

Es ist leicht zu sagen, welches die schaffenden und erhaltenden Kräfte des Islam sind. Es ist zuerst der Gedanke des einen Gottes, der über Allem waltet und den Menschen sein Gesetz giebt, um ein Gottesreich auf Erden herzustellen; es ist sodann der Gedanke eines zukünftigen Lebens und einer Vergeltung. Diese beiden Gedanken geben dem Menschen die Ruhe des Gemüthes und die Sicherheit, das Bewusstsein seines Werthes und seiner über das Endliche hinausreichenden Bestimmung, das Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Handlungen und die Lust zur Thätigkeit, welche die Naturreligionen ihm nicht zu geben im Stande sind. Sie haben den Islam zu einer Segnung für die heidnischen Völker gemacht, wie sie sich ja überall als die sichern Grundlagen einer höhern Cultur bewährt haben.

Allein von diesen Ideen besitzt der Islam nur ein Zerrbild. Der Vorsehungsgedanke ist zur Vorherbestimmungslehre geworden, die Idee der überweltlichen Bestimmung des Menschen zur Lehre von einem sinnlichen Paradies, der Gedanke des Reiches Gottes zu dem eines weltlichen, auf Waffengewalt gegründeten Reiches; als göttliches Gesetz haben eine Menge zufälliger, zum Theil unsittlicher Bestimmungen Geltung erhalten. Diess legt in alle seine Schöpfungen den Keim des Verderbens, so dass wir, wenn es gestattet ist, ein Dichterwort umzukehren, den Islam bezeichnen können als »einen Theil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft.«

Es hat sich uns gezeigt, wie der Islam vermöge seines Wahrheitsgehaltes in seinen Völkern die religiöse Begeisterung mächtig entzündet und eine gesetzliche Sittlichkeit zu Stande gebracht, wie aber die Trübung der Wahrheit es ihm unmöglich

gemacht hat, den religiösen Bedürfnissen der Menschen volle Genüge zu geben, so dass sie in fremden Ideen ihre Befriedigung suchten; wie der Versuch einer wissenschaftlichen Verarbeitung seiner Lehren sich als ein hoffnungsloses Unternehmen herausgestellt hat, indem das, was dem gesunden Menschenverstand einleuchtete, bei genauer Betrachtung sich als unvernünftig erwies, wie aber trotzdem der Islam dank dem festen Gefüge seiner rituellen Bestimmungen, dank der Verbindung von Religion und Politik, dank besonders der Summe religiöser und sittlicher Wahrheiten, die er enthält, seine Macht über Menschen, deren geistiges Leben über eine gewisse Stufe der Entwicklung nicht hinausgekommen ist, sich bewahrt hat. Wir haben weiter gesehen, wie der Islam trotz einem gewissen Gefühl für Menschenwürde und für den Werth eines jeden Menschenlebens, das ihn die materielle Stellung des Weibes und des Slaven verbessern lässt, doch den Humanitätsgedanken nicht kennt und daher dem Weibe eine untergeordnete Stellung giebt, die Sklaverei sanctionnirt, die Nichtmoslime zur »Heerde« hinabdrückt und dadurch einer Menge tiefgreifender socialer Uebel ruft. Es hat sich sodann gezeigt, dass die in dem Wahrheitsgehalte des Islam liegenden Keime einer Cultur, infolge der engen Verbindung religiöser und weltlicher, ewiger und zeitlicher Factoren, sich ungemein rasch entwickelt und eine hohe, aber hauptsächlich auf äussere Mittel gegründete und des tiefern Gehaltes entbehrende Cultur zu Stande gebracht haben, dass aber diese Cultur, wieder infolge der Verbindung jener Factoren, rasch dem Verfall entgegengeeilt ist. Der Aufschwung auf religiösem Gebiete ist, so wollte es uns dünken, auch der Wissenschaft und Kunst eine Zeit lang zu gute gekommen; er hat eine gewisse, allerdings geringe und einseitige Volksbildung hervorgerufen, aber bald sah die Religion, weil sie durch eine Menge ihrer Lehrsätze der Entwicklung der Erkenntniss und des gesammten geistigen Lebens vorgegriffen

hatte, sich genöthigt, dem geistigen Fortschritt den Krieg zu erklären. Endlich hat der Islam gewaltige politische Reiche entstehen lassen, indem er seinen Bekennern das Schwert in die Hand drückte, den Gedanken der Weltherrschaft in ihnen weckte und staatliche Einrichtungen mit dem Nimbus der Heiligkeit umgab, aber auch da hat die falsche Verbindung von Geistlichem und Weltlichem, zusammen mit den Mängeln des häuslichen und socialen Lebens, seine Schöpfungen unheilbarem Verfall überliefert.

Es mag scheinen, als ob bei unserer Darstellung die Schattenseiten zu sehr in den Vordergrund gerückt worden seien; man wird uns vielleicht sagen, dass unsere Kritik zu viel Gewicht gelegt habe auf das Endergebniss der Entwicklung, dass sie aber übersehen oder wenigstens nicht kräftig genug betont habe, wie in dem Verlaufe dieser Entwicklung der Islam während einer langen Reihe von Generationen einem grossen Bruchtheile des menschlichen Geschlechtes eine Menge materieller und geistiger Güter vermittelt habe, wie alle von uns berührten Missstände auch der Entwicklung des Christenthums lange Zeit in hohem Grade eigen gewesen seien und zum Theil noch seien. Darauf würden wir etwa Folgendes antworten.

Es stehen zwei Auffassungen des Lebens der Menschheit sich gegenüber; die eine glaubt an einen Fortschritt in der Geschichte, die andere leugnet einen solchen *). Diese letztere sieht in der Geschichte einen Kreislauf einmal gegebener unveränderlicher Factoren; was hernach geschehen wird, ist ihr nichts Anderes, als was zuvor geschehen ist. Nichts Neues unter der Sonne. Das Werthvolle im Leben der Menschheit sieht sie nicht in einem Ziel, das endlich erreicht werden und zu dem jeder einzelne Mensch und jede geschichtliche Erscheinung etwas beitragen soll, sondern sie legt allein Gewicht auf das, was der

*) Hermann Lotze, Mikrokosmos III. S. 20 ff.

Einzelne während seines Daseins innerlich erlebt, auf die Summe materiellen und geistigen Glücks oder Unglücks, die ihm zu Theil wird; aber auf einen Ertrag seines Lebens für künftige Geschlechter und für ein am Ende der Entwicklung gedachtes Ziel rechnet sie nicht. Die andere Auffassung dagegen sieht das grösste Gut des menschlichen Geschlechts in dem Fortschritt der Geschichte, sie beurtheilt den Werth oder Unwerth jedes einzelnen Menschen und jeder geschichtlichen Erscheinung nach dem Beitrag, den sie zu diesem Fortschritt und zu dem am Ende der Entwicklung gegebenen Ziele leistet. Was der Einzelne während seines Daseins innerlich erlebt, ist ihr zwar nicht werthlos, aber auf jenen Fortschritt legt sie das Hauptgewicht.

Wer nun jener ungeschichtlichen Auffassung huldigt, wird auf eine hohe Steigerung der Cultur, auf die Blüte von Wissenschaft und Kunst, die Entwicklung und das Leben der Gesellschaft und des Staates wenig Nachdruck legen, er wird zufrieden sein, wenn er das menschliche Geschlecht in Verhältnisse gestellt sieht, welche der Mehrzahl desselben ein gewisses bescheidenes Mass materieller und geistiger Güter, eine gewisse Summe innern Erlebens sichert. Ihm wird der Islam in einem günstigern Lichte erscheinen, als das ist, in welchem wir ihn gesehen haben. Er wird sagen, der Islam habe denn doch die Menschen aus der Barbarei herausgeführt, eine mässige Cultur ihnen geschenkt, die ihnen der Hauptsache nach geblieben sei auch nach dem Erlöschen der höhern Cultur; er gebe seinen Bekennern nicht wenige materielle und geistige Güter, er verleihe ihnen jene Ruhe, die allem Wechsel gegenüber sich auf den Willen Gottes beruft, er lasse sie streben nach einem wenn auch mangelhaften Ideale sittlicher Vollkommenheit und schenke ihnen die Hoffnung eines künftigen Lebens; auch in den am tiefsten stehenden Ländern des Islam sei der Mensch erträglich glücklich, die Güter des Lebens seien verhältniss-

mässig gleich vertheilt, das Weib empfinde seine Erniedrigung nicht, der Slave werde milde behandelt, in den Despotismus hätten die Menschen sich gefunden, auch die furchtbaren Staatsumwälzungen, die über Millionen namenloses Elend gebracht und Unzählige der Willkür und Grausamkeit Einzelner preisgegeben hätten, seien im Grunde nicht schlimmer als der aufreibende Kampf, in welchen der Abendländer zeitlebens gestellt sei, ganz abgesehen davon, dass auch das Abendland der unruhigen Zeiten genug gesehen habe. Jenen Menschen sei überdiess in dem Praedestinationsglauben gleichsam ein Betäubungsmittel gegeben worden, das ihnen über solche Katastrophen leichter hinweggeholfen habe. Gerade dass der Islam auf die Dauer keine hohe Cultur gebracht habe, sei einem bescheidenen Glück der Mehrzahl günstig gewesen; denn ein hoch entwickeltes Culturleben bringe der grossen Menge mehr Schmerz als Genuss.

Es ist das eine Geschichtsbetrachtung, die nicht ohne Weiteres als absurd von der Hand gewiesen werden darf. Lebt doch die grosse Mehrzahl der Menschheit jenes geschichtslose Leben; von dem Fortschritt der Geschichte erfährt sie nichts, die höhern Interessen, Kunst, Wissenschaft, Staat, bleiben ihr fremd, trotz allem Fortschritt erlebt der Einzelne heute innerlich nicht viel mehr als vor tausend Jahren, wenigstens wird diess von der grossen Masse gelten. Und trotzdem, selbst wenn diese Auffassung der Dinge Recht haben sollte, wir könnten in keinem Fall den Islam dem Christenthum auch nur annähernd gleichstellen. Denn wenn wir auch zugeben, dass die Religiosität und Sittlichkeit ungezählter Millionen von Christen nicht besser gewesen sind und auch in Zukunft nicht besser sein werden, als die der Moslime, der Durchschnittsstand des religiösen und sittlichen Lebens ist dennoch im Christenthum ein höherer, und das ganze Leben, nicht einzelner Auserwählter nur, sondern der Mehrzahl, ist in der Christenheit ein rei-

cheres, als in der Welt des Islam; in weit höherm Masse als er hat das Christenthum das Recht des Individuums der Gesammtheit gegenüber, das Recht der Persönlichkeit fremder Willkür gegenüber zur Geltung gebracht. Der aufreibende Kampf, in dem das Leben des Abendländers aufgehen soll, ist eben doch mit einem Reichthum innern Erlebens verbunden, von dem jene angeblich glückliche orientalische Ruhe nichts weiss.

Sobald wir vollends die ungeschichtliche Weltauffassung verwerfen, sobald wir in dem Fortschritt der Geschichte eines der wesentlichsten Güter erblicken — und das hat die Menschheit in ihren besten Augenblicken immer gethan — sobald wir in irgend einem Sinne an ein Reich Gottes auf Erden glauben, sobald werden wir zu unserm frühern Urtheil über den Islam zurückkommen. Wohl hat das Christenthum nun beinahe zwei Jahrtausende mit denselben Missständen des religiösen, socialen und politischen Lebens gekämpft wie der Islam, es ist oft durch Aberglauben, Despotismus und ungesunde religiöse Formen scheinbar erdrückt worden, aber es hat sich doch immer wieder siegreich emporgerungen und steht bei allen Mängeln, die auch heute noch seiner zeitlichen Erscheinung anhaften, als eine Culturmacht ohne gleichen da, »als ein Sterbendes und siehe, es lebt;« der Islam dagegen hat nach einem vielverheissenden Anfang seine Völker geistigem Tode überantwortet, so dass wir ihn nicht betrachten können als einen Träger des Fortschrittes, der die Menschheit ihrem Ziele entgegenführt, sondern nur als einen Feind der Menschheit, der einen grossen Theil derselben um ein Jahrtausend oder mehr betrogen hat.

Freilich, wer an einen Fortschritt in der Geschichte und an ein Ziel der Menschheit glaubt, für den wird der Islam eine räthselhafte Erscheinung sein, vielleicht das grösste Räthsel der Weltgeschichte, das wohl an jenem Glauben irre machen könnte. Was soll diese Religion sechshundert Jahre nach Christo? Welche

Mission hat sie in der Welt zu erfüllen, sie, die recht eigentlich dazu gemacht zu sein scheint, die Völker aus der Barbarei auf eine gewisse Stufe der Cultur zu heben, nur um sie dann desto sicherer dem Stillstand verfallen zu lassen? Man hat sich oft an der Lösung dieses Räthsels abgemüht. Und eins ist ja nicht allzuschwer: die Gründe anzugeben, welche das Aufkommen des Islams begünstigt und ihm den ausserordentlichen Erfolg gegeben haben. Wir wollen sie nur kurz andeuten. Auf Einiges haben wir schon früher hingewiesen, darauf, dass der Islam dem natürlichen Menschen viel mehr zusagen müsse als das Christenthum, und dass seine Lehre viel einfacher und fasslicher sei als die christliche. Ausserdem haben die zeitgeschichtlichen Verhältnisse, unter denen er auftrat, ihm den Sieg erleichtert. In Arabien gab es keine Religion, die zu kräftigem Widerstande befähigt gewesen wäre; die altarabische Religion hat keine Märtyrer gefunden, man hielt an ihr nur solange fest, als der materielle Vorthail auf ihrer Seite war; so war dem Islam der Sieg in Arabien leicht gemacht. Aber auch ausser Arabien lagen die Dinge für ihn so günstig als möglich. Das persische und das byzantinische Reich hatten sich im Kampfe um Vorderasien erschöpft. In Persien war durch das Eindringen fremder Ideen, christlicher, neuplatonischer und budhistischer Ideen, die alte Religion erschüttert worden, das Land befand sich in religiöser Gährung. Das Christenthum war in Syrien, Egypten und Spanien ein sehr äusserliches geblieben, seine Bekenner waren in Secten zersplittert, die sich bitter hassten; viele der syrischen und egyptischen Christen begrüßten in den Moslimen die Befreier vom harten byzantinischen Joch; von ihnen durften sie um den Preis der Unterwerfung wenigstens Duldung erwarten, während die Byzantiner sie verfolgten. Nicht zum wenigsten beruhte der Erfolg des Islam darauf, dass Niemand zu seiner Annahme gezwungen wurde, dass aber der Uebertritt grosse materielle Vorthelle brachte. In

Spanien seufzten die Slaven und Leibeigenen unter dem Druck der westgothischen Bischöfe und des Adels, die Juden wurden verfolgt, die Moslime fanden daher in ihnen allen Bundesgenossen *). Slaven, welche den Islam annahmen, wurden frei, die Leibeigenen erhielten das Land wenigstens theilweise zum Eigenthum, die Freien rückten in die Classe der Herrscher ein; infolgedessen kamen zahllose Uebertritte vor, und Rückkehr zum Christenthum war unmöglich, weil auf dem Abfall vom Islam der Tod stand. Nicht nur dem Judenchristenthum mancher syrischen Secten, sondern auch dem byzantinischen und westgothischen Christenthum gegenüber war der Islam in mancher Hinsicht ein Fortschritt, weil er kräftiger für Gleichberechtigung wenigstens der Gläubigen und für mildere Behandlung der Slaven eintrat.

Dem Heidenthum gegenüber hat sich sein Wahrheitsgehalt jederzeit mächtig bewiesen; ursprünglich schon den Bedürfnissen eines heidnischen Volkes angepasst, musste er auch andern heidnischen Völkern angemessen sein. Der Sieg über das Heidenthum ist ihm daher nirgends, als etwa dem Brahmanismus gegenüber schwer geworden, er hat die Türken und die Mongolen leicht für sich gewonnen und beweist dem Fetischismus, dem Schamanenthum, dem Buddhismus, überhaupt allem Heidenthum gegenüber, wie wir sogleich sehen werden, noch heute seine ursprüngliche Kraft.

Aber so leicht wir die Erfolge des Islam zu begreifen vermögen, so schwer ist zu verstehen, welche Aufgabe er in der Welt zu erfüllen hat. Man hat etwa gesagt, seine providentielle Mission sei die eines Gerichtes über das in Dogmatismus und Staatskirchenthum ausgeartete Christenthum gewesen. Dass er den christlichen Völkern zu einer Zuchtruthe geworden ist, lässt sich nicht bestreiten, allein wir möchten ihm doch gern

*) Dozy, Essai sur l'hist. de l'Isl. p. 345.

eine positivere Aufgabe in der Geschichte zuweisen. Als eine solche nennt man uns etwa die Bekehrung der heidnischen Völker Asiens und Afrikas zum Monotheismus. Man erblickt in ihm einen »Zuchtmeister auf Christum,“ der berufen sein soll, den Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum zu erleichtern. Oder man will in ihm die einzige Form des Monotheismus erkennen, welche den Bedürfnissen der Asiaten Genüge geben könne. Wir müssen leider gestehen, dass wir in allen solchen Erklärungen nicht viel Sinn zu finden vermögen. Zum Zuchtmeister auf Christum ist der Islam jedenfalls nicht geworden; denn wo er gesät hat, da hat das Christenthum noch nie geerntet. Es hat sich auch hier bewährt, dass halbe Wahrheiten schlimmer sind als ganze Irrthümer. Der englische Biograph des Propheten, Sir W. Muir, sagt sehr richtig: »Diejenigen, welche glauben, der Islam bahne einer reinern Gottesverehrung den Weg, sind die Opfer einer unglücklichen Einbildung. Man hätte kein geeigneteres System finden können, um die Völker, die er beherrscht, dem Lichte der Wahrheit zu entziehen. Das heidnische Arabien hätte, nach dem, was bei andern Völkern geschieht, zu urtheilen, zum geistigen Leben erweckt und zur Annahme der Religion Jesu geführt werden können, das mohammedanische Arabien ist, soweit Menschengenossen sehen können, dem heilsamen Einflusse des Evangeliums verschlossen *).“

Die andere Ansicht, dass der Islam die dem Orient allein entsprechende Form des Monotheismus sei, scheint uns durch die Erfahrung widerlegt zu werden. Wäre sie richtig, so müsste der Erfolg ein glücklicherer gewesen sein, die socialen und politischen Verhältnisse müssten sich günstiger gestaltet haben. Der Verfall, der nach kurzer Blüte über die Länder des Islam hereingebrochen ist, zeigt doch wohl deutlich genug, dass er die für den Orient passende Form der Religion nicht ist.

*) W. Muir, Life of Mahomet, IV. vol. p. 321.

Ueber die Erfolge, die der Islam während mehr als eines Jahrtausends davon getragen hat, könnte man sich trösten mit dem Gedanken, dass er sich ausgelebt habe und der Sieg des Christenthums über ihn nicht mehr zweifelhaft sei. Allein es ist sehr die Frage, ob dieser Trost ein Recht habe. Denn neben den deutlichen Spuren des Verfalls begegnen wir nur zu sichtbaren Anzeichen, dass der Islam sich noch viel von seiner ursprünglichen Lebenskraft bewahrt hat. Ehe wir einen Todenschein ausstellen, werden wir den Körper noch einmal untersuchen müssen.

Daran kann kein Zweifel sein, dass in den alten Ländern die religiöse Kraft des Islam im Sinken ist. Können sich doch die Moslime selbst dieses Gefühles nicht erwehren. Man hört aus ihrem Munde häufig Aeusserungen wie: »Es ist das Ende der Zeit; die Welt ist in Unglauben gesunken.« Vielfach ist der Glaube verbreitet, dass der Islam dem Christenthum unterliegen müsse. In den höhern Ständen der Culturländer ist durch die Berührung mit dem Abendland der Indifferentismus zur Herrschaft gelangt; nur der öffentlichen Meinung zu Gefallen macht man noch einzelne Ceremonien mit. Besonders deutlich giebt sich der Verfall in der von Jahr zu Jahr schwächer werdenden Betheiligung an der Wallfahrt nach Mekka kund. Während in der Glanzzeit des Chalifates die Zahl der Pilger dreimalhunderttausend und mehr betrug, ist sie heute auf hunderttausend herabgesunken. Früher gingen die Beherrscher der Gläubigen bei der Theilnahme an der Pilgerfahrt mit gutem Beispiele voran, jetzt denkt kein Sultan daran, nach Mekka zu gehen. Das grösste Contingent zur Wallfahrt stellen die entlegneren Länder, in den alten Culturländern hat das Bedürfniss, durch den Besuch der Kaaba sich das Paradies zu sichern, bei allen Schichten der Bevölkerung sehr abgenommen. Auch solche, welche die Kaaba besuchen, spotten heimlich über die heiligen Gebräuche und machen sich über die Frommen,

deren Rührung sich in Weinen und Schluchzen kund giebt, lustig. Die Bewohner der beiden heiligen Städte stehen mit Recht in schlechtem Rufe; sie bestreben sich um die Wette, die Andacht und den Aberglauben der Pilger auszunützen. Im Geheimen wuchern dort alle Laster, so dass das Sprichwort sagt: »In den beiden heiligen Städten wohnt der Teufel.« Es ist daher den Pilgern auch verboten, sich länger als nöthig daselbst aufzuhalten.

Auch in Mittelasiën, wo der Islam noch in strengster Form herrscht, wo die Gläubigen mit der Peitsche zu den Moscheen getrieben werden und solche, die beim Gottesdienste eingeschlafen sind oder am Freitag geraucht haben, Geisselhiebe erhalten, wo auf Weingenuss und ähnliche Vergehungen gegen den Koran der Tod steht, ist von echter religiöser Kraft wenig mehr zu spüren. Neben der genauesten Beobachtung der äussern Form huldigt man den schändlichsten Lastern; in Bochara und Chokand sieht man in der unnatürlichen Liebe eine Schutzmauer gegen Uebertretung des Haremsgesetzes, und als Ersatz für Wein und Branntwein, die auch nur zu nennen Sünde ist, genießt man Beng und Opium.

Aber während der Islam in den alten Ländern viel von seiner Lebenskraft eingebüsst hat, macht er da, wo er mit heidnischen Religionen zusammentrifft, noch heute, ja heute mehr als je, gewaltige Fortschritte. In Centralafrika greift er mit Riesenschnelle um sich. Nicht selten kommt es vor, dass vereinzelte Mohammedaner, die als Kaufleute zu afrikanischen Stämmen gekommen sind, rasch ganze Districte unter ihre Herrschaft bringen und die Bevölkerung zur Annahme des Islam bewegen. In Sierra Leone, wo der Islam seit etwa hundert Jahren eingedrungen ist, besteht eine moslimische Hochschule mit tausend Schülern, unter denen sich auch Frauen befinden. Im Sudan, in Timbaktu, Kiama, Bussa und Bornu, ist er die herrschende Religion, zum Theil in sehr strenger Form. Wenn

nicht auf irgend eine Weise Einhalt gethan wird, muss angenommen werden, dass binnen fünfzig Jahren ganz Centralafrika eine Domäne des Islam sein wird.

Auch in China *) ist er erfolgreich eingedrungen. In der Provinz Yünnan herrscht er fast unumschränkt in einer nicht reinen aber strengen Form. Seine Bekenner enthalten sich des Tabaks und der geistigen Getränke. Wohlthätige Moslime nehmen ausgesetzte Kinder auf und lassen sie im Islam erziehen. Sogar an wissenschaftlichem Leben fehlt es bei den Moslimen Chinas nicht; es werden arabische Werke, von chinesischen Uebersetzungen begleitet, herausgegeben. Im Gefühle ihrer Kraft erklärten die Mohammedaner Yünnans zu Anfang der Siebziger Jahre der Regierung den Krieg; nach einer Reihe von Erfolgen unter Sultan Suleiman wurden sie 1874 niedergeworfen, aber seither ist ihre Macht wieder im Steigen begriffen. Auch in den Nachbarprovinzen sind die Mohammedaner zahlreich; in manchen Städten des himmlischen Reiches leben sie zu Tausenden, so soll es in Tsching-han-fu ihrer fünfzigtausend geben. Ebenso viele leben in Tongking; sie kleiden sich zwar chinesisch, sind aber dem Islam treu ergeben. Auch in dem 1871 von den Russen besetzten Kuldscha am Ili sind von den siebentausend siebenhundert Einwohnern viertausend neunhundert Mohammedaner; sie haben sechsunddreissig Moscheen und fünf Schulen **).

In Britisch-Indien, das über vierzig Millionen Mohammedaner zählt, ist die Macht des Islam trotz der christlichen Herrschaft noch immer im Steigen begriffen. Reisende Wahabiten predigen ihn in allen Theilen des Landes mit um so grösserm Er-

*) Ausland, 1873. S. 254. Das neue Reich der Muhammedaner in Yün-nan. Garcin de Tassy, La langue et la litt. hindoustaniens en 1872. p. 61; 1873. p. 57; 1876. p. 107.

**) So Garcin de Tassy, a. a. O. Die Zahl der Bewohner Kuldschas wird freilich sehr verschieden angegeben.

folg, als sie sich für ihre religiösen Bücher der Landessprachen bedienen. Der Akhbar-i-alam (eine indische Zeitung) vom 11 October 1865 berichtet, dass ein einziger Moslim, Hadschi Mohammed, im Pendschab zweimalhunderttausend Hindus für den Islam gewonnen habe *). Die grosse Mehrzahl der indischen Mohammedaner sind Schiiten; mit der Erfüllung der religiösen Pflichten nehmen es die meisten nicht genau, aber unverkennbar ist der religiöse Eifer im Steigen begriffen. Auf die schriftlichen und mündlichen Angriffe christlicher Missionäre bleibt man die Antwort nicht schuldig; es sind mehrere Widerlegungen des Christenthums, zum Theil nicht ohne Sachkenntniss, geschrieben worden **). Die Moslime rühmen sich, dass sie trotz viel geringerer Anstrengungen mehr ausrichteten als die Christen, und dass, wenn sie so unter den Christen missioniren wollten wie diese unter den Moslimen, sie ganz andere Erfolge davon tragen würden. Fast jedes Jahr kommt es vor, dass Europäer zum Islam übertreten. Allerdings sind diess in der Regel Leute, welche durch den Uebertritt sich aus drückender Noth zu retten suchen. Solche Renegaten werden von den Moslimen freigebig unterstützt, man pflegt sogar öffentliche Sammlungen für sie zu veranstalten. Aber auch Uebertritte aus Ueberzeugung scheinen nicht ganz selten zu sein. Im Jahre 1868 predigte in Bandelchand ein Schweizer den Islam, obwohl er der Landessprache nur unvollkommen mächtig war. In Bangalur hat sich 1873 sogar eine moslimische Gesellschaft gebildet, welche unter den Christen missioniren will †).

*) Garcin de Tassy, *La langue et la litt. etc. de 1850 à 1869* 2e édition p. 343.

**) Garcin de Tassy, a. a. O. 1873 p. 81.

†) Garcin de Tassy. a. a. O. 1850—1869, p. 485; 1871, p. 11; 1873, p. 81; 1874, p. 105; 1875, p. 91. Des Curiosums wegen sei erwähnt, dass im Jahre 1875 sogar ein methodistischer Missionar, Norman, der nach Constantinopel gegangen war, um das Evangelium zu predigen, den Islam annahm und ihn in Amerika zu predigen begann. Garcin de Tassy, 1865, p. 92.

Nicht weniger stark zeigt sich der Islam auf den Sundainseln *). Auch da begegnen wir der auffallenden Thatsache, dass er unter einer christlichen Regierung gewaltige Fortschritte macht. Als im siebzehnten Jahrhundert die Niederländer im indischen Archipel festen Fuss fassten, war der Islam dort noch sehr wenig mächtig, jetzt aber ist Java so gut wie ganz, Sumatra grösstentheils, Borneo und Celebes etwa zur Hälfte für ihn gewonnen; überall folgt er der holländischen Regierung wie ihr Schatten, so dass viele Eingeborene beide nicht von einander zu trennen wissen.

Verschiedene Ursachen wirken zu diesem verhängnissvollen Resultate zusammen. Die Holländer können in Indien nicht leben ohne ein mohammedanisches Anhängsel von Unterofficiern, Policisten, Schreibern, Händlern, Dolmetschern; sie bringen daher den Islam überall mit sich. Ueberdiess ist die malayische Sprache, die fast nur von Mohammedanern gesprochen wird, ausserhalb Javas die Regierungssprache; wer daher mit der Regierung zu thun hat, muss malayisch lernen, und selten lernt es einer, ohne zugleich Mohammedaner zu werden. So werden die einflussreichen Leute für den Islam gewonnen, und ihnen folgen bald die andern, da man fast überall des Heidenthums überdrüssig geworden ist. Am meisten aber geschieht für die Verbreitung des Islam durch die Hadschis, die Mekkawallfahrer. Während die grosse Masse des Volks mit dem Islam nur sehr mangelhaft bekannt ist und in ihrer Religion neben mohammedanischen viele malayische und indische Elemente sich finden, lernen ihn jene in reinerer Form kennen, und da sie als Heilige gelten, üben sie auf das Volk grossen Einfluss. Die meis-

*) Hauptquellen: P. J. Veth, Java. Haarlem 1875. Besonders. Deel I, p. 311—407, Godsdienst en Recht.

Proceedings of the general conference on foreign missions, 1878. London 1879, p. 137 ff.

Dr. S. Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt. Leipzig 1868.

ten derselben ziehen als Kaufleute und Missionare im Lande umher; sie heilen Kranke durch Gebet und Zaubermittel, verkaufen Talismane und beten für Verstorbene. Es soll unter ihnen geheime Gesellschaften geben, welche den Krieg gegen die christliche Regierung vorbereiten. Früher suchte die niederländische Regierung die Wallfahrt zu erschweren; 1825 und 1831 wurden Verordnungen erlassen, gemäss welchen ein Pass nach Mekka nur gegen die hohe Summe von 110 Gulden ausgestellt werden sollte, aber 1852 wurde diese Bestimmung, als dem Grundsatz der Religionsfreiheit widersprechend, aufgehoben. Das Jahr 1859 brachte eine neue Verordnung, nach welcher ein Pass nach Arabien nur dem ausgestellt werden sollte, der das nöthige Reisegeld besässe und für den Unterhalt der Seinigen in genügender Weise gesorgt hätte. Allein dadurch gelang es nur vorübergehend, die Zahl der Wallfahrer zu verringern; denn die Preise der Ueberfahrt auf den Dampfschiffen wurden immer billiger, und die Regierung sicherte den Passagieren gute Behandlung, ja sie errichtete in Dschiddah, dem arabischen Hafenplatze, sogar ein niederländisches Consulat. Während vor zwanzig Jahren die Zahl der Hadschis aus Niederländisch-Indien sich jährlich auf höchstens fünfzehnhundert belief, ist sie jetzt auf mehr als das Dreifache gestiegen.

Alle diese Thatsachen sprechen dafür, dass der Islam, so sehr er auch in den alten Ländern in Verfall gerathen ist, sich doch noch nicht überall ausgelebt hat. Es kann darüber kein Zweifel bestehen, dass, wenn wir bloss die Zahl der Uebertritte in Anschlag bringen, seine Erfolge dem Heidenthum gegenüber viel bedeutender sind als die des Christenthums. Er weiss sich eben viel besser als dieses auch den niedrigsten Formen sittlichen Lebens anzupassen, so dass man überall da, wo man des Heidenthums satt geworden ist, aber vor den strengen sittlichen Forderungen des Christenthums zurückschrickt, in ihm eine willkommene Form des Monotheismus findet. Trotzdem werden

ihm die Erfolge an der Peripherie seines Gebietes nie seine frühere Machtstellung zurückgeben. Die Moslime haben selbst das Gefühl, dass es um den Islam in Ostasien etwas Anderes sei als in den alten Ländern, nur wenige erwarten, ihn dort jemals in reiner Form hergestellt zu sehen, ihre Hoffnungen richten sich vielmehr auf seine Neubelebung im westlichen Asien. Die Jahrtausende alten brahmanistischen und buddhistischen Vorstellungen, die schon in den alten Ländern den Islam seinem ursprünglichen Character zu entfremden vermochten, wurzeln im Osten viel zu tief in den Gemüthern, als dass sie sich durch ihn überwinden liessen, und die Mächte christlicher Cultur machen sich mit solcher Gewalt geltend, dass der Islam sich ihnen gegenüber stets zu Concessionen genöthigt sieht. Wo ihm die politische Herrschaft fehlt, wo er, statt das gesammte Leben in Beschlag zu nehmen, sich auf das religiöse Gebiet beschränken und andere Religionen als gleich berechtigt neben sich dulden muss, da wird immer nur ein Schatten seiner ursprünglichen Grösse übrig bleiben. Ebenso gewiss aber wird er noch auf unabsehbar lange Zeit hinaus die Religion vieler Millionen bleiben, wahrscheinlich auch in Ostasien und Afrika noch über weite Gebiete sich ausdehnen, welche ihm bisher verschlossen waren. Diess und der entschiedene Widerwille aller seiner Bekenner gegen das Christenthum, der die Hoffnung auf ihre Christianisirung sehr herabstimmen muss, legt uns die Frage nahe, ob der Islam nicht einer Regeneration fähig sei, ob man nicht erwarten dürfe, dass er aus sich heraus oder unter dem Einfluss christlicher Gedanken eine Gestalt annehmen werde, welche seine schädlichen Wirkungen aufhebe oder wenigstens vermindere.

Es mag vermessen scheinen, diese Frage ohne Weiteres zu verneinen. Nähren doch einige der besten Kenner des Islam, so z. B. A. v. Kremer, die Hoffnung, er werde sich im Laufe der Zeit läutern. Auch giebt die Geschichte Beispiele genug

dafür, dass eine einzige grosse Persönlichkeit, wenn die Zeit und der Geist eines Volkes für ihren Einfluss reif geworden sind, unerwartete Umwandlungen zu bewirken vermag. Dennoch stehen wir keinen Augenblick an, die Hoffnung auf eine Reform des Islam für illusorisch zu erklären. Den Nachweis ihrer Unmöglichkeit glauben wir durch den religionsgeschichtlichen Theil unserer Abhandlung geleistet zu haben. Wir berühren darum hier nur noch flüchtig einige Punkte.

Der jüngste Reformator des Islam, der Wahabismus, berechtigt, wie wir gesehen haben, zu geringen Hoffnungen. Um so mehr erwartet man vom Mysticismus; er soll berufen sein, die Kluft zwischen Islam und Christenthum zu überbrücken und einen geläuterten Monotheismus ohne bestimmte dogmatische Färbung zur Herrschaft zu bringen. Wir müssen aber dieser Hoffnung die einfache Thatsache entgegenhalten, dass der Mysticismus noch nie, solange die Welt steht, schöpferische Kraft bewiesen hat. Er ist die Religiosität beschaulicher, dem thätigen Leben fernestehender Naturen und vermag bei ihnen wohl eine innige religiöse Stimmung zu erzeugen, aber einem thätigen Volke giebt er keine Kraft zur Erfüllung seines sittlichen Berufes; wo er zum Gemeingut der Masse wird, führt er in Quietismus und Indifferentismus hinein. Der »Monotheismus ohne bestimmte dogmatische Färbung,« den er erzeugt, ist entweder Pantheismus oder Deismus, und weder der eine noch der andere vermag auf die Dauer zu befriedigen.

Wie aber, wenn der Motazilitismus wieder auflebte? Würde er jetzt nicht einen viel besser vorbereiteten Boden finden als im Zeitalter der Abbasiden? Würde nicht eine geschichtliche Auffassung des Korans die Moslime nöthigen, von den spätern Suren, in denen unreine Motive mitspielen, auf die der ersten Zeit zurückzugreifen, in welchen eine reinere Religiosität sich kundgiebt? Liesse sich nicht auf die religiösen Vorstellungen des ersten Mohammed ein reineres System bauen? Auch diese An-

sicht ist geltend gemacht worden. Allein abgesehen davon, dass eine solche Sichtung des Korans schwer fallen dürfte, die religionsstiftende Kraft hat nicht der erste, sondern der spätere Mohammed besessen. Die Suren der ersten Periode sind so farblos und allgemein gehalten, dass man ebensogut als von ihnen von den religiösen Gedichten jedes beliebigen theistischen Dichters eine neue Religion erwarten könnte. Und überdiess haften die Grundfehler des Islam, der Deismus und der Eudämonismus, schon den ersten Suren an.

Mit scheinbar besserm Rechte mag man einen Ausgleich zwischen Islam und Christenthum von den Bestrebungen freisinniger indischer Moslime hoffen, welche für Verbesserung der socialen Stellung des Weibes, für Aufhebung oder Einschränkung der Vielweiberei und des Eunuchenwesens arbeiten, überhaupt die Segnungen christlicher Cultur den islamitischen Ländern zugänglich machen möchten, ohne deswegen dem Islam untreu zu werden. Als Typus derselben kann jener früher erwähnte Sayid Ahmed Chan in Aligarh gelten, der Bibel und Koran auf eine Linie stellt und beide als gleich bindend für die Moslime ansieht. So freudig wir alle solche Bestrebungen begrüßen, wir sehen darin nicht ein Zeichen für eine bevorstehende Regeneration des Islam sondern für seine Auflösung. Wo der Grundsatz der Gleichstellung von Bibel und Koran in weitem Kreise angenommen ist, da wird die Ueberlegenheit der Bibel auf jedem Punkte so augenfällig zu Tage treten, dass der Koran bald als überflüssig erkannt werden wird, und wo dem Korangesetze nicht mehr absolute Geltung für das sociale Leben wenigstens im Princip eingeräumt wird, wo er nicht mehr als ewiges Wort Gottes gilt, da wird von dem ganzen Bau bald kein Stein mehr auf dem andern bleiben. Die freisinnigen Moslime werden daher in's christliche Lager übergehen müssen, während die altgläubigen sich um so ängstlicher an ihre Ueberlieferungen klammern werden.

Wenn richtig ist, was wir nachzuweisen versucht haben, dass der Islam an der Wurzel faul ist, so wird alles Beschneiden und Okuliren der Zweige hoffnungslose Arbeit sein. Die Möglichkeit, dass er noch neue Formen des religiösen Lebens treiben werde, ist nicht schlechterdings ausgeschlossen, immerhin scheint uns, dass die Geschichte so ziemlich alle Variationen, deren das Thema fähig ist, gebracht habe, und dass er nirgends mehr in wesentlich neuen Erscheinungsformen sich zeigen werde, jedenfalls nicht in bessern als früher. Gerade wie einst das nachexilische Judenthum sich nicht mehr reformiren liess, wie ein Neues, das Christenthum, an seine Stelle treten musste, so ist auch der Islam, der jüngere Bruder jenes Judenthums, nicht zu reformiren. Wie die Pharisäer und die Sadducäer, so wird auch Mohammed einmal einem Grössern weichen müssen, und zwar keinem andern als dem, der vor ihm gewesen ist. Wer in einer Religion einen lebendigen Organismus sieht, dem wird von vorneherein gewiss sein, auch wenn es nicht die Geschichte bewiese, dass nicht Dauerndes zu Stande kommt, wenn eine falsche Religion von den grössten Auswüchsen befreit und durch wissenschaftliche Arbeit oder die Einflüsse einer andern Religion geläutert wird. Mit Compromissen und Transactionen kann man eine untergehende Religion noch eine Zeit lang stützen, oft noch sehr lange — ein sprechendes Beispiel hierfür bietet Ascharis Vermittlungstheologie — aber neues, gesundes Leben wird daraus nimmermehr geboren.

XIII.

DIE PFLICHTEN DER CHRISTLICHEN VÖLKER.

Wenn der Islam eine falsche Religion ist, wenn er für das religiöse Leben seiner Bekenner und für die Culturentwicklung nicht mehr leistet, als wir gefunden haben, und auf eine durchschlagende Reform desselben nicht zu hoffen ist, so haben wir keine Wahl: wir müssen trachten, das Christenthum an seine Stelle zu setzen. Ist das aber möglich? Und wie kann es gelingen?

Machen wir uns darüber keine Illusionen, und schlagen wir uns von vorneherein den Gedanken aus dem Sinn, als könnten wir durch künstliche Mittel den Strom der Geschichte in ein anderes Bette leiten. Der Gang der Dinge vollzieht sich auch in der Geschichte mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit; jeder Entwicklungsprocess will seinen natürlichen Verlauf haben. Wie der Arzt eine Krankheit nicht plötzlich durch Medicamente heilen kann, wie er darauf angewiesen bleibt, den Kranken unter die möglichst günstigen äussern Bedingungen zu versetzen und die Hindernisse, welche den im Organismus liegenden Kräften die Ueberwindung der Krankheit erschweren, aus dem Wege zu räumen, vielleicht auch im Augenblick höchster Gefahr durch einen energischen Eingriff die erlöschenden Kräfte neu zu beleben, so dass der Organismus die sonst tödtliche Krise

zu überdauern vermag, so sind auch der freien Thätigkeit des Menschen dem Gang der Geschichte gegenüber sehr bestimmte Schranken gesetzt, die er nicht überspringen darf, wenn er nicht den ganzen Erfolg seines Wirkens in Frage stellen will. Diess werden wir nicht vergessen dürfen, wenn es sich darum handelt, den moslimischen Völkern die Segnungen christlicher Cultur zu bringen. Aber auch vor dem Fehler müssen wir uns hüten, das, was Menschen thun können, gering zu achten und in fatalistischer Gleichgiltigkeit den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Der Islam ist eine Religion, er ist zugleich eine politische Anstalt und übt auf das ganze Leben seiner Bekenner mächtigen Einfluss. So können wir auch an verschiedenen Punkten einsetzen, um eine Besserung herbeizuführen.

Untersuchen wir zuerst, was von einer Missionsthätigkeit unter den Moslimen zu erwarten sei. Was ist in dieser Hinsicht bis heute geschehen, und was ist erreicht worden?

Den Kampf gegen den Islam auf litterarischem Gebiete hat schon Johannes Damascenus im achten Jahrhundert aufgenommen. Wir besitzen von ihm eine Schrift: »Disputation eines Saracenen mit einem Christen.« Sein Schüler Theodorus Abucara, Bischof von Caria, hat den Kampf weitergeführt, aber ohne Erfolg. Nicht besser erging es einem arabischen Christen al Kindi, der am Hofe des Abbasiden Mamun in hohen Ehren lebte und eine Vertheidigung des Christenthums gegen den Islam schrieb. Im elften Jahrhundert veranstaltete Samonas, Erzbischof von Gaza, ein Religionsgespräch zwischen Christen und Moslimen, wie solche schon früher in Bagdad und andern Städten nicht selten gehalten worden waren. Man pflegte sich dabei nicht auf die verschiedenen Religionsbücher, sondern nur auf Vernunftgründe zu berufen *). Im elften und zwölften Jahrhundert schrieben mehrere christliche Theologen, unter

*) Ein interessantes Beispiel hierfür bei Dozy, Essai sur l'hist. p. 341.

ihnen Alanus ab Insulis, der Rector der Pariser Universität und spätere Bischof von Auxerre, gegen den Islam, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen.

Im dreizehnten Jahrhundert versuchte der heilige Franciscus während der Belagerung von Damiette durch die Kreuzfahrer, den Sultan Kamel zu bekehren. Er erbot sich, den Streit durch ein Gottesgericht zu entscheiden, indem er den Sultan aufforderte, ein grosses Feuer anzuzünden und ihn mit einem moslimischen Geistlichen hineingehen zu lassen. Als der anwesende Imam sich wegschlich, erbot sich Franciscus, allein durch das Feuer zu gehen, wenn der Sultan sich mit seinem Volke zu bekehren verspreche, falls er unverletzt bleibe. Der Sultan wies sein Anerbieten ab und entliess ihn ungekränkt. Auch andere Versuche des Franciscus erzielten nichts, ebenso wenig die des heiligen Dominicus und die ihrer Schüler. Der Dominicanergeneral Raimund von Pennaforte gründete im gleichen Jahrhundert Schulen für das Studium der orientalischen Sprachen in Tunis und Murcia. Sein grosser Zeitgenosse Thomas von Aquino bekämpfte in einem ausführlichen philosophischen Werke, »summa contra gentiles«, die islamitische Theologie und Philosophie. Raimundus Lullus aus Majorca predigte als Franciscaner den Moslimen. Er hatte eine eigenthümliche Methode, die *ars magna*, erdacht, durch welche er vermittelst sinnlicher Veranschaulichung der Begriffe und Sätze die Wahrheiten des Christenthums dem Verstande klar und einleuchtend zu machen hoffte. Nach vergeblichen Versuchen, den Papst zur Gründung von Collegien und Missionsschulen für Moslime zu bewegen predigte er in Tunis, büsste aber seine Kühnheit mit Kerkerhaft und entging dem Tode nur durch die Fürsprache eines Moslims, der dem Sultan vorstellte, dass ein Moslim, der so zu den Christen ginge, bei seinen Glaubensgenossen hoher Ehren werth geachtet würde. Das Concil von Vienne beschloss 1312 auf seine Vorstellungen hin die Errichtung von Lehrstühlen der orien-

talischen Sprachen zu Paris, Salamanca, Oxford und in andern Städten.

Im Jahre 1345 drang ein Mönch in die grosse Moschee zu Kairo ein und forderte den Sultan zum Uebertritt auf. Seine Rede war so gewaltig, dass ein Renegat zum Christenthum zurückkehrte, aber weitere Früchte erwuchsen daraus nicht. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Streit litterarisch fortgesetzt, es erschienen Schriften von abend- und morgenländischen Christen gegen den Islam in ziemlich bedeutender Anzahl. Wir brauchen von ihnen um so weniger Notiz zu nehmen, als sie nicht das Mindeste ausgerichtet haben *).

Der Raimundus Lullus des neunzehnten Jahrhunderts ist Henry Martin, der, von glühendem Glaubenseifer getrieben, in Persien Bekehrungsversuche machte, aber dabei sein Leben einbüsste, ohne einen Erfolg zu hinterlassen. Auch andere Versuche blieben resultatlos, so z. B. derjenige der Basler Missionsgesellschaft bei den Tscherkessen, dem ein russischer Ukas 1833 ein Ziel setzte.

Im Jahre 1861 ist in England die »Moslim Mission Society« gegründet worden. Ihren zum Theil mit gründlicher Bildung ausgerüsteten Missionären ist es gelungen, in Indien und Südafrika mehrere hundert Moslime für das Christenthum zu gewinnen. Auch andere Missionsgesellschaften haben unter den Moslimen nicht ganz erfolglos gewirkt. Die Berichte aus Indien lauten allerdings sehr verschieden; in Calcutta, Madras, Bombay wird die Bekehrung eines Moslims als etwas fast Unmögliches angesehen; dagegen sind im Pendschab und in den Centralprovinzen manche Moslime gute evangelische Christen geworden, unter Anderm sind mehrere angesehene Magistratspersonen und Gelehrte übergetreten, so z. B. der gebildete Imadeddin, der im Jahre 1866 eine Rechtfertigung seines Uebertritts schrieb,

*) Arnold, Der Islam. S. 271 ff.

durch welche auch andere bewogen wurden, den Islam mit dem Christenthum zu vertauschen. Auch sein gelehrter Bruder Haireddin wurde Christ und begann unter den Moslimen zu missioniren, kehrte aber nach sieben Jahren plötzlich zum Islam zurück. In Nordindien soll die Zahl der vom Islam Bekehrten etwa dreihundert betragen.

Einer der berühmtesten Uebertritte dieses Jahrhunderts ist der Mirza Kazem Begs, des Scheich-al-Islam im Kaukasus, der 1823 durch schottische Missionäre in Astrachan, bei welchen er Sprachunterricht nahm, bekehrt wurde, und der bis 1870 an den Universitäten von Kasan und Petersburg als Lehrer der orientalischen Sprachen wirkte *).

In den Ländern, wo der Islam noch die politische Herrschaft ausübt, sind Uebertritte äusserst selten. »Soweit ich mich habe vergewissern können,« schreibt 1878 ein Missionär, der unter den Moslimen in Peschawar thätig ist, »belaufen sich die positiven Missionsresultate bei Moslimen im osmanischen Reiche nur auf drei Bekehrte in Constantinopel, zwei in Kairo und drei in Jerusalem **),« und ein Missionsbericht aus Egypten vom gleichen Jahre spricht von drei Bekehrten als einem »besondern Segen.«

Die angeführten Thatsachen zeigen, dass es nicht bloss verwerfliche Lauheit war, was die christliche Kirche bis in unsere Zeit, wenige Ausnahmen abgerechnet, von einer Missionsthätigkeit unter den Moslimen, wie sie bei den Heiden geübt wird, abgehalten hat. Gegen eine Religion, welche eine Anzahl der Grundwahrheiten der Offenbarungsreligion, allerdings in verzerrter Gestalt, sich angeeignet hat, wird man den Kampf anders führen müssen als gegen das Heidenthum. Und sicher wird das Evangelium, das sich an die Armen im Geiste wendet, einer

*) Garcin de Tassy, *La langue et la litt. hindoust.* 1871. p. 77.

**) Rev. T. P. Hughes, in *Proceedings of the general conference on foreign missions* 1878. London 1879. p. 327.

Religion gegenüber, die sich zur Weltherrschaft berufen und über das Christenthum hoch erhaben fühlt, immer einen schweren Stand haben, solange sich dieselbe irgendwelche Lebenskraft bewahrt hat. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einige Gedichte zu lesen, in welchen sich das religiöse Selbstbewusstsein der Moslime dem Christenthum gegenüber ausspricht. Als Beispiel führen wir ein Paar Verse an, die im dreizehnten Jahrhundert von einem Moslim geschrieben wurden, als der Islam in Spanien dem Untergang entgegeneilte.

»Wollt ihr die Christen euch verhöhnen lassen,
Die an drei Götter glauben und uns hassen,
Weil fest wir hangen an dem Einen Gotte?
Was trugen wir nicht schon von dieser Rotte!
Wie viel Moscheen sind in unserm Lande
Zu Kirchen umgewandelt! O der Schande!
Sterbt ihr vor Schmerzen nicht, wenn ihr es seht?
Nun hängt die Glocke auf dem Minaret,
Den Priester sieht man steh'n auf ihrem Dach,
Und Wein fließt in dem Hause Allahs — ach,
Nicht hört man mehr der Gläub'gen Stimme schallen,
Die betend vor dem Herren niederfallen,
Man sieht statt ihrer in den heil'gen Gängen
Sich freche, glaubenslose Sünder drängen *)».

Die Stimmung, die aus diesen Versen spricht, herrscht noch heute in den meisten islamitischen Ländern.

Wo der Islam noch die politische Herrschaft besitzt, ist Mission im eigentlichen Sinne des Wortes schon darum nicht möglich, weil sowohl Bekehrer als Bekehrte dem Tode verfallen. Wenn auch im osmanischen Reiche dieses Gesetz dem Buchstaben nach seit 1839 aufgehoben ist, so ist es doch seither noch mehrmals gehandhabt worden, und an Versuchen, es aufrecht zu halten, haben es die Ulema noch in allerneuester

) A. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber, I. S. 157.

Zeit nicht fehlen lassen. Der oben erwähnte Missionär sagt: »Das ganze türkische Reich ist gegenwärtig für directe Missionsbestrebungen zur Bekehrung von Moslimen thatsächlich verschlossen; infolge dessen haben die amerikanischen Missionäre in der europäischen Türkei, in Kleinasien und Egypten ihre Aufmerksamkeit fast ausschliesslich der Erleuchtung der alten christlichen Kirchen geschenkt, während die »Church Mission Society« sich verpflichtet fühlte, für die Gegenwart sich von Kairo, Constantinopel und Smyrna zurückzuziehen.... Nach sorgfältiger Untersuchung bin ich zu dem wohlüberlegten Schluss gekommen, dass bei der gegenwärtigen Sachlage im türkischen Reiche die freie Verbreitung von Gottes Wort, die Vertheilung von christlichen Büchern und noch mehr die Taufe eines Bekehrten aus den Reihen des Islam noch immer fast Unmöglichkeiten sind *).« Und ein christlicher Prediger, der lange in Smyrna mit viel Energie gewirkt hat, sagt: **) »Ich würde mich sehr fürchten, irgend einen Moslim zu taufen, der ein Christ zu werden wünscht, wegen der ungeheuren Schwierigkeiten, welche daraus entstehen würden.«

Ein Hinderniss für die Bekehrung ist sodann besonders der Zustand der christlichen Kirchen, welche die Moslime täglich vor Augen sehen. Unter dem fortwährenden Druck, der auf ihnen lastete, und in ihrer Isolirtheit sind die Kopten Egyptens und die orientalischen Christen auf's Tiefste gesunken. Vom Christenthum sind ihnen nur die äussern Formen geblieben, was seinen Werth ausmacht, ist ihnen gänzlich verloren gegangen. Ihre Anschauungen, Bräuche und Sitten, ja ihre Religiosität und Sittlichkeit tragen mehr mohammedanischen als christlichen Character. Das Bild orientalischen Christenthums muss jeden ehrlichen Moslim die Zumuthung, ein Christ

*) A. a. O. p. 326.

**) Rev. Wolters, a. a. O.

zu werden, mit Entrüstung zurückweisen lassen. Weist man gebildete Moslime auf den bessern Zustand der christlichen Länder Europas hin, so erinnern sie an die Spaltungen und Streitigkeiten innerhalb der Kirche, an den Bilderdienst der Katholiken, an die Jesuiten, neuerdings, wie Lüttke erzählt, auch an die Unfehlbarkeitslehre, sodann an die socialen Uebel der christlichen Länder, an die Pariser Commune und Aehnliches. Dabei sollen sie nicht selten eine auffallend genaue Kenntniss der Schattenseiten Europas an den Tag legen. Einen grossen Theil der Schuld tragen auch die Europäer, welche sich in moslimischen Ländern niederlassen. Wer das zweifelhafte Vergnügen hat, die europäische Vergangenheit mancher Persönlichkeiten zu kennen, die im Orient zu hohem Ansehen gelangt sind, wird sich nicht wundern, wenn von ihnen fast nur schädlicher Einfluss auf die Mohammedaner ausgeht. Die Mehrzahl derselben sind Abenteurer, die bloss auf materiellen Gewinn ausgehen, und jedes Mittel, sich zu bereichern, gut genug finden. Auch die Gebildeten unter ihnen — ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — haben meist nur materielle, oder wenigstens keine religiösen Interessen, und ihre sittliche Haltung ist eine solche, dass man den Moslimen nicht widersprechen kann, wenn sie sagen: »Die Christen sind nicht besser, sondern schlechter als wir.« So erklärt sich, dass die Moslime, auch wo sie Mängel der Gesetzgebung des Korans erkennen, und zugeben, der Prophet würde, wenn er heute lebte, Manches ändern, vom Christenthum nichts wissen wollen.

Mehr aber als durch alles Andere wird der Uebertritt zum Christenthum dem Moslim erschwert durch den Abscheu gegen die christlichen Glaubenslehren, den schon der Prophet seinen Anhängern eingepflanzt hat. Der Moslim sieht in der Lehre von der Dreieinigkeit Vielgötterei, und nie ist es gelungen, ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Es muss ja auch zugegeben werden, dass die kirchliche Trinitätslehre, so wenig sie tritheis-

tisch gemeint ist, bei populärer Darstellung fast unfehlbar auf Tritheismus hinausläuft. Allen Versuchen, ihn für den Glauben an einen Sohn Gottes zu gewinnen, setzt der Moslim die Worte des Korans entgegen: »Gott ist der einzige und ewige Gott; er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich.« Oder die andern: »Es ist nur Ein Gott; fern sei es, dass er einen Sohn habe.« »Christus ist nicht so stolz, um nicht ein Diener Gottes sein zu wollen.« Die Sätze des Islam sind ungemein einfach, dem gewöhnlichen Verstande viel fasslicher und einleuchtender als die des Christenthums, so wenig sie auch vor tieferm Denken zu bestehen vermögen. Auf alle Bekehrungsversuche antwortet daher der Moslim: »Was an eurer Religion Gutes ist, das haben wir längst, was ihr uns hinzugeben wollt, ist nicht gut.«

Dieser starke Widerwille gegen die christliche Lehre kann berechtigte Zweifel erwecken, ob jemals das Evangelium in der altkirchlichen Form bei den Moslimen Eingang finden werde. Solange die christliche Kirche ihre Lehre in der Form bietet, welche aus den trinitarischen und christologischen Lehrstreitigkeiten der ersten Jahrhunderte hervorgegangen ist, solange wird sie dem Islam gegenüber einen harten Stand haben, da er seine Entstehung einer halb bewussten, halb unbewussten Reaction gegen diese Form der Kirchenlehre verdankt. In der protestantischen Kirche ist aber bei allen theologischen Richtungen das Bewusstsein mehr oder weniger lebendig, dass die Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre einer Umgestaltung bedürfen, dass die einseitig intellectualistische Richtung, die eine Anzahl theoretischer Schulsätze zum Gegenstande der Frömmigkeit macht, einer andern Auffassung des Christenthums weichen müsse. Der Neubildungsprocess ist im Gange, und die Zeit wird kommen, wo eine von den altkirchlichen Schulbegriffen unabhängige Auffassung den Sieg davon trägt; dann wird auch in den Ländern des Islam eine erfolgreiche Predigt

des Evangeliums möglich sein; einstweilen aber dürfen wir uns keine grossen Hoffnungen machen, mag auch der religiöse Zersetzungsprocess in der islamitischen Welt noch so weit fortgeschritten sein.

Man missdeute uns dieses Wort nicht, als hofften wir durch Verleugnung eines Theils der evangelischen Wahrheit, und damit der ganzen Wahrheit, das Christenthum den Moslimen mundgerecht zu machen, oder als wollten wir die bisherige Unthätigkeit der Christenheit beschönigen. Wir möchten das Evangelium ganz, für uns und für die Moslime. Solange wir aber das Gefühl haben, dass wir in einer Uebergangsperiode stehen — und welcher ehrliche Protestant hätte dieses Gefühl nicht? — solange können wir den Moslimen das Evangelium nicht mit Freudigkeit, und darum auch nicht mit Erfolg predigen; denn wir können doch nicht den Anhängern einer Häresie die Form der christlichen Lehre aufdrängen wollen, die wir selber als mangelhaft erkannt, und deren Fehler jene Häresie erzeugt haben.

Aber können wir nicht vielleicht schon jetzt den Moslimen statt kirchlicher Dogmen einfach biblisches Christenthum predigen? Schwerlich. Denn die Moslime pflegen in ihrer Polemik stets auf die kirchlichen Lehrsätze Bezug zu nehmen, weil schon der Koran sie kennt und gegen sie polemisiert. Ueberdiess ist das sogenannte biblische Christenthum kirchlicher, als es selbst weiss und sein will; denn auch diejenige theologische Richtung, welche sich die biblische par excellence nennt, bringt unbewusst unsere theologisch-kirchlichen Begriffe an den Inhalt der heiligen Schrift heran.

Aus diesen Gründen scheint uns unsere Zeit zu erfolgreicher Missionsthätigkeit in den Ländern des Islam nicht gemacht zu sein. Man kann diess beklagen, aber man wird es hinnehmen müssen als ein Uebel, dessen Hebung nicht von unserm guten Willen abhängt. Wenn irgendwo, so gilt hier

das Wort Christi: »Meine Zeit ist noch nicht hier; eure Zeit aber ist allwege.« Wir wissen sonst sehr gut zu sagen, wie Christus erschienen sei, erst »als die Zeit erfüllt war;« dass aber auch unsere Zeit und die des Islam erfüllt sein müsse, wenn wir ihm hilfreich beispringen wollen, das scheint man häufig weniger gut zu wissen.

Wir sagen damit durchaus nicht, dass eine Thätigkeit, wie sie von der Moslem Mission Society und anderen Missionsgesellschaften bei den Moslimen, die unter christlicher Herrschaft stehen, geübt wird, werthlos sei; wir bedauern vielmehr, dass bisher so wenig geschehen ist, und möchten zu rühriger Arbeit alles Ernstes auffordern. Eines der wichtigsten Hindernisse, das anderswo die Missionsthätigkeit unmöglich macht, die politische Herrschaft des Islam, fällt dort weg, so dass der Islam seine volle Widerstandsfähigkeit nicht zu entfalten vermag. Die Moslime empfinden dort die Ueberlegenheit des Christenthums stärker als anderswo; viele von ihnen haben sich, wenn nicht mit der christlichen Religion, so doch mit der christlichen Cultur befreundet. Ueberdiess ist der Islam in einem grossen Theil von Britisch- und Niederländisch-Indien durchaus äusserlich geblieben, so dass er nur in der Beschneidung und der Erfüllung einiger unverstandener Ceremonien besteht. Es ist daher nicht abzusehen, warum da ein gründlicher Unterricht im Christenthum weniger Erfolg haben sollte als dem Heidenthum gegenüber. Besonnene Missionäre sprechen es auf das Bestimmteste aus, dass, wenn nur die geeigneten Arbeiter da wären, die Ernte nicht fehlen würde.

Derselbe Missionär z. B., der die Missionsthätigkeit im türkischen Reiche für unmöglich erklärt, hält sie unter den Moslimen Indiens für möglich; er sagt: »In Anbetracht der sehr geringen Anstrengungen ist nicht das wunderbar, dass wir so wenig Convertiten vom Islam in Nordindien haben, sondern dass wir überhaupt welche haben.« Am ersten wird

die evangelische Kirche auf Erfolg rechnen können, da sie bei den Moslimen in dem Rufe steht, einem reinern Monotheismus zu huldigen als die übrigen, bilderverehrenden Kirchen. Aussprüche wie: »Protestanten lügen nicht,« »Protestanten kann man trauen«, »ihr habt die Bibel wie wir den Koran,« soll man aus dem Munde von Moslimen nicht selten hören. Von grossem Werthe für sämtliche Länder des Islam ist die Verbreitung einer correcten arabischen Bibelübersetzung. Bis zum Jahre 1865 hatte man nur sehr mangelhafte Uebersetzungen, welche den Spott der Moslime um so mehr herausforderten, als ihnen der Koran auch in stilistischer Hinsicht für unübertrefflich gilt. Seit dem genannten Jahre wird durch die brittische Bibelgesellschaft eine genaue Uebersetzung, die im Stile des Korans vocalisirt ist, verbreitet. Viele Moslime nehmen sie begierig in Empfang, da sie dieselbe für das von den Juden und Christen verfälschte, jetzt in ursprünglicher Reinheit wiederhergestellte alte und neue Testament halten.

Wenn wir von der Missionsthätigkeit im engeren Sinne des Wortes uns nur für einen Theil der islamitischen Welt etwas versprechen, so heisst das nicht, dass das christliche Abendland die Rolle des müssigen Zuschauers spielen müsse, im Gegentheil, Alles scheint uns zur That zu rufen. Die Zeit, wo der Islam sich streng nach aussen hin abzuschliessen vermochte, ist für immer vorbei. Der Verfall seiner Cultur und das Steigen der christlichen haben ihn genöthigt, nicht nur auf kriegerischem, sondern auch auf friedlichem Wege in tausendfache Beziehung mit der christlichen Welt zu treten. Von den zweihundert Millionen Mohammedanern steht mehr als der vierte Theil unter christlicher Herrschaft, und auch in den Ländern, wo noch moslimische Herrscher regieren, hat sich auf allen Gebieten der Einfluss der christlichen Cultur geltend gemacht. Ein ausgedehnter Handel hat sein Netz über die islamitischen Länder geworfen. Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen

haben Eingang gefunden, abendländische Staats- und Rechtsanschauungen sind eingedrungen, sociale und politische Reformen, die mit dem Koran in Widerspruch stehen, sind eingeführt worden, die Sklaverei ist in manchen Ländern wenigstens dem Buchstaben nach abgeschafft, Rechtspflege und Verwaltung müssen sich vielfach nach europäischem Muster richten. Noch weht die Fahne des Propheten auf der alten Veste des Islam, aber in ihre Mauer ist Bresche geschossen, und durch die Lücke dringt siegreich der Feind herein. Die Vertheidiger sind in sich getheilt; hier leistet man noch verzweifelten Widerstand, dort sieht man theils mit fatalistischer Resignation, theils mit Zähneknirschen dem Vordringen des Gegners zu, man sucht zu capituliren, zu retten, was noch zu retten ist, aber nur wenige können sich des Gefühls, dass Alles verloren sei, erwehren.

Da drängt sich uns vor Allem die Frage auf: Was kann, abgesehen von der eigentlichen Missionsthätigkeit, in den Ländern geschehen, wo Mohammedaner unter christlicher Herrschaft leben?

Vorschläge zu machen, wie etwa da und dort im Einzelnen eine Verbesserung des Regierungssystems zu treffen wäre, kann unsere Aufgabe nicht sein. Den europäischen Regierungen für die Behandlung ihrer moslimischen Unterthanen in Asien und Afrika vom Schreibtische aus Rathschläge ertheilen zu wollen, ist eine Anmassung, die man schon so oft geübt hat, dass wir uns derselben nicht schuldig zu machen brauchen. So viel in frühern Zeiten verfehlt worden sein mag, in der Gegenwart — so dünkt uns wenigstens — ist man fast überall in das richtige Fahrwasser gelangt. Das Bewusstsein, dass es nicht gilt, das Raubsystem der moslimischen Herrscher fortzusetzen, ist überall vorhanden, und wenn auf den eingeschlagenen Bahnen weitergeschritten wird, werden die Resultate vielleicht nicht glänzend, aber doch erträglich ausfallen, so dass jedenfalls die Moslime zufrieden sein können.

In Indien *) stehen über vierzig Millionen Moslime, also mehr als irgend ein mohammedanisches Reich umfasst, unter brittischer Herrschaft. England hat ungeheure Opfer gebracht, um diese Millionen glücklicheren Verhältnissen entgegenzuführen. Es sucht die Stütze seiner Macht nicht in der Unwissenheit der Unterworfenen, sondern in ihrer Bildung, überzeugt, dass die Zeit kommen wird, wo sie ihm dafür Dank wissen. Für die Hebung der Industrie und des Ackerbaus, für die Beseitigung socialer Schäden, für die Einrichtung hoher und niederer Schulen ist ausserordentlich viel geschehen, mehr vielleicht, als je ein moslimischer Herrscher dafür gethan hat. Von höchster Bedeutung ist die Toleranz, mit der dabei zu Werke gegangen wird. Die indische Regierung zwingt ihren Unterthanen nicht europäische Formen auf, sie achtet die Gefühle derselben und erkennt das Gute, das sie bei ihnen findet, an; so sucht sie besonders die moslimische Wissenschaft zu heben. Hohe und niedere moslimische Schulen werden von der Regierung wie von Privaten auf das Reichste unterstützt; so ist z. B. die anglo-orientalische Hochschule in Aligarh grossentheils durch englisches Geld zu Stande gekommen. Auch moslimische Schulbücher, historische, geographische, rechtswissenschaftliche und sogar specifisch theologische Werke lässt die Regierung mit grossen Kosten vervielfältigen.

Den Moslimen stehen natürlich auch die Regierungsschulen in ganz Indien offen, für die alljährlich annähernd achthunderttausend Pfund ausgegeben werden. In der Errichtung von Schulen wetteifern mit der Regierung zahlreiche Missionsgesellschaften. Obwohl dieselben in specifisch christlichem Geiste geleitet werden, fehlt es ihnen nicht an mohammedanischen Schülern. Wenn auch nur ein geringer Theil derselben später

*) Hauptquellen: Garcin de Tassy, *Langue et litt. hindoust.* — *Proceedings of the general conf.* p. 127.

zum Christenthum übertritt, so bleiben doch eine Menge christlicher Eindrücke haften, die ein Same für die Zukunft werden können. Bei vielen Moslimen herrscht freilich gegen diese Schulen eine leicht erklärliche Abneigung, und wenn etwa die Bekehrung eines ihrer Glaubensgenossen oder die Predigt eines wahabitischen Eiferers den Fanatismus weckt, so werden gewöhnlich die moslimischen Schüler von den Missionsschulen zurückgezogen; wo möglich lässt man die Kinder auch erst im Koran und in den religiösen Bräuchen des Islam unterrichten, ehe sie in eine christliche Schule kommen.

Auf den Regierungsschulen wird kein religiöser Unterricht ertheilt, da die Regierung ihren Unterthanen gegenüber sich verpflichtet hat, in keiner Weise für das Christenthum Propaganda zu machen. Man hört in England nicht selten klagen, dass viele Lehrer dieser Schulen gegen das Christenthum arbeiteten und Indifferentismus und Atheismus pflanzten; es wird sich auch nicht leugnen lassen, dass die Gefahr, aller Religion entfremdet zu werden, für die Besucher solcher Schulen vorhanden ist. Ihr Versprechen, sich jeder religiösen Lehre zu enthalten, darf nun allerdings die Regierung nicht brechen, aber etwas Vorsicht bei der Wahl der Lehrkräfte wird gewiss nur gute Früchte bringen. Uebrigens wird zugegeben, dass nicht nur Schüler der Missionsschulen, sondern auch solche der Regierungsschulen zum Christenthum übertreten.

Die unermüdliche, uneigennützige Arbeit, welche England in Indien vollbringt, wird sich auch an den Moslimen nicht wirkungslos erweisen; gerade von seiner grossartigen Toleranz versprechen wir uns gute Früchte. Sie ist das einzig wirksame Mittel, Moslime und Christen in freundschaftliche Berührung zu bringen und bei jenen richtige Anschauungen über die heilige Schrift und die christliche Religion zu pflanzen. Die englische Nation erfreut sich denn auch dank dieser Toleranz, dank überhaupt der Unparteilichkeit der englischen Beamten

grösserer Sympathieen bei den Moslimen als alle andern Nationen. Trotzdem dürfen wir uns sanguinischen Hoffnungen nicht hingeben; denn die grosse Masse der indischen Mohammedaner beharrt bis heute in passivem Widerstande gegen die Regierung, wahabitische Missionäre schüren den Fanatismus und suchen die Hoffnung auf den Sturz der europäischen Regierungen und die Wiederaufrichtung des Chalifates zu wecken. Mohammedanische Zeitungen haben in Indien offen die Frage erörtert, ob die Empörung gegen die Regierung für die Moslime Glaubenspflicht sei oder nicht. Zwar haben die Fetwas der juridischen Autoritäten übereinstimmend die Erhebung gegen die brittische Herrschaft für unerlaubte Rebellion erklärt, und die Häupter der schafitischen, hanifitischen und malikitischen Schule zu Mekka haben sich in gleichem Sinne ausgesprochen; allein solche Aussprüche sagen nicht mehr, als dass man sich einstweilen in das Unvermeidliche schicken will, und unermüdliche Wachsamkeit bleibt immer geboten *). Die Moslime sind in Indien für die englische Herrschaft das gefährlichste Element, und schon in ihrem eigensten Interesse wird die Regierung Alles, was das Umsichgreifen des Islam erschwert und die Erstarkung des christlichen Elementes begünstigt, als heilsam begrüssen müssen. Eines der sichersten Mittel hiefür wäre zweifelsohne die noch kräftigere Förderung der Elementarschule. So viel auch für höhere Schulen gethan wird, für die Bildung der grossen Masse ist noch viel zu wenig geschehen; denn wenn jährlich achtmalunderttausend Pfund für den öffentlichen Unterricht verwendet werden, so macht diess, die Bevölkerung des indo-brittischen Kaiserreiches zu 240 Millionen gerechnet, nicht mehr als ein Pfund auf dreihundert Köpfe.

In Niederländisch-Indien **) liegen die Verhältnisse ähnlich

*) P. J. Veth, Java. I. p. 371.

**) P. J. Veth, Java. I. p. 512.

wie in Britisch-Indien. Für die Hebung des Ackerbaus und der Industrie ist in den letzten hundert Jahren ausserordentlich viel geschehen, besonders auf Java. Auch für den Unterricht der Eingebornen ist bis zu einem gewissen Grade gesorgt worden. Auf Java findet man in den Hauptorten Regierungsschulen oder Privatschulen; die Zahl der erstern betrug im Jahre 1872 auf Java und Madura 83, die der letztern 90; dieselben wurden von ungefähr vierzehntausend Schülern besucht, was freilich bei einer Bevölkerung von 17 Millionen noch nicht viel sagen will.

Wo die Regierung nicht offenem Widerstand begegnet, übt sie Toleranz gegen alle Religionen. Das siegreiche Vordringen des Islam könnte den Gedanken nahe legen, mit dem Grundsatz der Duldung zu brechen und durch Gewalt der Ausbreitung dieser Religion Schranken zu setzen; allein diess hiesse an der Macht der Wahrheit verzweifeln und würde wahrscheinlich nur den Fanatismus und den Widerstand gegen die Segnungen der christlichen Cultur steigern. Nicht die Toleranz trägt die Schuld an den Erfolgen des Islam in Indien, sondern die Trägheit und Gewinnsucht der christlichen Völker. Man hat zu lange bloss materiellen Gewinn dort gesucht und sich um das geistige Wohl der Unterworfenen nicht gekümmert. Jetzt dürfte es schwer sein das Versäumte wieder einzubringen. Wo der Islam schon eingedrungen ist, wird nichts übrig bleiben, als mit grossen Opfern für die Hebung der Cultur, besonders für Einrichtung von Schulen, zu sorgen; wenn dann das Christenthum im Laufe der Zeit sich als eine Quelle der Macht und des Wohlstandes für seine Bekenner erweist, der Islam dagegen als die Ursache des Zurückbleibens, so wird seine Macht über die Gemüther langsam schwinden. Die Ansicht, die jetzt schon im östlichen Asien weit verbreitet ist, dass der Islam eine Religion nicht für gebildete, sondern nur für barbarische Völker sei, wird sich befestigen, je mehr die Cultur eindringt.

Ein gewisser Trost liegt darin, dass der Islam seine verderbliche Macht unter einer christlichen Regierung nur sehr theilweise wird entfalten können. Der Slaverei kann gewehrt werden, und die übeln Folgen der Polygamie werden sich da, wo die Slaverei nicht geduldet wird, bei weitem nicht in dem Masse geltend machen wie in andern mohammedanischen Ländern. Vielen der socialen Uebel, die mit der politischen Herrschaft des Islam zusammenhangen, werden christliche Regierungen vorbeugen können. Die Macht des Islam wird der Hauptsache nach auf das religiöse Gebiet beschränkt bleiben, und da werden wir sagen dürfen: Schlimmer als der spanische und südamerikanische Katholicismus ist der Islam nicht.

Im indischen Archipel wäre noch jetzt für das Christenthum viel zu retten. Schon von Seiten der niederländischen Regierung könnte ohne Verletzung der religiösen Freiheit bedeutend mehr als bisher zur Gründung von Schulen geschehen; wahrscheinlich wird die Gefahr, welche der christlichen Herrschaft von Seiten der Wahabiten und verwandter Secten droht, unterschätzt, sonst würde man die christlichen Einflüsse zu verstärken suchen. Mehr jedoch als von der Regierung wäre von christlicher Privatthätigkeit zu erwarten. In Niederländisch-Indien würde ohne allen Zweifel die Mission ein reifes Erntefeld finden; schon jetzt sind auf Celebes vierzigtausend Eingeborene für das Evangelium gewonnen worden, und auch auf Java finden sich mehrere christliche Gemeinschaften, deren jede über tausend Seelen zählt. Es sind im indischen Archipel etwa fünfzig holländische Missionäre von verschiedenen Gesellschaften thätig, allein diese Zahl reicht bei weitem nicht aus, um gegen die Tausende von Hadschis, welche den Islam predigen, ein ausreichendes Gegengewicht zu bilden. Wie sehr es an christlichen Arbeitskräften fehlt, zeigt die Thatsache, dass auf kleineren Inseln wie Kei, Aru, Timor und Wetter die Reste früher gestifteter Christengemeinden wieder heidnisch geworden oder

zum Islam übergetreten sind *). Zahlreiche Stämme, die dem Heidenthum den Abschied zu geben bereit sind, fallen dem Islam zur Beute, weil sie von christlicher Seite keine Hilfe finden. In solchen Fällen versäumen die christlichen Völker offenbar ihre Pflicht, wenn sie nicht hilfreiche Hand bieten; denn müssig zusehen heisst hier den Islam pflanzen. Aber schnelle Hilfe ist durchaus nothwendig, sonst wird man auch da zu spät kommen.

Nächst England und Holland haben Russland und Frankreich am meisten mohammedanische Unterthanen.

Frankreich scheint in der Behandlung der Moslime in Algier keine sonderlich geschickte Hand zu haben, wenn gleich die Behauptung, die man nicht selten hören kann, das französische Regiment sei nicht besser als die türkische Paschawirthechaft, eine ungerechte Uebertreibung ist. Man darf nicht vergessen, dass man dort mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Schwerer als Beduinen ist kein Volk der Erde zu behandeln, das haben schon die Chalifen erfahren. Mit den Kabylen wäre noch fertig zu werden, aber die nomadisirenden Araber unterwerfen sich keinem Gesetze und verschmähen Alles, was entfernt nach Civilisation aussieht. Wie unbegründet viele Klagen über die französische Verwaltung sind, erkennt man schon an den Widersprüchen derselben unter einander. Von der einen Seite wird der Regierung zu grosse Strenge, von der andern zu grosse Milde vorgeworfen. Während die Einen über zu grosse Ausdehnung der Civilverwaltung klagen, entrüsten sich Andere über rücksichtslose Säbelherrschaft. Dass die Verwaltung Algiers eine tadellose sei, lässt sich nun allerdings nicht behaupten. Sie hat von jeher, hauptsächlich infolge der unglücklichen politischen Verhältnisse Frankreichs, an Mängeln

*) Proceedings of the general conf. etc. p. 138.

gelitten, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der türkischen Verwaltung haben *). Der häufige Wechsel der Beamten und ihre zum Theil ungenügende Bezahlung hat der Bestechung und der Erpressung gerufen, so dass die socialen Missstände, die man in Algier vorfand, nur zum Theil beseitigt worden sind. Es kann uns daher nicht befremden, wenn auch dem guten Willen der Regierung Misstrauen und ein zäher passiver Widerstand entgegentreten. Ein Fortschritt ist indessen doch nicht zu verkennen. Haben doch sogar die Araber begonnen, die französischen Gerichtshöfe ihren eigenen vorzuziehen, so dass viele der letztern eingegangen sind. Auch die Cultur des Landes hat, besonders in den letzten zehn Jahren, durch die Anlegung von Häfen, Strassen, Eisenbahnen, Canälen, artesischen Brunnen und die Entsumpfung grosser Landstrecken, erfreuliche Fortschritte gemacht. Infolge der Ruhe, die im Lande herrschte, ist auch die Arbeitslust, wenigstens bei den Kabylen, gestiegen. Wenn aber die Culturschöpfungen hauptsächlich den eingewanderten Europäern zu gute kommen, und durch diese die eingeborne Bevölkerung verdrängt wird, so hängt diess mit der Ueberlegenheit der erstern und dem eigensinnigen Widerstande der letztern unvermeidlich zusammen.

Bei den diametral entgegengesetzten Ansichten und Rathschlägen der Kenner des Landes, ist es schwer zu sagen, welche Wege am ersten zu einem erwünschten Ziele führen werden. Aus dem, was v. Maltzan, Rohlf, de Tchihatchef, Vernes d'Arlandes und Andere über Algier geschrieben haben, scheint uns indessen doch soviel hervorzugehen, dass eine einfache Militärdictatur für den grössten Theil Algiers weit angemessener ist, als die complicirte Maschine der Civilregierung. Das ganze System der französischen Civilverwaltung mit dem »Papier

*) J. Braun, Gemälde der moh. Welt. S. 358.

ohne Ende," das schon in civilisirten Ländern die Quelle unzähliger Chicanen und Plackereien wird, ist natürlich Beduinen und Kabylen ganz unerträglich. Uebrigens dürfte die Frage, ob Civil- oder Militärverwaltung? bald auf die einfachste Weise erledigt werden. Die Ereignisse von 1881 werden der französischen Regierung wohl deutlich genug zeigen, dass sie auf lange Jahre hinaus keine Wahl hat, als mit Chassepot und Säbel sich in Algier und den Nachbarländern Achtung zu verschaffen und den schwarzen Frack nebst der weissen Halsbinde vorläufig noch in Frankreich zu verwenden.

Russland gilt bei Moslimen und Christen als der gefährlichste Gegner des Islam, und das mit Recht. Denn die russische Regierung geht bei ihrer Politik von der Ueberzeugung aus, dass dem Islam nicht mehr zu helfen sei, und dass darum die Unterwerfung der mohammedanischen Länder der einzige Weg sei, um sie der Civilisation zugänglich zu machen. Seit langem verfolgt es in Mittelasien eine consequente Eroberungspolitik, bei der materielle Interessen, besonders Handelsinteressen, im Vordergrunde stehen, obgleich auch civilisatorische dabei im Spiele sind. Man hat in Europa für russische Culturbestrebungen meist nur Hohn; es mag uns allerdings schwer fallen, in der Knute das Symbol der Civilisation zu erkennen, allein bei dem grauenhaften Zustande, in welchem sich die centralasiatischen Länder befinden, wäre es ungerecht, zu verkennen, dass Russland dort wirklich eine Culturmission nicht nur hat, sondern auch ausführt. In den eroberten Gebieten ist Ruhe und Ordnung hergestellt worden, wie selbst die Moslime anerkennen; man hat Strassen gebaut, und der Handel hat einen bedeutenden Aufschwung genommen. Auch russische Missionäre sind in Centralasien thätig. Bei der Eroberung Chiwas im Jahre 1873 ist die Slavery principiell abgeschafft worden; viele Tausende persischer Slaven haben die Freiheit erlangt. Freilich schmachten noch heute ungezählte Slaven in härtester Knecht-

schaft, und auch der Menschenraub wird weiter betrieben *), aber Russland wirkt diesen Missständen nach Kräften entgegen. Wir dürfen daher in jeder neuen Eroberung desselben in Mittelasien einen Sieg der Civilisation erblicken und können nur wünschen, dass die baldige gänzliche Unterwerfung der Chanate Chiwa und Chokand moslimischer Barbarei ein Ziel setze. Wenn Russland bei seinen Culturbestrebungen in Asien härtere Mittel anwendet als England in Indien, so hängt diess theilweise mit den äussern Verhältnissen zusammen; die Gegner, mit denen Russland zu thun hat, sind andere. Sieht doch auch England sich zu einer rauhern Politik gezwungen, je weiter es in das Herz Asiens vordringt. Für jene tatarisch-mongolischen Räubervölker ist russischer Despotismus jedenfalls eine sehr schöne Regierungsform.

Eine Frage von grösster Tragweite ist es, ob es möglich sein werde, dem Vordringen des Islam in Centralafrika Schranken zu setzen? Dort ist die Gefahr vorhanden, dass selbständige moslimische Staaten entstehen, weil noch keine christliche Macht sich festgesetzt hat; wir müssen daher erwarten, der Islam werde sich dort mit seiner ganzen verderblichen Macht äussern, wenn ihm nicht recht zeitig ein überlegener Gegner Halt gebietet. Vor Allem würde Afrika auf unabsehbare Zeit hinaus dem Fluche der Sklaverei preisgegeben, und wie man dort die milden Slavengesetze des Islam handhabt, ist bekannt. So scheint uns denn eine der Hauptaufgaben der Christenheit dem Islam gegenüber darin zu liegen, Afrika vor ihm zu retten. Man mag über die Civilisationsfähigkeit Afrikas denken, wie man will, vor islamitischer Cultur sollte man diesen Erdtheil zu bewahren suchen.

Vor Allem sollte dem Vordringen Egyptens gewehrt werden, dessen Politik darauf gerichtet ist, seine Herrschaft bis zum

*) Fr. v. Hellwald, Centralasien. Leipzig 1880. S. 437.

Albert-Nyanza hinauf zu befestigen. Was Baker und andere europäische Pioniere in egyptischen Diensten geleistet haben, ist bis jetzt meist dem Islam zu gute gekommen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo die europäischen Regierungen einsehen, dass man Egypten nicht darf gewähren lassen, weil dasselbe trotz dem abendländischen Anstrich seines Staatswesens durchaus vom Islam beherrscht ist, so dass die scheinbar civilisatorischen Bestrebungen am weissen Nil schliesslich nur islamitischer Barbarei den Weg in's Herz von Afrika öffnen.

Aber nicht bloss dem Nil entlang dringt der Islam vor, sondern fast auf allen Handelswegen, die von der Nord- und Ostküste in's Innere führen. Das einzige Mittel, Afrika seiner Herrschaft zu entziehen, wäre, dass eine oder mehrere christliche Mächte sich der Hauptverkehrswege bemächtigten. Blosser Missionsthätigkeit wird nicht genügen. Unter dem Schutze europäischer Regierungen müsste von Osten oder Westen her eine Kette christlicher Colonieen von Handwerkern und Kaufleuten gebildet werden, die stark genug wären, die Macht der mohammedanischen Slavenhändler zu brechen und Heerde christlicher Civilisation zu werden. Eine Eisenbahn, welche die Ostküste mit dem Victoria-Nyanza verbinde, wäre natürlich ein treffliches Mittel, europäischem Einflusse in Afrika Bahn zu brechen; noch mehr dürfte man sich vielleicht von der friedlichen Erschliessung dieses Erdtheils von Westen her versprechen, welche gegenwärtig durch die grosse Expedition Stanleys angebahnt wird. Jedes derartige Unternehmen würde natürlich für lange Zeit ungeheure Opfer an Geld und auch an Menschenleben kosten, und nur bei sehr umsichtiger Leitung liesse sich die Gefahr vermeiden, mehr dem Islam als dem Christenthum zu nützen; denn auch hier würden wohl die Moslime den Christen in grosser Zahl folgen. Der Versuch wäre ein Abenteuer im grössten Stile, aber das Abenteuer hat auch heute noch, wie Stanleys Zug durch den dunkeln Welttheil lehrt,

sein Recht in der Geschichte, und das Ziel wäre würdig und der Preis gross.

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, was in den Reichen sich thun lasse, die noch von moslimischen Dynastien beherrscht werden, aber trotzdem europäischen Einflüssen zugänglich geworden sind. Wir werden bei der Erörterung dieser Frage nicht umhin können, das Gebiet der Politik zu betreten, und müssen daher darauf gefasst sein, dass unsere Anschauung starkem Widerspruch begegnen werde.

Der wichtigste Staat, der hiebei in Betracht kommt, ist der osmanische; an ihm wird sich am deutlichsten zeigen, welche Aussichten die Umgestaltung moslimischer Reiche nach europäischem Muster hat, da an ihm seit einem halben Jahrhundert Reformversuche gemacht worden sind. Die Art und Weise, wie man dabei vorging, gründete sich auf die Hoffnung, es würden trotz dem Islam die modernen abendländischen Staatseinrichtungen sich einführen lassen. Das Ziel, das man verfolgte, war die Umwandlung des Osmanenreiches in eine constitutionelle Monarchie. Christen und Moslime sollten in jeder Hinsicht gleich gestellt werden, dieselben Rechte und Pflichten haben. Die Bevölkerung des türkischen Reiches sollte zu einer osmanischen Nation verschmolzen werden, deren ethnologische und religiöse Unterschiede zurückgetreten wären hinter der Begeisterung für das gemeinsame osmanische Vaterland.

In diesem Sinne ist schon seit den Tagen Mahmuds II gearbeitet worden. Wir dürfen den Gang der Dinge wohl als bekannt voraussetzen. Man weiss, wie das Heer nach europäischem Muster organisirt worden ist, wie man Christen und Moslime gleichzustellen versucht, gemischte Behörden, gemischte Gerichte eingesetzt, Religionsfreiheit eingeführt hat, wie eine centralisirte Verwaltung eingerichtet, das Steuer- und Zollwesen reformirt, die Stellung der Ausländer verbessert worden ist. Man weiss, wie gemischte Schulen gegründet, Strassen, Eisen-

bahnen, Telegraphen gebaut, die öffentlichen Slavenmärkte abgeschafft, kurz eine Menge Neuerungen eingeführt worden sind. Man kennt auch das Ergebniss der Reformen. Die Regierung ist nicht stärker, der Wohlstand nicht grösser, das Elend nicht geringer geworden. Unter neuen Formen ist das alte Wesen geblieben; von all den gehegten Hoffnungen hat sich nicht eine verwirklicht.

Eine kurze Erwägung wird uns zeigen, wie durchaus hoffnungslos alle Reformversuche sein müssen. Man bedenke zuerst, auf welche Grundsätze der türkische Staat gebaut ist. Der Islam Staatsreligion und politisches Gesetz, die Moslime die Herren, die Christen die Knechte; diese ordnen ihre innern Angelegenheiten selbst, wie die Moslime die ihrigen. So stehen Türken und Christen sich vollständig fremd gegenüber, soweit nicht jene sich Uebergriffe in die inneren Angelegenheiten der Christen erlauben. Und nun sollen diese heterogenen Massen mit einander verschmolzen werden, indem man mit der geschichtlichen Entwicklung einfach bricht und dem Reiche ein System aufocroyirt, das in Europa Ergebniss einer Jahrhunderte langen Entwicklung ist, und das auch da mit ohne gewaltsame Umwälzungen zur Herrschaft gelangt ist. Kann man erwarten, dass die Moslime in vollem, aufrichtigem Ernste die Reformen annehmen und sich zu europäischen Staatsmaximen bekehren werden, die mit dem ursprünglichen Geiste oder, wenn man diess mit Fuad Pascha bestreitet, doch mit der ganzen Entwicklung des Islam in diametralem Gegensatze stehen?

Man antwortet darauf gern mit dem Hinweis auf die römische Kirche.

Auch sie kann die Herrschaft, so sagt man, auf die sie Anspruch erhebt, nicht ausüben; auch sie muss sich gefallen lassen, dass in europäischen Ländern Gesetze gelten, die ihr ein Greuel sind, und muss die Verwirklichung ihrer Ansprüche von einer schönern Zukunft hoffen; so darf man auch

vom Islam erwarten, dass er mit den modernen Ideen sich vertragen lerne.

Wir zweifeln nicht, dass unter einer christlichen Regierung die Moslime sich werden drein finden lernen, das das Justizwesen und die Verwaltung nach andern Grundsätzen als denen des Korans geordnet sind, aber nimmermehr erwarten wir das in einem Staate, in dem die Moslime herrschen. Denn die ausserordentliche Elasticität, die der römische Katholicismus immer besessen hat, ist dem Islam durchaus fremd; er hat seine Ansprüche bis heute geltend machen können, während die römische Kirche auch in der Zeit ihrer höchsten Macht die ihrigen nie völlig verwirklicht gesehen hat. Ueberdiess gehen seine Ansprüche ein gut Theil weiter als die der römischen Kirche. Bekanntlich machen auch Roms Ansprüche den europäischen Regierungen gerade genug zu schaffen; mit welchen Schwierigkeiten würde erst ein moslimischer Herrscher zu kämpfen haben, der entgegen den Grundsätzen des Korans regieren wollte! Solange die europäischen Cabinete mit Ultimaten und Kanonenbooten auf die Regierung drückten, würde man sich wie heute wenigstens den Schein geben, nach abendländischem System zu regieren, wenn aber der Staat soweit erstarkt wäre, dass er sich das Hineinregieren fremder Mächte verbitten könnte, dann würde sehr bald die alte Wirthschaft von Neuem angehen.

Man findet es oft unverständlich, dass die türkische Regierung trotz ihren Versprechungen und ihren Hattis noch so wenig Reformen ausgeführt hat. Der Grund dafür liegt einfach darin, dass sie nicht kann. Sie hat gethan, was sie gekonnt hat, aber sie weiss gut genug, dass eine wirkliche Reform nach europäischen Vorschlägen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Von zwei Seiten droht ihr das Verderben: die europäischen Cabinete drohen ihr mit dem Schlimmsten, wenn sie nicht reformirt, gleichzeitig sagt sie sich, dass Alles zusammenbrechen müsse, wenn sie mit den Reformen Ernst mache, sie sieht sich daher

zu einer heuchlerischen Politik gezwungen, sowohl Europa als ihren Unterthanen gegenüber. So erklärt sich auch das scheinbar Unglaubliche, dass ihr von Zeit zu Zeit immer wieder der Gedanke an eine Allianz mit ihrem Erbfeind, mit Russland, kommt. Russland will die Türkei langsam sterben lassen, das weiss sie, aber es quält sie wenigstens nicht mit unausführbaren Reformvorschlägen.

Wie sollten auch die Reformen verwirklicht werden? Auf welche Elemente sollte sich die türkische Regierung bei der Durchführung des constitutionellen Systems stützen? Da ist die Partei der Alttürken, hinter der die Geistlichkeit und die grosse Masse der Osmanen steht. Von ihr ist nichts zu erwarten, als ein fanatischer Widerstand. Ihr gegenüber die Partei der Jungtürken, der grossen Mehrzahl nach aus politischen Strebern zusammengesetzt, die sich in Europa etwas abendländische Bildung geholt haben. Ihnen fehlt jede Stütze im Volke, nur von der Gunst Europas werden sie getragen. Aber sie selbst entbehren des sittlichen Fonds. Um in die abendländische Welt zu gehen und ihre Cultur sich anzueignen, haben sie mit ihrer ganzen Weltanschauung, mit den Grundlagen ihrer Sittlichkeit brechen und dem Nihilismus sich ergeben müssen. So kehren sie aus den europäischen Grossstädten heim, mit einer Summe neuer Anschauungen und Kenntnisse bereichert, aber häufig an Leib und Geist gründlich verdorben. Die Minderzahl, die in Europa einen wirklichen Gewinn gemacht hat und ein aufrichtiges Interesse an dem Wohle ihres Landes nimmt, begegnet bei ihren Bestrebungen einem so kräftigen Widerstand, dass ihre feurigen Entschlüsse bald erlöschen, und sie sich willenlos in's Unvermeidliche fügt.

Nun sind noch die Christen da. Wird die türkische Regierung vielleicht in ihnen die Elemente finden, deren sie für die Einrichtung des neuen Staatswesens bedarf, in diesen Christen, die Jahrhunderte lang unter türkischem Druck gestanden ha-

ben, deren politische Einrichtungen auf eine ganz andere Basis gestellt, und deren Häupter der Corruption gerade so zugänglich sind als die türkischen Effendis?

Die christliche Bevölkerung *) hat von den Reformen, welche man der Türkei aufgedrängt hat, nie etwas gewollt; um das Linsengericht des osmanischen Idealstaates die Güter und Rechte preiszugeben, welche sie bei der Unterwerfung sich erhalten und seither erworben hat, ist ihr nie eingefallen. Was sie hat, das hält sie fest. Der griechische Clerus hat in Händen die Jurisdiction in den wichtigsten bürgerlichen Angelegenheiten, er hat das Recht der Besteuerung für kirchliche Zwecke, er besitzt eine ausgedehnte Polizei- und Strafgewalt. Allerdings liegt die Wahl und Absetzung des Patriarchen, zwar nicht dem Buchstaben, aber der Wirklichkeit nach, in den Händen der türkischen Regierung, und mit dem Patriarchat wird ein Schacher getrieben, wie er schmähhlicher sich nicht denken lässt. Auch haben die christlichen Gemeindevorsteher und Bischöfe die Bevölkerung nie gegen die Willkür der Paschas und Steuerbeamten zu schützen vermocht. Aber ungeachtet dieser Missstände ist das, was die griechische Kirche hat, ihr mehr werth als alle die zweifelhaften Früchte der Umwandlung der Türkei in einen modernen Staat.

Was die Christen der Türkei von Europa verlangen, und was auch Russland immer für sie verlangt hat, das ist nicht Reorganisation des Reiches nach den Grundsätzen der politischen und bürgerlichen Gleichstellung, sondern eine langsame Weiterentwicklung auf der geschichtlich gegebenen Basis. Sie können das Heil allein erblicken in der Organisation der christlichen Gemeinden in strengster Absonderung vom mohammedanischen Staate, in der Erweiterung der administrativen und richterlichen Befugnisse der Christengemeinden und in dem

*) Fr. Eichmann, Reform des osm. Reiches.

Rechte der Intervention Russlands oder der vereinigten europäischen Mächte zu Gunsten der christlichen Kirchen; sie verlangen Verhinderung der Eingriffe des türkischen Beamtenthums in ihre Rechte, vor allen Dingen Aufhebung des Pachtsystems, das die Steuerpächter, die Paschas und die griechischen und armenischen Banquiers zu Verbündeten macht auf Kosten der ackerbauenden Bevölkerung.

Allerdings wäre diese Entwicklung der christlichen Gemeinwesen im letzten Grunde identisch mit der langsamen Vernichtung der türkischen Macht. Die Türken würden so allmählich zu Herren ohne Unterthanen werden und sich angewiesen sehen auf ihre eigene Kraft. Wir zweifeln nicht daran, dass diess gleichbedeutend wäre mit ihrem politischen Tod, aber auf dieses Ergebniss werden schliesslich alle Reformversuche hinauslaufen, und wir vermögen schlechterdings nicht einzusehen, warum wir das beklagen sollten. Jedenfalls wäre bei diesem Verfahren das Ende langsamer und weniger gewaltsam herbeigeführt worden, als es jetzt wahrscheinlich der Fall sein wird.

Doch wir sprechen von Dingen, die nicht mehr zu ändern sind. Die Westmächte haben sich in den Fünfziger Jahren für die Umwandlung des türkischen Staates nach europäischem Muster entschieden. Das Misstrauen gegen das Petersburger Cabinet hat die übrigen Cabinete verhindert, das Absterben des hoffnungslos kranken Reiches auf dem Wege anzubahnen, der in der Natur der Dinge gegeben war. Aber die Ereignisse der letzten Jahre haben unseres Erachtens deutlich genug gezeigt, wie grundverkehrt ihre Politik gewesen ist, und wie viel richtiger man die Zustände des türkischen Reiches in Petersburg beurtheilt hat als in Paris und London. Die türkische Politik der Westmächte hat schliesslich doch Russland in die Hände gearbeitet; was Russland wünscht, die endliche Vernichtung des osmanischen Reiches, wird um so schneller sich vollziehen, je kräftiger Europa auf Einführung der Reformen

dringt. Nur scheint uns, wie schon gesagt, der ganze Process hätte sich naturgemässer vollzogen, wenn man noch im Jahre 1856 den Petersburger Vorschlägen Gehör gegeben und Russland nicht auf die Seite gestellt hätte; der letzte russisch-türkische Krieg wäre dann vielleicht unterblieben.

Endlich aber scheint es doch auch im Westen zu tagen. Der Berliner Vertrag giebt ein Recht zu der Hoffnung, dass auch die Westmächte sich allmählich zu einer gesunden Politik verstehen werden. Die Lostrennung wichtiger Provinzen vom osmanischen Reiche darf als ein Bekenntniss aufgefasst werden, dass man die Politik der letzten dreissig Jahre als verkehrt erkannt habe und an eine Rettung des kranken Mannes nicht mehr glaube. Freilich wird England, von der Furcht geleitet, bei der Theilung zu kurz zu kommen, auch fernerhin den Auflösungsprocess durch unzulängliche Mittel zu hintertreiben suchen; darauf deuten seine Forderungen von Reformen in Kleinasien und in der Finanzverwaltung zu Constantinopel. Auf eine Aenderung seines Verfahrens dürfte schwerlich zu rechnen sein, es wird die Sackgasse der Reformpolitik zu Ende laufen müssen. So wie heute die Dinge liegen, scheint uns darum das Beste zu sein: Man reformire in der Türkei auf allen Gebieten weiter, man protestire gegen jedes alttürkische Ministerium, man dringe auf gleichmässige Behandlung der Christen und Moslime in Bezug auf den Genuss aller bürgerlichen Rechte und die Ausübung der Religion. Man lasse die Regierung in Constantinopel und die Gouverneure in den Provinzen die Errichtung von Schulen, den Bau von Strassen, Eisenbahnen, Häfen und Luftschlössern beschliessen und, wenn sie können, auch in's Werk setzen, man lasse die Regierung constitutionelle Possen jeder Art aufführen, lasse die Jungtürken in Paris, und wo sie wollen, sich civilisiren und in der Heimat sich todt trinken, man schicke endlich auch englische Beamte nach Kleinasien und lasse sie dort todtschlagen, dann

wird früher, als man denkt, die Zeit kommen, wo Europa sich überzeugt, dass all diese Dinge zu nichts Anderem als zum Zerfall des osmanischen Staates führen, und dass nichts Anderes übrig bleibt, als das Haus Osmans, das ohnehin länger geherrscht hat, als einer moslimischen Dynastie von Natur und Rechts wegen gestattet ist, zu den Todten zu legen und an seiner Stelle christliche Regierungen einzusetzen, aber dann hoffentlich nicht constitutionelle, sondern ehrlich despotische, welche die Dinge nehmen, wie sie sind, und nicht, wie man sie gern hätte.

Vielleicht wird man dann auch ein Anderes einsehen, nämlich dass in den übrigen moslimischen Staaten dasselbe Verfahren nothwendig ist, dass, solange irgend eine moslimische Dynastie — wir nehmen das Haus Mohammed Alis nicht aus — in der Welt existirt, das betreffende Land hoffnungslosem Verderben ausgeliefert ist, und wird sich darnach richten. Denn dass der Islam nicht im Stande ist, eine gesunde Dynastie zu erzeugen, glauben wir in einem frühern Abschnitte nachgewiesen zu haben. Wir bilden uns nicht ein, dass man Knall und Fall die moslimischen Dynastien die heute noch regieren, absetzen könne, aber wenn Europa durch die Erfahrungen, welche es mit diesen Dynastien macht, zur Ueberzeugung gelangt ist, dass sie eine der Hauptursachen des Verfalls sind, dann wird sich wohl auch Gelegenheit finden, mit denselben aufzuräumen. Wo es sich um das »Wohl der Völker« gehandelt hat, ist man im Depossediren auch im Abendlande nicht blöde gewesen. Was in Europa recht ist, wird in Asien billig sein.

Die moslimischen Unterthanen werden sich im westlichen Asien wahrscheinlich viel leichter in eine christliche Herrschaft finden als im Osten, weil sie den Fluch der türkischen Beamtenwirthschaft kennen, und weil der Fanatismus bei ihnen jetzt schon bedeutend abgenommen hat. Das Gefühl, dass unter einer christlichen Regierung auch die Moslime sich besser be-

finden als unter einer mohammedanischen, ist zum Theil schon zur Zeit der Kreuzzüge vorhanden gewesen; hat doch schon Ibn Dschobair diess ausgesprochen. Interessant ist in dieser Beziehung was Melek Hanum uns über ein Gespräch kleinasiatischer Bauern berichtet, aus dem hervorgeht, dass auch in den untersten Schichten etwas von jenem Gefühl vorhanden ist. Als Jemand gegenüber den Klagen über die türkischen Beamten bemerkte, es könnte noch schlimmer werden, wenn die Christen kämen, da erwiderte ein Bauer: »Denkt ihr, sie werden uns schlimmer behandeln, als man es jetzt thut? Im Gegentheil, sie werden aus Furcht vor einer Empörung von unsrer Seite sich bemühen, unser Wohlwollen zu gewinnen und uns weit milder regieren als wir jetzt regiert werden.« Als ihm darauf eingewendet wurde, die Christen möchten eine Religionsverfolgung beginnen, fuhr er fort: »Es ist wahr, sie verabscheuen unsern Glauben, aber sie wissen, dass unser Glaube uns Alles ist. Sie werden sich hüten durch den Angriff auf das, was uns das Theuerste ist, sich unsere tödtliche Feindschaft zuzuziehen. Ihr seht, dass die Engländer ihren moslimischen Unterthanen unbelästigt ihre Bräuche zu üben erlauben, auch die Russen versuchen nie, die Tscherkessen und andere Moslime in ihrem Gebiet zu bekehren.«

Es wird eine mühevollen, für lange Zeit wenig dankbare Arbeit sein, welche den christlichen Erben der moslimischen Herrschaft zufallen wird; der Blick auf diejenigen Länder, die schon jetzt unter christlicher Botmässigkeit stehen, könnte vor der Uebernahme dieses Civilisationswerkes wohl zurückschrecken. Allein wahrscheinlich wird man dann doch einen besser vorbereiteten Boden antreffen, als man ihn seiner Zeit in Algier oder auch in Indien vorgefunden hat. Durch die Reformen wird wesentlich vorgearbeitet, und schon jetzt wird es möglich sein, dieselben in solche Bahnen zu leiten, dass sie, zwar nicht den gegenwärtigen mohammedanischen, wohl aber den künftigen

christlichen Regierungen, zu gute kommen. Die Bemühungen Europas sollten sich weit mehr als bisher auf die Gründung von Volksschulen concentriren, die bekanntlich bei den moslimischen Herrschern sehr zurücktritt hinter der Einrichtung höherer Schulen. Nur der Volksunterricht, überhaupt die Hebung der grossen Masse der Bevölkerung, wird im Stande sein, das Fundament der Bildung zu legen, das unentbehrlich ist, wenn die übrigen Culturschöpfungen nicht bloss den Ausländern, sondern auch der einheimischen Bevölkerung zu gute kommen sollen. Würden die europäischen Regierungen in dieser Richtung ihren Einfluss geltend machen, so könnte gewiss Vieles gebessert werden.

Was sie bisher unterlassen haben, das hat die Mission gethan. Mit richtigem Blicke haben die meisten Missionsgesellschaften erkannt, dass die Hauptaufgabe in den Ländern des Islam nicht sein kann, einzelne Convertiten zu gewinnen, sondern dass sich mit besserem Erfolge auf andern Gebieten, vor Allem auf dem der Schule, wirken lässt. Es sind daher auch in den Ländern, wo der Islam noch die politische Herrschaft ausübt, Missionschulen gegründet worden, welche von Kindern aller Confessionen besucht werden können. Ein grosser Theil der moslimischen Bevölkerung, besonders der untern Classen, steht nicht an, ihre Kinder in diese Schulen zu schicken, obwohl in denselben die heilige Schrift gelesen wird. Die englische Missionschule in Kairo wird von dreihundert Knaben und zweihundert Mädchen besucht; von den erstern sind etwa die Hälfte, von den letztern zwei Drittel Mohammedaner. Auch in den dreissig Schulen der amerikanischen Mission in Egypten befinden sich mohammedanische Kinder, in der Schule von Kairo z. B. fünfzig Knaben und siebenzig Mädchen. In Syrien sind eine Menge sowohl protestantischer als katholischer Schulen gegründet worden. Den Anstoss dazu gab der Christenmord des Jahres 1860; zahllose Waisen, die im Elend zurückgeblieben waren,

wurden von englischen Missionären in Beyrut gesammelt; auch andere Kinder verschiedener Confessionen kamen zum Unterrichte, so dass die Kinder der Mörder und der Ermordeten neben einander in der Schule sassen. Ein türkischer Pascha äusserte sich bei dem Besuch einer englischen Missionsschule gegen die Vorsteherin derselben: »Madame, solche Schulen wie die Ihrige, worin Sie alle Secten zulassen, werden ein neues Blutbad unmöglich machen.« Während früher in Beyrut keine dreihundert Kinder zur Schule gingen, werden jetzt neuntausend, darunter dreitausend in protestantischen Schulen, unterrichtet. In ganz Syrien, von Antiochien bis Nazareth, geniessen über zehntausend Kinder, von denen fast die Hälfte Mädchen sind, Unterricht in protestantischen Schulen. In Beyrut erhalten auch Frauen, unter ihnen mehrere hundert moslimische, Bibelunterricht in Sonntagsschulen, und in einer Alltagsschule lernen viele derselben lesen und schreiben. Obwohl man anfangs starkem Widerstande begegnete, erfreuen sich gegenwärtig diese Schulen, besonders die Mädchenschulen, grosser Sympathieen auch bei der mohammedanischen Bevölkerung; so baten z. B. vor Kurzem die Frauen der Effendis von Baalbek in einem Schreiben an die englischen Missionäre in Beyrut um Einrichtung einer Schule in ihrer Stadt, ebenso wurde in Damascus auf Bitten der dortigen Bevölkerung eine Schule eröffnet *).

Auch in Palästina, besonders in Jerusalem, ist durch deutsche und englische philanthropische Anstalten viel Gutes gestiftet worden, so besonders durch Fliedners Diaconissenhaus, in welchem seit 1851 jährlich viele hundert Moslime verpflegt worden sind. Ebenso finden sich in Palästina eine grössere Anzahl Knaben- und Mädchenschulen, die auch von mohammedanischen Kindern besucht werden. In ähnlicher Weise wird auch in andern Theilen des türkischen Reiches, so in

*) Proceedings of the general conf. etc. p. 333 ff.

Kleinasien und in der europäischen Türkei, besonders von amerikanischen Missionsgesellschaften gearbeitet.

Unzweifelhaft könnte in dieser Hinsicht von den christlichen Völkern viel mehr geleistet werden, wenn nur erst das Bewusstsein ihrer Pflichten gegen die nichtchristlichen Völker bei ihnen erwacht wäre. Die Gründung von Schulen und Spitälern würde in vielen Provinzen des osmanischen Reiches nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stossen, und das weibliche Geschlecht würde sich, wenigstens bei den untern Ständen, für die Verbesserung seiner socialen Lage überall dankbar zeigen.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Arbeit an der moslimischen Bevölkerung des osmanischen Reiches sind die Bemühungen der christlichen Missionsgesellschaften, die morgenländischen Kirchen wieder zu beleben. Von den fünfundvierzig Millionen des osmanischen Reiches sind etwa zwölf Millionen Christen, allein dieselben sind, wie wir gesehen haben, in geistloses Formelwesen versunken. Am tiefsten heruntergekommen sind die koptischen Christen in Egypten, bei denen Mariencultus, Aberglaube und Unsittlichkeit in furchtbarer Weise herrschen, und die den Einwirkungen abendländischen Christenthums kaum zugänglicher sind als die Moslime. Aber auch die Armenier, die Jacobiten in Syrien und Mesopotamien, die Nestorianer in Persien und dem angrenzenden türkischen Gebiet haben den Geist des Christenthums fast gänzlich verloren und nur seine Formen sich bewahrt. Die Neigung, im Aeusserlichen das Wesen der Religion zu suchen, welche bei allen Orientalen vorhanden ist, hat sich unter dem Einfluss des Islam und infolge der geistigen Quarantaine, welcher die orientalischen Christen Jahrhunderte hindurch ausgesetzt waren, auf das Höchste gesteigert, so dass wir uns nur wundern können, wie ihre Kirchen so lange bestanden haben. Vielleicht aber hat gerade ihr starres Festhalten an den gegebenen Formen ihnen Widerstandskraft verliehen. Sowohl die katholische Kirche als die ver-

schiedenen Denominationen der protestantischen haben auf die morgenländischen Schwesterkirchen Einfluss zu gewinnen gesucht. Ein Theil der Armenier und Nestorianer hat sich bekanntlich dem Papste unterworfen, ohne dass dadurch bis jetzt eine wesentliche Besserung erzielt worden wäre. Unter den übrigen haben englische und amerikanische Missionsgesellschaften evangelisches Leben zu wecken gesucht. Dass die Erfolge nicht sehr in die Augen fallen, hängt zum Theil mit den häufigen politischen Erschütterungen und den unsichern Verhältnissen des Orients zusammen, durch welche das begonnene Werk oft unterbrochen worden ist, zum Theil mit dem Widerstande, den die orientalischen Kirchen selbst leisten. Dennoch sind die Resultate ermuthigend, jedenfalls darf heute die Hoffnung noch nicht aufgegeben werden, dass diese Kirchen noch einmal zu neuem Leben erwachen können. Einen Erfolg der abendländischen Bemühungen dürfen wir schon darin erblicken, dass die Häupter dieser Kirchen, um den Einfluss der Fremden zu paralyisiren, der Jugendbildung wieder mehr Aufmerksamkeit schenken und Knaben- und Mädchenschulen stiften. Der Widerstand, den sie den Bemühungen der Abendländer entgegensetzen, hat die meisten Missionsgesellschaften veranlasst, neue Kirchengenossenschaften zu bilden. So haben die amerikanischen Presbyterianer in Persien eine reformirte nestorianische Kirche gegründet, welche über elfhundert Mitglieder zählt und im Wachsen begriffen ist. Es wirken an ihr schon achtzehn eingeborene Prediger, und die siebenundachzig Schulen dieser Kirche werden von sechzehnhundert Schülern besucht. Im türkischen Reiche sind durch die amerikanische Mission gegen hundert Kirchgemeinden mit über fünftausend Mitgliedern gegründet worden. Auf dreihundert Schulen wird elftausend Schülern Elementarunterricht ertheilt, und auf zwanzig höhern Schulen werden achthundert Schüler für den Prediger- und Lehrerberuf herangebildet *).

*) Dr. Clark, in Proceedings of the general conf. etc. p. 107 ff.

Alle diese Bemühungen werden nicht erfolglos bleiben. Wenn erst wieder gesundes Christenthum im Orient erwacht, werden die Moslime, die bisher in überwiegendem Masse die Schattenseiten europäischen Culturlebens zu sehen bekommen haben, allmählich richtigere Begriffe von europäischem Wesen gewinnen.

Viel weniger hat man von der Gründung abendländischer Colonieen im Orient zu erwarten von denen man sich einst Grosses versprochen hat. Die Versuche, die bisher gemacht worden sind, haben äusserst bescheidene Resultate ergeben. Das bedeutendste Unternehmen dieser Art ist die Gründung der Tempelgemeinden in Palästina, welche die Wiederbevölkerung dieses Landes mit evangelischen Christen bezweckt. Die Zahl der Colonisten beläuft sich unseres Wissens höchstens auf tausend; sie sind in mehrere Niederlassungen bei Jerusalem, in Saron und Haifa vertheilt und üben infolge ihrer ernsten Sinnesweise und ihrer Arbeitsamkeit günstigen Einfluss auf ihre Umgebung, aber die ursprüngliche Absicht, Palästina mit nord-europäischen Christen zu bevölkern, ist, wie sich jetzt schon deutlich zeigt, unerreichbar. Ein Hinderniss liegt in der feindseligen Haltung der türkischen Beamten, die alle europäischen Unternehmungen misstrauisch beobachten und nach Kräften zu hintertreiben suchen. Ein grösseres Hinderniss aber ist das Klima; die europäische Race ist in diesen Gegenden nicht im Stande, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, sie ist darauf angewiesen, von Handel und Gewerbe und geistiger Beschäftigung zu leben. Die Colonisten des deutschen Tempels sehen sich genöthigt, durch Einheimische ihre Aecker bebauen zu lassen, und wenden sich dem Handwerk zu. Solche Colonieen haben ihre Berechtigung, solange sie bloss den Zweck verfolgen, der christlichen Cultur Pionierdienste zu leisten, die einheimische Bevölkerung zur Selbständigkeit zu erziehen, wie diess etwa die Engländer mehr oder minder bewusst in Indien thun, und wie wir es uns in Centralafrika als möglich denken.

Dann aber werden sie in der Regel mehr Opfer fordern als Gewinn bringen. Eine dauernde Einwanderung der Europäer ist in Palästina so gut als in Indien und Afrika ein Ding der Unmöglichkeit.

Und nun eine letzte Frage. Was wird die Folge aller Einflüsse abendländischer Cultur, die Folge auch einer christlichen Herrschaft in den Ländern des Islam sein? Vielleicht ein langsames, unvermerktes Uebergehen der Moslime zum Christenthum? Wir möchten diess wenigstens für einen Theil der moslimischen Länder hoffen, für die nämlich, in welchen der Islam nie seine ganze Macht entfaltet hat. Für die alten Länder erwarten wir bedeutend weniger. Die Folge aller abendländischen Einflüsse wird eine fortschreitende Zersetzung der Gesellschaft sein. Bei den untern Classen wird voraussichtlich noch Jahrhunderte lang der Islam herrschend bleiben, auch wenn sie die materiellen Segnungen der christlichen Cultur anerkennen und sich aneignen gelernt haben. In den höhern Classen werden Skepticismus und Indifferentismus immer mächtiger werden, sie werden sich allmählich auch nach unten verbreiten, und die Wirkung wird sein ein bedeutendes Sinken der sittlichen Kraft, es werden sich bei den Moslimen Zustände einstellen, wie sie jetzt etwa in der bürgerlichen Gesellschaft Persiens sich finden; in weiten Kreisen wird ein blasirter Indifferentismus zur Herrschaft gelangen, der auf alle positive Religion als auf einen überwundenen Standpunkt hinabschaut. Ob sich daraus je wieder neues Leben entwickeln wird? Einer der besten Kenner Persiens, Graf Gobineau, hält diess in Persien für sehr unwahrscheinlich. Er sagt von den Persern *): »Die erstaunliche Menge dogmatischer Ideen, die sie verbraucht haben, die formlose, aber riesige Anhäufung, die sie davon besitzen, bildet eine Schicht von Kehrrieth, welche nichts wegzufügen im Stande ist, und welche

*) Trois ans en Asie, p. 380.

für immer jede besondere und vollständige Lehre hindern wird, auf diesem Boden sich festzusetzen. Es ist eine Art Sumpf, in den man nie irgend ein Pfahlwerk fest einzusenken vermöchte, der dagegen alle Gebäude, welche man darauf zu errichten versuchte, verschlingen kann."

So ganz hoffnungslos scheint uns indessen dieser Boden doch nicht zu sein. Er hat grosse Aehnlichkeit mit dem, welchen das Christenthum bei den Völkern des Alterthums gefunden hat. Lange haben es die Menschen ohne Religion nie ausgehalten; so glauben wir, dass auf das Zeitalter des Indifferentismus wieder ein Tag folgen wird, an welchem das Christenthum seine Macht wird äussern können. Freilich wird es dann einen stark verwüsteten Boden finden, keine lebensfrische, sondern müde, greisenhafte Völker. Dass diese zu neuem Leben erwachen werden, wird man unwahrscheinlich finden. Hat doch das Christenthum auch bei seinem Siege über das römische Weltreich die alten Völker nicht vor dem Untergang zu retten vermocht, obwohl ihr Leben von christlichen Einflüssen schon stark durchdrungen war. Es hat neueindringende Stämme zu Culturvölkern gemacht, die alten aber sind von diesen aufgesogen worden. Auch die Völker altern wie der einzelne Mensch, auch für ihr Leben scheint das Wort zu gelten, dass man neuen Most nicht in alte Schläuche fasst. So werden denn die Völker des Islam vielleicht langsam dahinschwinden und jüngern, kräftigern das Feld räumen.

Ist es gestattet, sich über eine in unabsehbarer Ferne liegende Zukunft in Vermuthungen zu ergehen, so möchten wir gegen diese Anschauung Einiges einwenden. Für unbedingt nothwendig halten wir diesen Gang der Dinge durchaus nicht. Wenn das physische und geistige Leben eines Volkes unter dem Einfluss ungesunder Culturformen auch geschwächt worden ist, so ist damit noch nicht gesagt, dass dieser Schaden unheilbar sei. Dass die Völker des Alterthums durch das Christenthum nicht

zu neuer Entwicklung gelangt sind, hing damit zusammen, dass kräftigere Völker über ihre Cultur hereinbrachen, deren Ansturm sie nicht gewachsen waren. Aber die orientalischen Völker werden schwerlich jemals mit solchen Gegnern zu thun haben. Wo sollten sie herkommen? Einer Ueberflutung und dauernden Besetzung ihrer Länder durch europäische Einwanderer sind durch das Clima sehr bestimmte Grenzen gesetzt. Allerdings ist mehr als wahrscheinlich, dass die Osmanen aus der europäischen Türkei allmählich verschwinden werden; ihre Zahl beträgt schon jetzt kaum anderthalb Millionen und ist in beständigem Abnehmen begriffen. Aehnliches mag auch in Persien geschehen, wo die ansässige moslimische Bevölkerung ebenfalls zurückgeht. Aber dass die kräftigern der moslimischen Völker unter neuen, günstigen Lebensbedingungen zu neuer Blüte sich erheben werden, scheint uns durchaus nicht unwahrscheinlich. Noch immer ist viel natürliche und geistige Kraft vorhanden; die meisten Völker sind über das Kindesalter geistigen Lebens nicht hinausgekommen, auch ist der Boden ihrer Länder noch immer ein unerschöpflicher Quell des Reichthums, so dass auch die materiellen Bedingungen einer neuen Cultur nicht fehlen.

Es ist möglich zu hoffen, ja es ist Pflicht zu hoffen und zu säen auf Hoffnung. Mag sie noch so fern sein, die Zeit, wo das Bekenntniss, dass Mohammed der Gesandte Gottes sei, auf den Lippen des letzten Moslims erstirbt, sie wird kommen, das Christenthum aber wird auch dann noch die eine grosse Macht sein, die berufen ist, das Reich Gottes auf Erden zu bauen.

Wir sind am Ende unserer Untersuchung angelangt. Ein Stück geschichtlicher Entwicklung haben wir verfolgt, das uns je länger je mehr als ein Irrgang hat vorkommen wollen. Wenig

erfreuliche Bilder haben wir unterwegs geschaut, und das Endergebniss mag sehr unbefriedigend scheinen, obwohl wir zur Hoffnung uns verpflichtet haben. Der Islam steht in der Geschichte als ein grosses Räthsel da und wird denen, welche Plan und Ziel der Geschichte leugnen möchten, eine willkommene Erscheinung sein. Sie sollen darum doch nicht Recht behalten; unsere Unwissenheit über die providentielle Aufgabe des Islam kann uns nicht irre machen an dem Glauben, dass eine höhere Fügung über den Schicksalen der Menschheit walte. Denn das Bruchstück geschichtlicher Entwicklung, das wir kennen, ist viel zu klein, als dass wir die Bedeutung, welche jeder Erscheinung innerhalb desselben für die Gesamtentwicklung des menschlichen Geschlechts zukommt, anzugeben vermöchten; was uns unverständlich ist, braucht darum nicht ohne Sinn zu sein. Wenn wir nur an einzelnen Punkten der Geschichte die Spuren einer weisen und gütigen Hand finden, welche die Wege der Menschheit lenkt, so können wir uns zufrieden geben und an den langen Strecken, wo der Faden der Geschichte uns zum unentwirrbaren Knäuel wird, mit dem Gedanken vorübergehen, dass jene Hand ihn werde zu entwirren wissen. Können wir sagen: was wir von dem Lauf der Geschichte verstanden haben, ist gut, so haben wir alle Ursache zu der Annahme, das, was uns unverstanden geblieben ist, werde nicht minder gut sein. Und an den Spuren jener leitenden Hand fehlt es nicht; den Glauben an eine göttliche Leitung seiner Geschicke und an ein gutes Ziel hat das Menschengeschlecht immer aufs Neue sich gestärkt an der Erscheinung des Lebens, von dessen Geburt an die christlichen Völker ihre Jahre zählen.

Wenn wir bekennen müssen, dass der Islam uns ein Räthsel geblieben ist, wäre nicht trotzdem seine Geschichte uns lehrreich geworden in mehr als einer Hinsicht? Ist sie nicht ein lebendiges Zeugniss von den ewigen Gesetzen sittlicher Weltordnung, die nie ungestraft übertreten werden? Ist sie nicht eine Apologie

der Religion, des Christenthums, wie ein menschlicher Griffel sie nimmermehr zu schreiben vermöchte?

Dass die Religion die erste Macht in der Welt ist, das zeigt sich an der Geschichte des Islam auf's Deutlichste. Das grosse islamitische Weltreich hat sich auf religiöser Grundlage gebaut; aus religiösen Motiven sind entsprungen die gewaltigsten Schöpfungen islamitischer Cultur, vor denen wir bewundernd gestanden haben. Ohne Religion kein Staat, keine Wissenschaft, keine Kunst, überhaupt keine Cultur, die Geschichte des Islam lehrt es auf jedem Blatte.

Aber weiter: warum ist die islamitische Welt in Trümmer gesunken? Wir wissen nur Eine Antwort: weil der Islam eine falsche Religion ist. Andere Factoren haben zwar bei dem Zerstörungswerke mitgewirkt, aber der eigentliche Zerstörer ist doch der Islam selbst gewesen. Dass er nur ein Zerrbild der Offenbarungsreligion ist, das hat seine Schöpfungen dem Verfall überliefert. Man glaubt nicht selten, alle Religionen, welche die drei Grundgedanken des Islam, die Einheit Gottes, das göttliche Gesetz und die Vergeltung, in irgend einer Form besitzen, einander an Werth gleichstellen und die specifisch christlichen Glaubenslehren als einen unnützen Ballast betrachten zu dürfen. Die Geschichte des Islam kann lehren, wie wenig diese Ansicht begründet ist, wie gerade dem specifisch Christlichen eine Kraft innewohnt, von welcher die Weisheit des sogenannten gesunden Menschenverstandes sich nichts träumen lässt.

Auch für die nächste Zukunft der christlichen Völker des Abendlandes scheint uns die Geschichte des Islam manches Tröstliche zu lehren. Es fehlt im Leben dieser Völker nicht an Erscheinungen, welche uns mit Bangen in die Zukunft können schauen lassen; die Vorboten schwerer Stürme zeigen sich am Horizont, eine grosse Umgestaltung aller Verhältnisse scheint der christlichen Welt bevorzustehen. Aber denen können wir nicht Recht geben, die nichts sehen wollen als Verfall und

Untergang. Mag immerhin Altes sterben, es wird neuem, gesunderem Leben den Platz räumen. Eine Welt, die untergehen will, sieht anders aus als die unsrige, das können wir an der Welt des Islam lernen. Das Christenthum ist noch viel zu eng mit dem Fühlen und Denken der abendländischen Welt verflochten, und hält alle Lebensordnungen zu fest mit seinen Fäden umspannt, als dass es diese Welt nicht vor dem Untergang zu bewahren vermöchte. Nicht die Trägheit und den Leichtsinn, welche nirgends eine Gefahr sehen, sondern Alles vortrefflich finden, will dieses Wort rechtfertigen, möchte wohl aber es alle die, welche an die weltüberwindende Kraft des Christenthums glauben und doch im Kampf mit ungünstigen Verhältnissen den Muth verlieren wollen, zu freudigem Ausharren ermuntern. Zwar nicht ein goldenes Zeitalter des ungestörten Friedens und der Harmonie aller Kräfte sehen wir vor uns. Arbeit, Unruhe und Kampf wird der Völker Loos bleiben nach wie vor, aber den Glauben dürfen wir uns bewahren, dass das Leben der christlichen Welt nicht wie das der islamitischen ein Irrgang ist, sondern dass die Entwicklung, in der wir stehen, auf vielverschlungenen Pfaden einem guten Ziele entgegengeht.

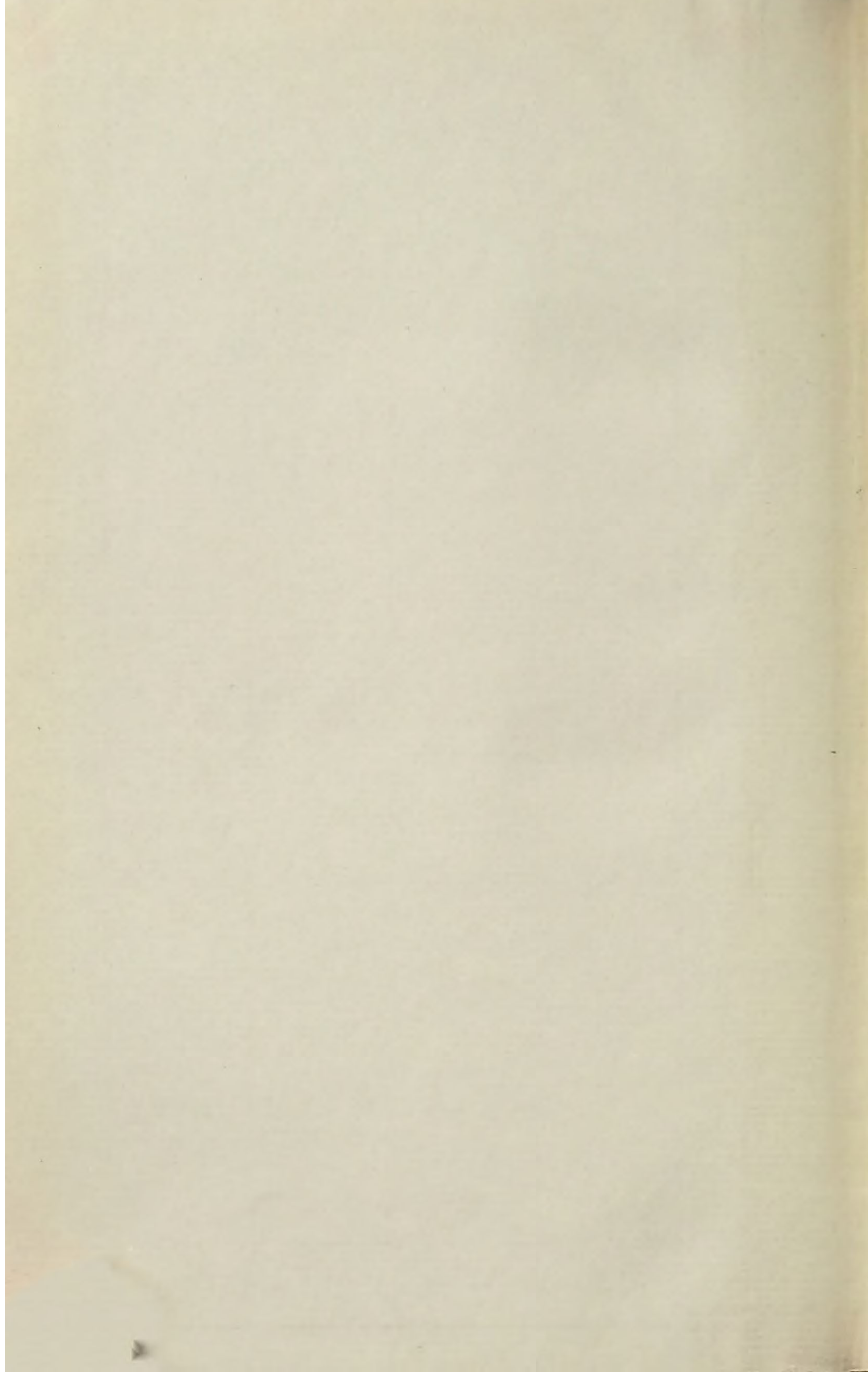
BERICHTIGUNGEN.

- S. 77, Zeile 10 v. o. lies: Geberden.
S. 83, „ 14 v. o. „ ar statt: al.
S. 97, „ 8 v. o. „ dem st.: den.
S. 107, „ 11 v. u. „ ist st.: is.
S. 140, „ 14 v. o. „ Fellachin st.: Fellahin.
S. 163, „ 4 v. u. „ 156 st.: 182.
S. 197, „ 17 v. o. „ Türkische Grammatik.
S. 197, „ 5 v. u. „ dass st. das.
S. 233, „ 14 v. o. „ am Freitag und an den Festen haben
sie die u. s. w.
S. 275, „ 10 v. o. „ Chiwa st. China.
S. 299, „ 1 v. u. „ dass st.: das.
S. 343, „ 14 v. u. „ nicht st.: mit.

Einige orthographische und Interpunctiionsfehler bittet man den
Leser zu verbessern.

Verlag von E. J. BRILL in Leiden:

- BUEHLER (CHRISTIAN)**, Der Altkatholicismus. 1880. 8°. . . f 3.80
- BUSS (ERNEST)**, Die christliche Mission, ihre principielle Berechtigung und practische Durchführung. 1876. 8°. f 3.75
- BITZIUS (A.)**, Die Todesstrafe vom Standpunkt der Religion und der theologischen Wissenschaft. 1870. 8°. f 0.90
- HARTMANN (J.)**, Humanität und Religion. 1873. 8°. . . . » 1.50
- HEPPE (HEINRICH)**, Geschichte des Pietismus und der Mystik in der Reformirten Kirche, namentlich der Niederlande. 1879. 8°. f 5.25
- HÖCHSTETTER (WILH. CHR.)**, Sociale Frage und Kirche. 1874. 8°. f 0.90
- JOSS (GOTTLIEB)**, Die Vereinigung christlicher Kirchen. 1877. 8°. » 2.—
- OSCHWALD (J. U.)**, Sociale Frage und Kirche. 1874. 8°. . » 0.75
- RÉVILLE (A.)**, Etudes critiques sur l'Evangile selon St. Matthieu. 1869. 8°. f 3.80
- RUEETSCHI (RUDOLF)**, Geschichte und Kritik der kirchlichen Lehre von der ursprünglichen vollkommenheit und vom Sündenfall. 1881. 8°. f 2.75
- Testamentum (Novum)** Graecum ad fidem codicis vaticani ediderunt A. KUENEN et C. G. COBET. 1860. 8°. (f 5.—) f 1.—
- THOENES (Dr. C)**, Die Christliche Anschauung der Ehe und ihre Modernen Gegner. 1881. 8°. f 2.90
- TRIP (CH. J.)**, Paulus nach der Apostelgeschichte. Historischer Werth dieser Berichte. 1866. 8°. f 3.25
- Die Theophanien in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments. 1858. 8°. f 2.25
- WEYGOLDT (G. P.)**, Kritik des philosophischen Pessimismus der neuesten Zeit. 1875. 8°. f 1.50
- Darwinismus, Religion, Sittlichkeit. 1878. 8°. . . . » 1.50
- WISKEMANN (H.)**, Der Krieg. 1869. 8°. » 2.25
- Die Slaverei. 1866. 8°. » 2.10



Franz Steckeler
Buchbinderei
Höchstädt / Do.

Hauri, Johannes

Der Islam in seinem Einfluss auf das Leben seiner Bekenner eine von der '
Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der Christlichen Religion' gekrönte
Preisschrift

Leiden 1882

Th.u. 396 f,V-15

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11890205-1